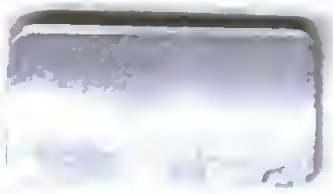
GF
33
P3

PASSARGE
Landschaft und Kulturentwicklung

Digitized by Google

LIBRARY
UNIVERSITY OF CALIFORNIA
DAVIS

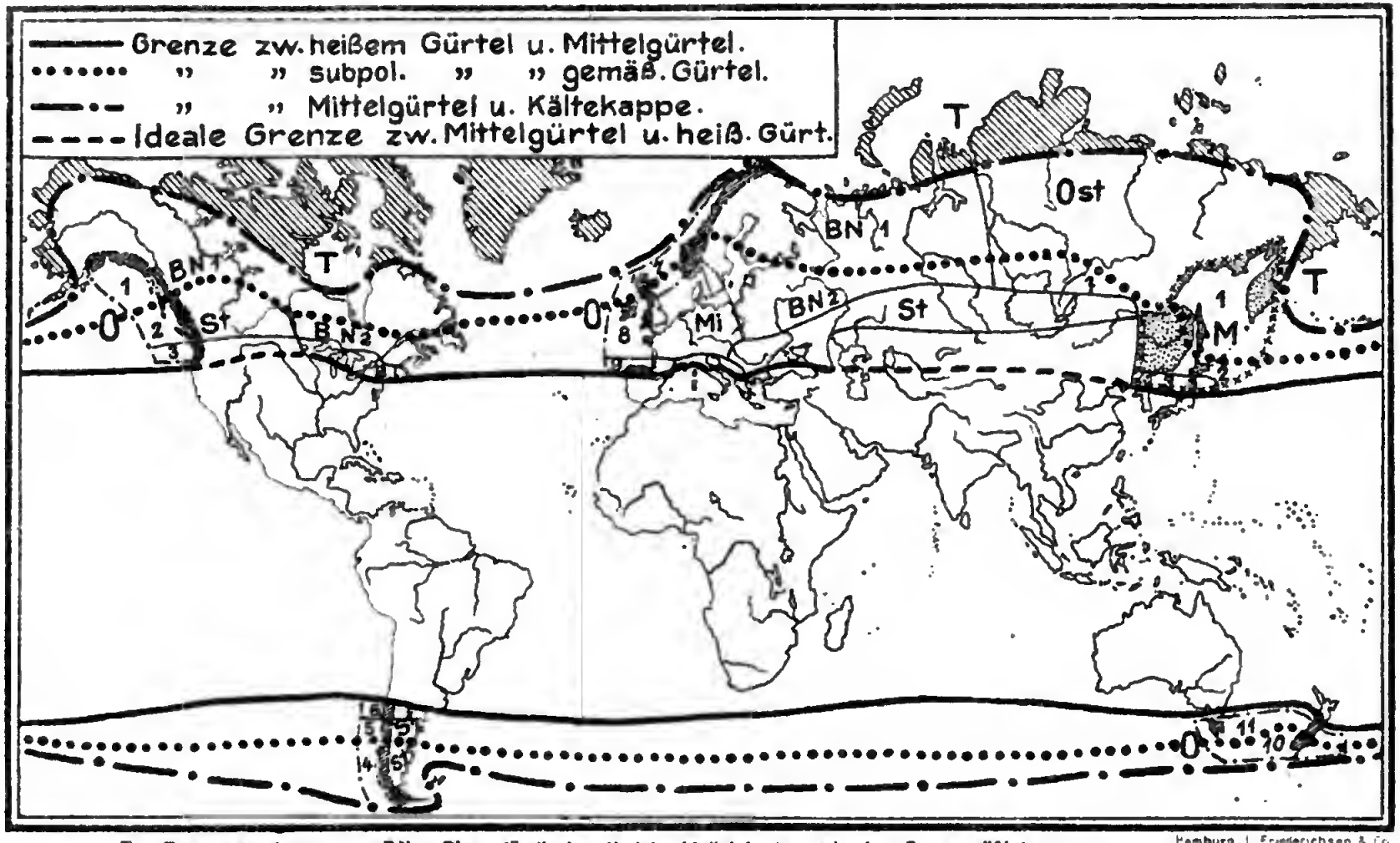


Digitized by Google

Manfred Vukits, Graz
November 1935.

Digitized by Google

Karte I. Die Landschaftsgürtel unserer Klimabreiten.



T = Tundragürtel. BN = Binnenländischer Nadelwaldgürtel. 1 = subpolar, 2 = gemäßigt.

Ost = Ostsibirisches Nadelwaldgebiet. B = Subtropisch-gemäßigtes, binnenländisches Nadelwaldgebiet in N-Amerika.

O = Ozeanische Waldländer. 1 = subpolares, 2 = gemäßigtes, 3 = subtropisch-gemäßigtes Gebiet in NW-Amerika, 4 = subpolares, 5 = gemäßigtes, 6 = subtropisch-gemäßigtes Gebiet in Chile, 7 = subpolares, 8 = gemäßigtes, 9 = subtropisch-gemäßigtes Gebiet in Europa, 10 = subpolares, 11 = gemäßigtes Gebiet in Neuseeland und Tasmanien.

M = Monsunwaldländer Ostasiens. 1 = subpolar, 2 = gemäßigt, 3 = subtropisch-gemäßigt. St = Steppenländer.

Hamburg, L. Friederichsen & Co.

Landschaft und Kulturentwicklung in unseren Klimabreiten

von

Siegfried Passarge

Mit 2 Karten

Hamburg
L. Friederichsen & Co.
1922

LIBRARY
UNIVERSITY OF CALIFORNIA
DAVIS

Alle Rechte vorbehalten,
insbesondere das Übersetzungsrecht.
Copyright 1922 by L. Friederichsen & Co., Hamburg.

Druck von J. J. Augustin in Glückstadt und Hamburg.

Digitized by Google

Inhalt.

Einleitung 1

Kapitel I. Die Ozeanischen Wald-Küstenländer 4

1. Allgemeine Wesenszüge in ihrer Bedeutung für den Menschen 4
2. Die Heimatskulturen 6
3. Die nicht angepaßten Fremdkulturen 11
4. Der Einfluß der europäischen Fremdkultur auf die Heimatskulturen 12
5. Die angepaßten Fremdkulturen 12

Kapitel II. Die subpolaren binnenländischen Nadelwaldländer nebst den gemäßigten Nadelwaldländern Sibiriens und Nordamerikas 16

1. Allgemeine Wesenszüge in ihrer Bedeutung für den Menschen 16
2. Die Heimatskulturen .....
   Wirtschaft. Siedlungen. Verkehr. Kulturgeräte. Handel und Gewerbe. Körperliche Entwicklung. Geistige Entwicklung. Religiöse Vorstellungen, Sitten und Gebräuche. Soziale und politische Verhältnisse. Die Einwirkung der Heimatskulturen auf die Landschaft 17
3. Nicht angepaßte Fremdkulturen 29
4. Angepaßte Fremdkulturen 30
5. Wirkung der Fremdkulturen auf die Heimatskulturen 34

Kapitel III. Die subpolaren und gemäßigten Monsun-Waldländer 35

1. Verbreitung und allgemeine Wesenszüge 35
2. Heimatskulturen 36
3. Fremdkulturen 41

Kapitel IV. Die Steppenländer 42

1. Verbreitung und allgemeine Wesenszüge 42
2. Heimatskulturen .....
   Wirtschaft. Siedlungen Verkehr. Stofflicher Kulturbesitz. Lebensweise. Handel und Gewerbe. Körperliche Entwicklung. Geistige Entwicklung. Religion. Soziale und staatliche Verhältnisse. Einwirkung des Menschen auf die Landschaft 46

Kapitel V. Die gemäßigten und subtropisch-gemäßigten Kulturländer Europas 57

1. Allgemeine Gesichtspunkte und Wesenszüge .... Verbreitung der heutigen Kulturlandschaft. Die natürlichen Bedingungen für die Entwicklung der Kultur. Das Baltische Festungsgebiet. Die Bedingungen während der Diluvialzeit. Die vorgeschichtlichen Kulturen. Das Pflugbau- und Indogermanenproblem. 57
2. Die Einwirkung der Landschaften auf die Heimatskulturen vor der Handwerkskulturzeit ..... Wirtschaft. Siedlungen und Hausformen. Verkehr. Der stoffliche Kulturbesitz. Handel und Gewerbe. Soziale und staatliche Verhältnisse. Körperliche Entwicklung. Die Charakterentwicklung im Kampf mit den Naturgewalten. Der Charakter einiger europäischer Völker. Religion 76
3. Die Kulturentwicklung während der Handwerkskulturzeit ..... Allgemeine Gesichtspunkte. Das Christentum in den Mittelgürteln und seine Beziehungen zur Landschaft. Die Entstehung der Kulturlandschaften. Die Entstehung der Stadtlandschaften. Die Entwicklung des Hausbaus in den Städten. Die sozialen Verhältnisse. Die politischen Verhältnisse. Die körperliche Entwicklung. Die Charakterentwicklung unter städtischem Einfluß. — Allgemeine Gesichtspunkte. Die Einwirkung der Städte auf die Charakterentwicklung in West- und Mitteleuropa während der Handwerkskulturzeit. Die Anbahnung der Maschinenkultur. Die Charakterentwicklung in Rußland 104
4. Die Kümmerbaustufe der Mittelgebirge im Bereich der Mischwald- und Laubwaldländer. 128
5. Die Maschinenkulturzeit ..... Allgemeine Gesichtspunkte. Skizze des Entwicklungsganges der Maschinenkultur im Gegensatz zur Handwerkskultur. Körper- und Charakterentwicklung. Soziale Verhältnisse. Der Bolschewismus in Rußland als Kind der Landschaft 129

Kapitel VI. Die europäische Kultur in den gemäßigten Wald- und Steppenländern Amerikas 146
1. Nordamerika 146
2. Südamerika 147

Kapitel VII. Schlußbetrachtung 148

Einleitung.

Überblicken wir die Geschichte der verschiedenartigsten Völker, so kann man immer und immer wieder feststellen, daß auf eine Zeit der Ruhe — in Wirklichkeit innerer Entwicklung und Vorbereitung — eine Zeit des Aufschwungs und der Blüte, eine manchmal ungeahnte Entfaltung der Kräfte folgt, um dann schneller oder langsamer abzusinken. Ein ruhmloses Ende beschließt oft eine Zeit des Verfalles, der Erniedrigung — Republik Venedig. Die Begriffe „Blütezeit und Verfallzeit" sind ja bekannt genug. Auffallend ist es nun, daß Blüte und Verfall unter den gleichen äußeren Bedingungen sich vollziehen können. Die Ursachen sind also nicht in äußeren, sondern notwendigerweise in inneren Verhältnissen zu suchen. Von inneren Verhältnissen kommt in Betracht entweder der Charakter der Menschen oder die Einwirkung der Umgebung, also der Landschaft. Nun sehen wir, daß bei den verschiedensten Rassen immer und immer die gleichen Vorgänge sich abspielen. Demgemäß können nicht Rasseneigentümlichkeiten, sondern höchstens allgemein menschliche Wesenszüge maßgebend sein. Andererseits muß man sich sagen, daß die Einwirkungen der Landschaften, weil diese so außerordentlich verschieden sind, in verschiedenen Klimaten verschiedenartig sein müssen. Bei gründlicherem Nachdenken sieht man aber ein, daß doch viele Landschaften, obwohl in verschiedenen Klimagürteln gelegen, bezüglich ihrer Einwirkung auf den Menschen doch große Ähnlichkeit besitzen. Das gilt namentlich für die Einwirkung der Landschaften, die der Mensch selbst geschaffen hat, nämlich der Kulturlandschaften, und in diesen sind es die Siedlungen, besonders die Städte, die in vieler Hinsicht eine gleichartige Wirkung ausüben müssen.

In der Gegenwart vollziehen sich z. T. mit großer Schnelligkeit Wandlungen, die mit Fug und Recht bei allen Einsichtigen schwere Besorgnis wegen der Zukunft erregen, und wiederholt sind ernste Stimmen laut geworden, daß unsere ganze Kultur — nicht nur unser unglückliches Vaterland — dem Untergang entgegen gehe; es sei nur an Spenglers „Untergang des Abendlandes" erinnert, ein Buch, das ich übrigens absichtlich nicht gelesen habe, um ganz unbeeinflußt die landschaftskundliche Methode anwenden zu können.

Ein klares Bild der Verhältnisse kann man meines Erachtens lediglich auf der Grundlage einer wissenschaftlichen, nicht einer politischen Untersuchung gewinnen. Demgemäß sei hier der Versuch gewagt, der Frage auf der Grundlage landschaftskundlicher Betrachtung näherzutreten und festzustellen, welchen Einfluß die Umwelt, die Landschaft, auf die Entwicklung der Kultur, ihren Aufschwung, ihre Blüte und ihren Verfall ausgeübt hat.

„Landschaft und Kulturentwicklung in unseren Klimabreiten" lautet der Titel vorliegender Schrift. Es wird zunächst notwendig sein, die Aufgabe näher abzugrenzen und bestimmtere Gesichtspunkte aufzustellen.

Zwei Begriffe sind vor allem festzulegen, einmal die Beziehungen zwischen Landschaft und Kulturentwicklung, sodann der Begriff „unsere Klimabreiten".

Viel ist über die Abhängigkeit des Menschen von der Natur des Landes, von Klima, Boden, Pflanzendecke philosophiert und oft genug phantasiert worden. „Bekanntlich hängt die Energie der Engländer von ihrer insularen Lage ab," hat jemand einmal gesagt. Was für Willensmenschen müßten die Südseeinsulaner sein!

In vielem ist die Abhängigkeit der Kultur von der Landschaft offensichtlich, so hinsichtlich der Rohstoffe, der Verkehrs-, Wirtschafts- und Siedlungsbedingungen. Viel schwieriger ist die Frage zu beantworten ob der Mensch auch geistig stark beeinflußt wird, ob seine sozialen, staatlichen, religiösen Verhältnisse in erheblichem Umfang von der Natur des Landes abhängig sind.

Beim Phantasieren und Grübeln am Schreibtisch kommt man leicht auf falsche Fährten. Namentlich der Naturmensch ist ganz anders geistig veranlagt als der Kulturmensch, und wer primitive Völker nicht kennen gelernt, nicht mit ihnen gelebt hat, wird leicht den Fehler begehen, ihnen die eigenen Gefühle und Fähigkeiten anzudichten.

Der Mensch ist ein tierisches Wesen wie seine nächsten Verwandten, die Affen. Er untersteht denselben ehernen Naturgesetzen wie jene. Er hat den gleichen Kampf ums Dasein zu bestehen wie sie. Die Auswahl im Kampf ums Dasein, Vererbung erworbener Eigenschaften, Abänderung körperlicher und geistiger Eigenschaften bei Umwandlung der Einwirkungen, die von der Umgebung ausgehen, Einfluß der Isolierung — alles das gilt für ihn wie für jedes andere Geschöpf. Will man also die Abhängigkeit des Menschen von der Natur prüfen, so muß man von Darwinschen Grundsätzen ausgehen. Den Kampf ums Dasein führt der Mensch einmal gegen die Naturkräfte, gegen die Tierwelt, gegen die Pflanzenwelt, sodann aber namentlich auch gegen seine Mitmenschen. Dieser Kampf zwischen Mensch und Mensch spielt sich nicht nur in feindlicher, kriegerischer Form ab, sondern noch viel wirksamer in friedlicher Weise in der Landschaft „Stadt" als wirtschaftlicher, politischer und sozialer Wettbewerb. Wir werden sehen, daß gerade die Landschaft „Stadt" von der allergrößten Bedeutung für den Menschen und seine Kulturentwicklung ist.

Die Kulturentwicklung hängt wesentlich von drei Faktoren ab, nämlich einmal von den angeborenen *körperlichen und geistigen Fähigkeiten des Menschen*, die bei verschiedenen Völkern und Rassen in verschiedener Stärke entwickelt sind. Sie können hier als allgemein bekannt vorausgesetzt werden. Zweitens spielt die *Landschaft* eine entscheidende Rolle, und zwar um so mehr, je unentwickelter die Kultur ist. Auf der höchsten Stufe hat sich der Mensch in vielem so unabhängig gemacht, daß eine *starke* Abhängigkeit von der Landschaft nicht mehr deutlich ist. Namentlich von manchen Volkswirtschaftlern wird sie geleugnet. Allein die Unabhängigkeit von der „Natur" ist nicht so groß, als es oft scheinen mag, vor allem aber tritt an die Stelle der Naturlandschaft die Kulturlandschaft und in dieser die Landschaft „Stadt". Ihr Einfluß wird für die Entwicklung der gesamten Menschheit entscheidend.

Aus dieser Auffassung geht ohne weiteres hervor, daß drittens neben den menschlichen Fähigkeiten und der Landschaft auch die *Kulturstufe* bezüglich der Einwirkung der Landschaft auf den Menschen eine entscheidende Rolle spielt. Die Kulturstufe eines Volkes wird am besten durch seine *Wirtschaftsform* gekennzeichnet. Hinsichtlich dieser sei auf des Verfassers Schrift hingewiesen: „Erdkundliches Wanderbuch II,

Beobachtungen über Tier und Mensch." Hier sei nur betont, daß in unseren Klimabreiten die Wirtschaftsform der Jäger und Sammler, der Hackbau, die Pflugkultur, die Hirten- und Fischerkultur, ferner die Gewerbe- und Maschinenkultur eine Rolle spielen. Es fehlt die Oasenkultur des heißen Gürtels mit Hackbau oder Pflugbau. Allein es wird sich als notwendig erweisen, mit Rücksicht auf die starken Einflüsse, die vom Orient ausgegangen sind, auch jene kurz zu berühren.

Doch nun zu dem Begriff: „Unsere Klimabreiten". Auf der Karte sind die Klimagürtel dargestellt worden. Zu beiden Seiten des Gleichers liegt der „heiße Gürtel", der die Tropen und Subtropen umfaßt. Innerhalb dieses heißen Gürtels sind Gebiete großer Trockenheit auszuscheiden und diese greifen als Steppen und Salzsteppen z. T. in die beiden „Mittelgürtel" über, die sich nach Norden und Süden hin an die heiße Zone anschließen. Diese „Mittelgürtel" entsprechen „unseren Klimabreiten." Sie zerfallen in einen „gemäßigten" und einen „subpolaren Gürtel". Im ersteren ist das Klima für flächenhaften Anbau von Getreide, Obstbäumen usw. geeignet. In den subpolaren Breiten aber fehlt — trotz einer Walddecke — der Feldbau ganz, oder er ist nur örtlich, an besonders günstigen Stellen, zu finden. Schließlich folgen die Polarkappen mit Kältesteppen und Kältewüsten. Diese sind — auch bezüglich des Menschen — im Heft II der „Vergleichenden Landschaftskunde" behandelt worden, die Landschaftsgebiete der Mittelgürtel aber sind im Heft III der gleichen Schrift zur Darstellung gelangt. Wer sich über die landschaftlichen Verhältnisse näher unterrichten will, sei auf jenes Heft verwiesen; hier können die Landschaften nur in dem Sinne kurz behandelt werden, daß auf diejenigen landschaftlichen Verhältnisse kurz hingewiesen wird, die für die Kultur des Menschen bedeutungsvoll sind.

Die Mittelgürtel sind die Hauptgebiete der Maschinenkultur in West- und Mittel-Europa, also England, Deutschland, Frankreich. Im engen Anschluß an dieses Zentrum hat sie sich in Italien, Skandinavien usw. entwickelt. Teils selbständig, teils in Abhängigkeit von Europa blühte sie in Nordamerika auf, so daß nicht nur in den Mittelgürteln, sondern auch in den Subtropen Heimatsgebiete der Maschinenkultur entstanden. Von dort aus hat sie sich, die Heimatskulturen anderer Länder umwandelnd — meist zerstören oder ganz neue selbständige Zentren bildend —, über den Erdball. verbreitet. Will man nun ein klares Bild von der Abhängigkeit des Menschen von der Landschaft entwerfen, dann wird man wohl am zweckmäßigsten nach folgenden Gesichtspunkten verfahren.

Die erste Aufgabe muß die sein, in den verschiedenen Landschaftsgebieten die verschiedenen Heimatskulturen und ihre Abhängigkeit von dem Lande klarzustellen. Man muß diese von den später eingedrungenen Fremdkulturen möglichst trennen. Den Einfluß der jüngsten Kultur, die am höchsten steht und am verheerendsten auftritt, den der Maschinenkultur, wird man am besten wohl am Schluß betrachten. Da die Landschaftskunde, nicht aber die Darstellung der menschlichen Kultur, im Vordergrund steht, so wird man selbstverständlich von den Landschaftsgürteln und Landschaftsgebieten ausgehen, dabei aber zweckmäßigerweise stets die Entwicklung der Kultur berücksichtigen. Man wird also im Bereich der Maschinenkultur z. B. auf die Spuren und Überlieferungen primitiver Zustände hinweisen und den Gang der Entwicklung berücksichtigen.

Gewisse Landschaftsgebiete besitzen bezüglich ihrer Einwirkung auf den Menschen ähnliche Eigenschaften. Der Übersicht wegen wird es deshalb zweckmäßig sein, Gruppen von Landschaftsgebieten zu bilden und die Kulturverhältnisse des Menschen in ihnen zusammenfassend zu betrachten.

Folgende, für den Menschen wichtige Gruppen der Landschaftsgebiete seien der Reihe nach betrachtet:

1. Ozeanische Wald-Küstenländer.
2. Subpolare binnenländische Nadelwaldländer.
3. Subpolare und gemäßigte Monsun-Waldländer.
4. Steppenländer.
5. Gemäßigte und subtropisch-gemäßigte Kulturländer.

Die Krone der Kulturentwicklung in den Mittelgürteln ist zweifellos die Maschinenkultur der Europäer, deren Hauptträger die germanischen Völker sind. Ein Verständnis ihrer Grundlagen zu gewinnen, ist das Hauptziel vorliegender Schrift. Ein solches Verständnis kann nur eine wissenschaftliche Untersuchung vermitteln. Diese muß sich aber auf breiter Grundlage aufbauen, und namentlich die heutigen einfachen Kulturen berücksichtigen, die sich in noch wenig erschlossenen Kolonialländern gehalten haben. Denn ihre Kenntnis ermöglicht uns erst das Erkennen der verborgenen Wurzeln unserer eigenen Kultur. Standen doch einst die Völker Europas in unseren Breiten noch in historischen Zeiten auf ähnlicher Kulturstufe. Ohne diese Wurzel zu kennen, fehlt aber selbstverständlich die Grundlage für ein tieferes Verständnis unserer eigenen Kulturentwicklung. Der Leser, den wohl unsere Kultur und die Jetztzeit am meisten interessieren, muß also wohl oder übel den Umweg über die heutigen Naturvölker mitmachen; es wird ihn indes nicht gereuen.

Kapitel I.

Die ozeanischen Wald-Küstenländer.

Die Küstenländer Chiles vom Feuerland bis zum Rio Maule, sowie das ganze Küstenland im nordwestlichen Nordamerika besaßen noch vor kurzem eine einheimische Bevölkerung mit ursprünglicher Kultur. Auch das nördliche Norwegen zeigt noch Reste der ursprünglichen Heimatskultur der Lappen. In Tasmanien ist die Urbevölkerung ausgestorben und über ihre Kultur nur wenig überliefert worden. Die Westküste der Südinsel Neuseelands aber war unbewohnt, desgleichen die kleinen Inseln südlich von Neuseeland. In allen diesen Gebieten veranlaßt zwar der klimatische Gegensatz zwischen subpolaren, gemäßigten und subtropisch-gemäßigten Breiten mancherlei Unterschiede, allein die primitiven Heimatskulturen werden in so hohem Grade durch das Meer, den Regenreichtum und das Waldklima beeinflußt, daß man hier alle jene Gebiete am besten zusammenfaßt.

Im Anschluß an die Heimatskulturen sollen dann die Fremdkulturen behandelt werden. Die ozeanischen Wald-Küstenländer in West- und NW-Europa dagegen, die mit den Zentren der Maschinenkultur vereinigt sind, sollen nicht hier, sondern bei den Gebieten der Maschinenkultur besprochen werden.

1. Allgemeine Wesenszüge in ihrer Bedeutung für den Menschen.

Alle diese Länder stehen unter dem Einfluß des Meeres; auch für das Dasein des Menschen ist er z. T. völlig ausschlaggebend. Die Küsten sind überwiegend Steilküsten und zwar Gebirgs-Fjordküsten mit Schären, Inseln, steilwandigen Fjorden und einem unwegsamen Gebirge im Hintergrund. Die Zerrissenheit der Küsten, die Unzugänglichkeit des Landes, starke Gezeitenströme zwischen den Inseln in den Kanälen sind besonders wichtig. Der Reichtum des kalten Wassers an Sauerstoff und deshalb an Tieren, namentlich Fischen und Seesäugern, ist ausschlaggebend.

Das Klima wirkt durch Nässe, Reichtum an Nebel und Regen, gleichmäßige Temperatur, milde Winter und kühle Sommer. Die Bewässerung ist demgemäß reichlich; an Flüssen und Seen mit einem großen Reichtum an Fischen fehlt es nicht. Entsprechend der Gebirgsnatur der Länder handelt es sich um kurze Gebirgsflüsse. Die Seen dagegen sind z. T. breit und tief. Die Pflanzendecke wirkt durch ihre Undurchdringlichkeit und durch die übergroße Nässe auf moorigem, moosigem Untergrund. Wo der Regenwald aus immergrünen Laubgehölzen besteht, finden Wiederkäuer einen solchen Überfluß an Nahrung, daß die Wälder ungewöhnlich tierreich sind, bezw. es einst waren. Die Bodenbildung übt, da sie überwiegend aus einer Anreicherung von saurem Humus besteht, keine günstige Wirkung aus; zusammen mit dem ungünstigen Klima ist ihr Einfluß noch verhängnisvoller. Die heutige Ausgestaltung geht so langsam vor sich, daß sie für den Menschen im allgemeinen ziemlich

gleichgülttg ist. Erst dort, wo der Mensch den Wald vernichtet hat, beginnt eine gewaltige Zerschneidung, die recht kulturfeindlich wirkt. Die Vorzeitformen dagegen, die durch die Eiszeit geschaffen worden sind, die Fjorde und Trogtäler mit Quer- und Längsstufen, die Seebecken, Rundhöcker und Felskessel, die Strandstufen an den Fjordwänden, alle diese Formen bestimmen wesentlich die Kulturverhältnisse.

2. Die Heimatskulturen.

Die Wirtschaft. Sammeln, Jagd und Fischfang sind die Grundlagen der ursprünglichen Wirtschaft. Das Sammeln der Strandkost auf dem so wichtigen Ebbestrand, namentlich von Muscheln und Krabben, aber auch von Eiern der Seevögel auf Vogelfelsen und ferner den Vogelfang betreiben in erster Linie die Frauen. Im Araukanerland ist das Sammeln der Araukariennüsse sehr wichtig. Der Mann widmet sich überall der Jagd auf dem Meer und auf dem Land. Die Meeresjagd wird im Boot ausgeübt und erstreckt sich auf Ottern und Seesäuger, z. B. Robben und Seelöwen. In den Buchten der südalaskischen Küste jagt man sogar zwischen und auf Eisschollen, die hauptsächlich von kalbenden Gletschern stammen. Speere, Harpunen werden dazu verwandt. Auf dem Lande aber dringt der Jäger in die Wälder ein, die Pfade von Tieren benutzend. Er erlegt nicht nur im Walde selbst Pelztiere, wie Marder und Hermelin, er fängt auch den Biber und Bären in Fallen, schießt oder fängt in Fallgruben Elen, Hirsch und Ren, in Feuerland auch das Huanaco. Sogar die Gestrüpp- und Mattenstufe erklimmt er in NW-Amerika und jagt dort Bergschaf und Bergziege, in früheren Zeiten in Patagonien und in Feuerland wohl auch das Huanaco. Dieser Jagd wegen hatten vermutlich die Feuerländer ursprünglich Bogen und Pfeile. Als dann unter der Einwirkung der Europäer und ihrer Feuerwaffen dieses Wild verschwand, gaben die Feuerländer jene Waffe auf, und keine andere trat an ihre Stelle.

Der Fischfang ist wohl die wichtigste aller Beschäftigungen, wenigstens für den Küstenbewohner. Im Einbaum oder Rindenboot, mit Angelhaken, Fischspeer, Netzen, Fischfallen fängt er in großen Massen Lachse, Heringe, Dorsche, Heilbutte, Forellen u. a. m. Da die Fische z. T. zu bestimmten Jahreszeiten in Zügen auftreten und wandern, muß ihnen der Fischer folgen, und so zwingt denn nicht nur die Jagd, sondern auch der Fischfang zu unsteter, nomadisierender Lebensweise. In Tasmanien, wie auch in Australien, haben die Ureinwohner als Jäger und Sammler gelebt, die Waldgebirge Süd-Neuseelands waren dagegen anscheinend unbewohnt. In Chiloe und in der Chonos-Inselflur lebten einst die Indianer genau so wie die heutigen Feuerländer.

Feldbau wurde als Heimatskultur in den subpolaren Gebieten wohl überhaupt nicht betrieben. Die ursprünglichen Bewohner dürften lediglich Fischer, Jäger und Sammler gewesen sein.

Im chilenischen Längstal, im Bereich des Llanquihue Sees, finden sich unter der Urwalddecke Steinbeile, Steinwirtel, Tontöpfe, Steinschüsseln, Tonpfeifen, nach Martin wohl Reste einer alten Ackerbaukultur aus einer reinen Steinzeit. Also sind dort Heimatskulturen mit Feldbau früher einmal in die gemäßigten Waldländer eingedrungen. Im Araukanerland blühte der Kartoffelbau, und die Inkas hatten auch den Maisbau dorthin gebracht.

Handel fehlt keineswegs, mindestens nicht in NW-Amerika. Nach Krause machten die Indianer lange vor der Ankunft der Europäer Handelsreisen sowohl auf Booten an der Küste entlang als auch in das Innere zu den

Wald- und Steppenvölkern. Lederne Panzer aus Büffel- und Moschusochsenfell aus der Tundra gelangten z. B. an die Küste, indem die Tschilkut-Indianer von der Küste aus zum oberen Jukon Handelszüge unternahmen.

Auffallend und von den Verhältnissen des Landes vielleicht nicht ganz unabhängig war der Sklavenhandel derselben Stämme, die Raubzüge in das Waldland des Innern machten. Die seßhaften Fischervölker können Sklavenarbeit beim Anlegen von Wintervorräten wohl brauchen.

Die Ernährung ist in erster Linie auf Fischfang begründet, im Winter auf das Sammeln von Muscheln und anderer Strandkost, besonders auf dem Ebbestrand. Fische werden als Wintervorrat getrocknet, und Fett aus fettem Fischfleisch durch Kochen in einem Boot hergestellt und zwar dadurch, daß das Wasser durch heiße Steine zum Sieden gebracht wird. Gestrandete Wale werden mit Jubel begrüßt, mögen Fleisch und Speck auch noch so riechen. Am Ende des Winters herrscht aber wohl stets Hungersnot, mindestens Knappheit der Lebensmittel. Die Nahrung wird übrigens nicht roh gegessen, sondern meist gekocht; auch röstet man Fleisch und Fische auf Kohlen.

Die Siedlungen sind spärlich entsprechend der außerordentlich geringen Bevölkerungsdichte. Da die Lebensweise so unstet ist, weil die Fischer und Jäger mit den Jahreszeiten den Fischen und dem Wild folgen, die Frauen aber den reifenden Früchten nachgehen, so hat man im Sommer andere Siedlungen als im Winter. Der Gegensatz zwischen den verhältnismäßig kalten Wintern an der subpolaren Alaskaküste und in Norwegen einerseits und den milden Wintern in Feuerland andererseits hat wohl zur Folge, daß man nur in Alaska und bei den Seelappen an feste Winterdörfer gebannt ist, während die Feuerländer in dem milden Winter herumschweifen können. Die Indianer der Alaskaküsten und die Seelappen leben während des Winters an der Meeresküste, am Außenrand der Inseln, gehen im Sommer aber nicht nur in das Innere der Fjorde, sondern auch auf das Gebirge, um im Bereich der Mattenstufe zu jagen. Die Winterhäuser stehen in Alaska in Reihenform auf dem Strandwall, und zwar sind es Bretterhäuser mit Giebeln, aber ohne Schornstein. Die Häuser stehen z. T. auf einer Plattform, z. T. sind die Dörfer mit Palissaden befestigt. Auf Booten sind die Häuser leicht zu verfrachten. Die Seelappen haben dagegen im Innern der Fjorde feste Wohnsitze aus Erdhütten; im Sommer ziehen sie auf die Inseln am Ausgang der Fjorde. Der Gegensatz zwischen NW-Amerika und Nord-Norwegen erklärt sich aus der geographischen Breite; die lange Polarnacht gestattet in Lappland nicht den Seefischfang im Winter.

Im Sommer hat der Seelappe Zelte aus einem Stangengerüst mit Fellbekleidung. Die Feuerländer begnügen sich mit Bienenkorbhütten aus einem Stangengerüst und einer Bedeckung mit Blättern, Zweigen, Gras. Solche leicht aufzubauende Hütten, die so groß sind, daß bis 30 Personen um das Herdfeuer sitzen können, sind schnell aufgebaut oder ausgebessert. Sie stehen am Strand auf einer Brandlichtung oder im Busch versteckt. Neben diesen Hütten sind die Boote dem Feuerländer die eigentliche Wohnung, wo er schläft und kocht, und wo auf einer Bank in der Mitte dauernd ein Herdfeuer brennt. Bei der Nässe aller Gegenstände kann man es verstehen, daß man ängstlich für die Aufrechterhaltung des Feuers sorgt. Die Araukaner hatten runde — später rechteckige — Holzhütten mit hohem Gras- oder Schilfdach, das gut gegen Regen schützte. Sehr seßhaft war die Lebensweise ursprünglich auch dort nicht.

Das Bedürfnis nach Verkehr ist entsprechend der herumschweifenden Lebensweise groß. Weitaus am günstigsten sind die Verhältnisse im Bereich der Inselfluren. Allein gerade dort sind freilich Stärke und Höhe

der Gezeitenströme in den Kanälen und Meerengen bedenklich, und aus Fjorden brechen namentlich in Feuerland unvermutete Böen heraus, die selbst für unsere Segelschiffe höchst gefährlich sind. Auch die Küsten sind keineswegs harmlos. Trotz der Buchten überwiegen unnahbare Steilküsten, und oft genug findet man nur an Flußmündungen oder auf Schuttkegeln einen Flachstrand, wo man die Boote in Sicherheit bringen kann.

Als Fahrzeuge dienen Kanus, und zwar sowohl Einbäume, die man durch Ausbrennen und Ausschaben mit Steinbeilen herstellt, als auch Rindenboote mit Holzgerüst, die äußerst kunstvoll gebaut sind. Neben dem Holz verwendet man zum Gerüstbau auch Walfischbarten. Diese Boote sind z. T. mit Fellsegeln ausgerüstet und so leicht, daß man sie unschwer tragen und über Land ziehen kann. In den reich gegliederten Fjordgebieten von Feuerland hat man Bootswege — Tragplätze — angelegt, die die Landengen an der Wurzel von Halbinseln kreuzen. Auf dem Lande findet der Verkehr die schlimmsten Hindernisse in angeschwollenen Gebirgsflüssen, Waldsümpfen, Hochmooren mit schwammigem Boden, im dichten, selbst dornigen Unterholz der Waldgebirge mit nassen Moospolstern und verrotteten Baumstämmen. Allein unter Benutzung der Tierpfade — der Huanacos in Feuerland, von Bär, Hirsch, Elen, Ren in NW-Amerika — ist der Mensch doch bis zur Gestrüpp- und Mattenstufe gelangt, wo er sich freier bewegen kann. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß mindestens in NW-Amerika den Indianern die Mattenstufe einst als Verkehrsgebiet gedient hat, um oberhalb des unwegsamen Waldes zu marschieren. Darauf weist wohl eine Angabe von Krause hin, daß die Indianer auf den grasigen Hochflächen Merksteine aufgestellt hätten, um den Weg zu finden.

Der stoffliche Kulturbesitz ist entsprechend dem Nomadenleben einfach genug. Felle und Lederdecken dienen als Kleidungsstücke. Während aber die Feuerländer und Araukaner in dem milden Winterklima fast nackt gehen können, gebraucht man in dem kälteren NW-Amerika und Lappland Fellröcke und Fellhemden sowie Fellstiefel. Die Rohmaterialien stammten früher wohl ausnahmslos aus dem Lande selbst. Neben Steinen für Werkzeuge — die Araukaner und Feuerländer lebten ja ganz in der Steinzeit — haben Rinde und Bast von Bäumen, ferner Binsen, Gräser, Holz und namentlich die Wurzeln der Bäume zur Herstellung von Körben, Matten, Eimern gedient. Die Wurzeln mancher Bäume läßt man in NW-Amerika faulen und benutzt die Fasern zum Weben. Wasserdichte Fellsäcke sind in dem nassen Klima und bei dem Bootleben unentbehrlich. Von Waffen sind Pfeil und Bogen überall — im Araukanerland auch Steinschleudern — zu finden und im Wald tatsächlich äußerst geeignet. Dazu kommen Speere und als Jagdwaffen auf schwimmende Säuger Harpunen. Das Vorhandensein gerade von hölzernen Schutzwaffen, wie Harnischen und Helmen mit Visier, weist auf die Waldnatur des Landes hin. Schneeschuhe sind naturgemäß auf das subpolare schneereiche NW-Amerika und Lappland beschränkt; in Feuerland fehlt ja eine ausdauernde Schneedecke.

Die körperliche Entwicklung der Bewohner hängt mittelbar z. T. ganz entschieden von der Landschaft ab. Das überwiegende Leben im Boot, das Sitzen und Rudern haben bei Fischervölkern eine Verkümmerung der Beine und eine übermäßige Ausbildung der Arme und des Oberkörpers zur Folge. Bei den nordwestamerikanischen Indianern, die ja im Sommer auch im Hochgebirge jagen, fehlt diese Erscheinung zwar nicht, dürfte aber nicht so auffallend sein wie bei den Feuerländern. Der Araukaner dagegen ist tadellos gewachsen. Der Aufenthalt in der freien Luft ohne Schutz gegen die Witterung am Tage und in der Nacht, die Anstrengungen beim Fischfang und auf der Jagd verlangen ein wetterfestes, abgehärtetes,

gesundes Geschlecht. Demgemäß ist namentlich die Kindersterblichkeit groß. Im allgemeinen wird kein hohes Alter erreicht — nur unter den Araukanern soll es nicht selten Hundertjährige gegeben haben — und auch die Zahl der Kinder ist gewöhnlich gering. Bemerkenswert ist das häufige Verlangen nach Schwitzbädern. Mit Hilfe von Stöcken und Fellen baut der nordamerikanische Indianer ein Zelt und erzeugt in diesem Dampf durch Übergießen heißer Steine mit Wasser; schließlich stürzt sich der in Schweiß gebadete ins eisig kalte Meer. Die kleinen Kinder behandelt man ähnlich; daher sterben viele fort. Unmittelbar auf die klimatische Einwirkung des Feuerlandes weist die Sitte der Frauen hin, sich alle Haare am Rumpf, namentlich aus den Achselhöhlen auszurupfen, da sich an den Stoppeln beim Rudern Schneekristalle ansetzen, die Schmerzen verursachen. Epidemien hat es ursprünglich wohl nicht gegeben; sie sind ein Geschenk der europäischen Fremdkultur.

Über die geistigen Eigenschaften liegen wenig tatsächliche Angaben vor, die man mit der Landschaft mittelbar oder unmittelbar in Beziehung bringen könnte. Auf Grund von Analogieschlüssen darf man wohl annehmen, daß die Wirkung der Landschaft und der durch sie bedingten Lebensweise auf die geistige Entwicklung sehr durchgreifend sein muß. Das wenige, was überliefert worden ist, stimmt auch gut mit solchen Schlüssen überein.

Der Kampf ums Dasein mit der Natur bringt es mit sich, daß nur Realisten — Wirklichkeitsmenschen — heranwachsen, die aufmerksam die Natur beobachten, die während ihrer oft genug gefahrvollen Fahrten auf Winde, Strömungen, Klippen, Anzeichen von Unwetter u. a. m. achten, um rechtzeitig Gefahren zu entgehen. Sie müssen die Tiere, die Fischzüge, die Wanderungen und die Lebensweise der Jagd- und Raubtiere kennen; also wird die Beobachtungsgabe geschärft. Das Jagen auf dem Lande, der Fischfang bei Sturm und im Nebel zwischen Eisschollen verlangen nicht nur Ausdauer, Mut und Geistesgegenwart, sondern bedingen auch eine starke seelische Abhärtung. Tod und Todesnot der eigenen Person, der Familienmitglieder, der Feinde härten die Empfindungen ab. Härte, Grausamkeit, Gefühllosigkeit gegen Feinde, im Gegensatz dazu aber Liebe und Besorgtheit für die Ihrigen sind die Folge. Das massenhafte Morden der Fische und Jagdtiere macht blutdürstig, stumpft die Gefühle ab, so daß auch das Töten eines Gegners nicht schlimm erscheint. Im Kampf sind sie tapfer; das haben in den Kämpfen mit den Russen die nordwestamerikanischen Indianer bewiesen und namentlich die Araukaner, die sich 300 Jahre lang gegen die Chilenen wehrten. Mit solcher Auffassung stimmt scheinbar überein, daß die Indianer unserer Gebiete sehr ernst sind, fröhliche Spiele fehlen. Allein man muß sich hüten, diese Charaktereigenschaften auf die Einwirkung der Landschaft und der Lebensweise, die sie bedingt, zurückzuführen. Man findet nämlich diesen Ernst, diesen Mangel an Fröhlichkeit bei vielen Indianervölkern. Das harte Leben allein kann zur Erklärung dieser scheinbaren Unempfindlichkeit kaum verantwortlich gemacht werden. Ein harter Kampf ums Dasein züchtet ja gerade als Reaktion recht heitere, fröhliche Menschen heran, weil eben nur solche dem harten Leben gewachsen sind. Jene scheinbare Gefühllosigkeit beruht in Wirklichkeit vielmehr auf Selbstüberwindung und hängt mit einer zielbewußten Erziehung der Indianer zur Abhärtung, zum Ertragen von Schmerzen zusammen. Während der Jünglingsweihen müssen die furchtbarsten Martern und Verwundungen ohne Schmerzensäußerungen, selbst ohne Zucken des Gesichtes, mit ernsten, finstern Mienen ertragen werden. Am Marterpfahl haben die Indianer Wunder der Gefühllosigkeit vollbracht. Mit dieser Erziehung

hängen also Ernst und Unbeweglichkeit der Gesichter zusammen. Solche Abhärtung während der Jünglingsweihen üben alle primitiven Völker aus — auch die alten Germanen waren groß darin. Nirgends aber sind die Quälereien so entsetzlich wie bei den Indianern. Bei Besprechung der Steppenländer wird noch einmal darauf eingegangen werden.

Viel klarer sind meist die Einflüsse der Natur des Landes auf die religiösen Vorstellungen. Die furchtbare Gewalt von Sturm und Wellen, von Donner und Blitz, die Ohnmacht diesen Mächten gegenüber, die gespenstischen Wolkenmassen, die Geistern vergleichbar durch die Luft jagen, beeinflussen hier wie überall das religiöse Empfinden stark und erregen die Phantasie. Animismus, Manismus und Schamanismus sind überall lebendig. Bei letzterem spielt die nervöse Erregbarkeit eine große Rolle, und diese wird sowohl durch die überwiegende Fleischnahrung, die eine Reizung des Nervensystems erzeugt, als auch durch die Aufregungen der Seefahrten bedingt, zumal aufregende Erlebnisse oft lebhafte Träume auslösen. Träume sind aber für den Naturmenschen Wirklichkeit, und auch aus dieser Quelle stammen viele religiöse Vorstellungen.

Im Araukanerlande kamen zu den üblichen, Schrecken verursachenden Naturgewalten noch tätige Vulkane. Summende Hummeln galten dort für die Seelen der Verstorbenen.

Bezüglich der sozialen Verhältnisse, der Sitten und Gebräuche und der politischen Zustände liegen einmal nur wenige Angaben vor, sodann aber sind Beziehungen zur Landschaft nur insofern festzustellen, als das Nomadenleben nur ganz einfache Verhältnisse gestattet. Bei den Araukanern herrschten die Sippenverbände, desgleichen in NW-Amerika. Manche Erscheinungen, wie die Sklaverei und Vielweiberei in NW-Amerika, die in Feuerland fehlen, mögen darauf zurückzuführen sein, daß der Reichtum an Fischen, die nicht nur die Hauptnahrung sind, sondern deren Trocknen auch viel Arbeit erfordert, in NW-Amerika viel größer ist als in Feuerland, wo Trocknen wohl unmöglich ist. Demgemäß könnte die Möglichkeit der Ernährung einerseits und das Bedürfnis nach Arbeitskräften bei Anlegung von Vorräten andererseits dort größer sein als hier. Die Araukaner hatten dagegen Sklaven, die sie ja auch beim Feldbau gut gebrauchen konnten.

Auffallend ist in einigen Gebieten — NW-Amerika, Araukanerland — die Rolle der Päderasten. Diese gehen in weiblicher Kleidung, werden wie Weiber behandelt, stehen aber geistig z. T. hoch und sind nicht selten gleichzeitig Zauberer. Eine Beziehung zur Landschaft ist nicht zu erkennen. Es macht den Eindruck, als ob die mehr empfindsamen und weichlichen männlichen Personen, die neben den rauhen Willensmenschen und Realisten gar nicht bestehen könnten und auch gar nicht in der Lage sind, sich eine Frau zu halten und zu ernähren, auf diese Weise sich eine Existenz schaffen.

Als Charakterlandschaft sind die subpolaren und auch die gemäßigten ozeanischen Waldländer für primitive Heimatskulturen entschieden Rückzugsgebiete. Namentlich in Feuerland tritt das deutlich hervor. In NW-Amerika liegen die Verhältnisse keineswegs so einfach. Die Küstenindianer waren den Waldlandindianern des Innern überlegen und unternahmen Kriegszüge gegen sie. Das geschah wenigstens zu Krauses Zeit in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts. Es ist indes sehr wohl möglich, daß solche Überlegenheit erst eine Folge der besseren Bewaffnung der Küstenvölker durch die Europäer war. Man kann sich übrigens leichter vorstellen, daß Küstenindianer, die ja Jagd auf Landtiere so wie so auf den Gebirgen betreiben, in das Innere gedrängt werden, als daß Steppen- und Waldindianer Seefahrer und Seefischer werden. Letzteres kann entweder

in der Weise geschehen, daß Eroberer sich mit unterworfenen Küstenvölkern vermischen — dieser Vorgang ist indes nicht so einfach; denn die leicht beweglichen Fischer werden wohl eher auswandern als sich knechten lassen — oder es begeben sich flüchtende Waldindianer freiwillig unter die Herrschaft der Küstenindianer. Da tatsächlich ein Drängen der Waldindianer gegen die Küste nachweisbar ist — mindestens in Alaska — so könnte man auch aus solcher Entwicklung das Vorkommen von Sklaven herleiten.

Das subtropisch-gemäßigte Araukanerland spielte eine ganz andere Rolle. Es hat sich als ein ausgesprochenes Festungsgebiet erwiesen. Gestützt auf Wälder und reißende Ströme haben die Araukaner sich südlich des Rio Maule gegen die Inkas siegreich verteidigt und südlich des Biobioflusses gegen die Spanier. Es würde von großem Interesse sein, das Araukanerland von diesem Gesichtspunkt aus näher zu untersuchen. Denn damit könnte man vielleicht eine Vorstellung bekommen, wie es einst im galizisch-asturischen Gebirgsland zur Römerzeit ausgesehen hat, das ja nach Klima und Pflanzendecke ähnliche Bedingungen geboten haben dürfte.

Die Einwirkung der Heimatskulturen auf die Landschaft ist gering. Die ozeanischen Wälder sind so naß, daß ausgedehnte Waldbrände sich nicht so leicht entwickeln. Immerhin kommen Brandlichtungen, die im Anschluß an Lagerplätze oder an Signalfeuern entstanden sind, in Feuerland vor. Sobald nun freilich der Feldbau einsetzt, kann die Landschaft infolge der Waldvernichtung in eine Kulturlandschaft umgewandelt werden. Das muß im Valdiviagebiet früher einmal der Fall gewesen sein. NW-Amerika und das subpolare feuerländische Gebiet waren aber so gut wie unberührte Naturlandschaften, als sie entdeckt wurden, und sind es zum größten Teil noch heute.

3. Die nicht angepaßten Fremdkulturen.

Die Kenntnis der so überaus eigenartigen primitiven Fischerkulturen, die wir soeben kennen gelernt haben, ist auch für unsere Kultur von großem Belang; denn es kann kein Zweifel bestehen, daß auch in den ozeanischen Waldländern Westeuropas — Bretagne, Irland, Westengland, Westschottland, Norwegen — einst eine ganz ähnliche Fischerkultur geherrscht hat. Um so bedauerlicher ist es, daß die alten Kulturen durch die eingedrungene Fremdkultur der Europäer so schnell zugrunde gerichtet werden. Die Maschinenkultur hat ganz gewaltig eingewirkt, namentlich auf die Heimatskulturen. Der stoffliche Kulturbesitz, die geistigen und körperlichen Eigenschaften, die sozialen und staatlichen Einrichtungen der Eindringlinge sind die gleichen wie in der Heimat geblieben. In erster Linie hat sich eine Raubwirtschaft entwickelt. Die reichen, natürlichen Hilfsquellen der Wälder mit Nutzholz und Pelztieren, die Meere und Flüsse mit ihren Schätzen an Fischen und Seesäugern werden ausgebeutet. Sägemühlen entstehen, Fischereigesellschaften mit Konservenfabriken und Pelzkompagnien organisieren sich, und im Anschluß an den Fang der Pelztiere bildete sich in Alaska sogar ein ganz eigenartiges staatliches Gebilde, die Russische Pelzkompagnie. Diese Verhältnisse finden sich in den subpolaren ozeanischen Waldländern aber nur in NW-Amerika; sie fehlen der Südhalbkugel ganz.

In den gemäßigten ozeanischen Waldländern kommt zu den genannten Erwerbsmöglichkeiten wie Fischfang, Jagd und Holzgewinnung, noch der Feldbau hinzu, und zwar namentlich auf Kartoffeln und Gemüse, weniger auf Getreide, das nicht recht reif wird. Dort entstehen Kulturländereien, so z. B. im Valdiviagebiet, auf der Ostseite von Vancouver, auf den Königin-Charlotte-Inseln. Vor allem aber sind als Kulturland das Araukanerland

und Tasmanien zu nennen. Im Osten dieser Insel, der trockener als der Westen ist, blühen sogar Weizenkultur und Obstbau. Die Viehzucht ist z. T. erheblich entwickelt, namentlich in Tasmanien auf dem grasigen Massengebirgs-Tafelland. Im Gebiet von Valdivia kommen in dem immergrünen Regenwald aber so viel Gräser und Sträucher vor, deren Blätter das Vieh frißt, daß sich eine ganz eigenartige Waldweidewirtschaft entwickelt hat. Alle diese Unternehmungen finden sich indes nur im Tiefland oder auf grasigen Hochflächen, die Gebirge dagegen sind waldbedeckte Einöden. Nur dort, wo Zufallsformen, namentlich Erze, oder der Hochwald mit brauchbaren Stämmen, zur Ausbeutung einladen, ist die Kultur auch in jene eingedrungen.

Entsprechend dem Vorhandensein von dichtem Unterholz, Waldsümpfen, Hochmooren, Gebirgsflüssen vermeidet der Verkehr die Waldgebirge und benutzt möglichst die Wasserstraßen.

Alles in allem gehören die ozeanischen Waldländer der Mittelgürtel und zwar um so mehr, je subpolarer sie sind, heute noch zu den kulturärmsten, ursprünglichsten Naturlandschaften.

4. Der Einfluß der europäischen Fremdkultur auf die Heimatskulturen.

Dieser ist einfach vernichtend. In Tasmanien fand ein vollständiger Vernichtungskrieg statt, und die Bekehrungsversuche der Spanier in Feuerland wirkten gleichfalls verheerend genug. In Alaska aber hatte die Russische Pelzkompagnie die Eingeborenen zum großen Zeil zu Sklaven gemacht. Der alte ursprüngliche Kulturbesitz ist dort durch die eingeführten Warenruiniert worden, und die Raubwirtschaft auf Pelztiere, Fische, Seesäuger, die Ausrottung des Wildes in den Wäldern haben auch die Wirtschaft der Eingeborenen erschüttert. Arbeit in den Konservenfabriken und der Handel mit den Weißen ist z. T. an die Stelle von Fischfang und Jagd getreten. Die Zahl der Eingeborenen ist nun nicht nur infolge des Rückgangs der natürlichen Hilfsquellen, sondern auch infolge der Einschleppung von Krankheiten wie Pocken, Typhus, Masern, Geschlechtskrankheiten u. a. m. sehr zurückgegangen. Es ist ein schwacher Ersatz für die schweren Verluste und Übeltaten, die die Weißen verübt haben, daß es in NW-Alaska gelungen ist, auf einer Station eine kleine Zahl von Wilden zu Handwerkern zu erziehen und ihnen Gemüse- und Kartoffelbau zu lehren — in Metlatlahtla.

Die Araukaner haben sich in ihrem Festungsgebiet südlich des Biobioflusses gegen die Spanier lange gehalten. Das konnten sie aber nur dadurch tun, daß sie einen Teil der europäischen Kulturgüter übernahmen, nämlich vor allem das Pferd — ihre Reiterei war eine glänzende Angriffswaffe — und die Rinderzucht. Früher schon hatten sie von den Inkas den Anbau von Mais und Bohnen gelernt. Nachdem aber unter Zahlung von Pensionen ein Friede von den Häuptlingen erkauft worden war und Ansiedler in Massen in ihr Land drangen, hat die Demoralisation, haben Krankheiten und Schnaps sie ruiniert.

5. Die angepaßten Fremdkulturen.

Nordschottland und Norwegen haben entsprechend der Eigenart der Landschaften bis zum heutigen Tage die eingewanderten Kulturen stark beeinflußt. Im Mittelalter gab es dort ausgesprochene Heimatskulturen, die ihre Rohstoffe nur aus dem Lande bezogen, wenn auch vielleicht einzelne wie z. B. Eisen eingeführt worden sind. Die Entwicklung einer eigenartigen Kultur in den eigenartigen Landschaften hatte wiederholt politische

Folgen. Man denke an die Kämpfe der Hochländer gegen Südschottland und England bis zum Ende des 18. Jahrhunderts und an die Normannenzüge. Allmählich hat die mitteleuropäische Fremdkultur beide Gebiete umgewandelt und damit wohl die früheren schroffen Gegensätze verwischt, aber doch nicht ganz beseitigt. Es wäre eine fesselnde Sonderaufgabe einmal die altkeltische Hochlandskultur und die Normannenkultur mit den Bedingungen der Landschaften in Einklang zu bringen. Hier seien nur einige Punkte erwähnt, die wir heutzutage finden.

Die Wirtschaft baut sich wesentlich auf dem Fischfang und dem Vogelfang auf. Namentlich in Norwegen lebt ein großer Teil der Bevölkerung von dem Dorsch- und Heringsfang. Der Feldbau ist in Norwegen auf das Innere der Fjorde beschränkt, wo ein gemäßigtes Klima herrscht, im Gegensatz zu dem subpolaren Waldklima der Mitte der Fjorde und dem Wiesenklima des Schärengürtels. Er ist örtlich an Moränen- und Schwemmlandboden geknüpft. In Nordschottland wird in den Tälern etwas Feldbau auf Gerste, Hafer, Kartoffeln betrieben; Viehzucht steht im Vordergrund und ist namentlich in den Tälern und auf dem Heidehochland Nordschottlands entwickelt, aber auch im norwegischen Hochland, auf den Seterstufen der Fjordhänge. Im Winter muß das Vieh talwärts getrieben werden. Entsprechend der glazialen Ausräumung gibt es nur spärliches Weideland außerhalb des Heide- und Tundrahochlandes — des Fjälls.

Zu diesen ursprünglichen Erwerbszweigen der Bevölkerung, die sicherlich schon während der Zeit der Heimatskultur bestanden, hat nun die Fremdkultur Handel und Industrie gebracht. Ersterer gründet sich auf die Rohstoffe des Landes — Fische, Holz — letzterer auf die Wasserkräfte. Die Industrieentwicklung hat erst kürzlich begonnen.

Die Siedlungen sind entweder auf den Fischfang eingestellt und liegen auf Inseln und in den Fjorden, oder sie befinden sich im Innern der Fjordtäler im Bereich des Ackerlandes, das sich örtlich auf den Talsohlen und Flachhängen findet. Die Lebensweise ist z. T. recht unstet, indem sowohl die Fischer mit den Fischzügen wandern, als auch der Landmann das Vieh auf die Sommerweide treiben muß.

Im Gegensatz zu dieser wandernden Bevölkerung lebt in Handels- und Industriestädten eine seßhafte Bevölkerung.

Die Lage dieser Städte richtet sich nach den Verkehrswegen. Auf Inseln, im Beginn der Fjorde, aber auch in der Nähe lebhafteren Feldbaus mehr im Innern mit Zugang zum inneren Hochland — Drontheim — sind sie zu finden.

Wo der Fischreichtum gering ist, entwickelt sich kein Handel, keine Handelsstadt, keine Industrie. Die Bevölkerung bleibt spärlich, die ursprünglichen Verhältnisse bleiben erhalten — Hebriden, nordschottisches Hochland. Die ursprünglichen Häuser waren lediglich aus heimischen Stoffen gebaut, aus Balken, Steinen, Torf. Die heutigen „modernen Bauten" sind Erzeugnisse der Fremdkultur.

Der Verkehr geht ganz überwiegend über See, und unter der Einführung von Dampfschiff, Telegraph und Fernsprecher schwillt er gewaltig an. Die Ankunft von Dorsch- und Heringszügen wird schnell angekündigt, und von allen Seiten eilen dann Fischer und Schiffe mit den für das Einsalzen notwendigen Hilfsmitteln herbei. Im großen kann so der Fischfang organisiert und durchgeführt werden.

Die mittelbare Einwirkung der Landschaft auf die körperliche und geistige Beschaffenheit der Bewohner ist offensichtlich. Als noch reine Heimatskulturen bestanden, hat der Kampf mit der Natur

gewaltige Männer herangezüchtet, die gesund und abgehärtet, kühn und unternehmungslustig die Nachbarn bedrohten und über See fahrend selbst ferne Länder eroberten. Die eindringende Fremdkultur hat den Kampf ums Dasein abgeschwächt, allein auf den Fischer und Bauern wirkt die harte Arbeit immer noch günstig genug ein. Namentlich das Fischerhandwerk verlangt Mut, Stärke und Unternehmungslust, erzeugt aber auch Rastlosigkeit und Arbeitsscheu. Der Landmann wird, namentlich infolge von Übervölkerung, leicht Fischer, niemals aber wird aus dem Fischer ein Bauer, für den Zähigkeit und Genügsamkeit, Beschaulichkeit und Ruhe unumgängliche Eigenschaften sind. Auch in religiöser Hinsicht tritt der Gegensatz zwischen Fischer und Bauern scharf hervor. Der Fischer ist entsprechend der auf ihn einstürmenden Eindrücke, entsprechend dem gefahrvollen Leben in erster Linie abergläubisch, der norwegische Bauer aber mehr kirchlich-religiös. Die lange Winternacht in dem behaglich eingerichteten Heim hat noch eine andere Wirkung, sie weckt nämlich den Bildungsdrang; der norwegische Bauer liest viel und bildet sich selbst. Gleichzeitig ist der Norweger in höchstem Maße phantasievoll; ja ein Übermaß an Phantasie beherrscht ihn — Peer Gynt als Symbol des norwegischen Volkes. Die gewaltige Natur der norwegischen Landschaft, das Geheimnisvolle der Stürme und wogenden Nebelmassen, der Mitternachtssonne und der langen Winternächte, alles das wirkt auf das Nervensystem erregend. Nimmt man dazu den überwiegenden Fisch- und Fleischgenuß, so ist die Bedeutung der Landschaft für die leicht erregte Phantasie der Norweger verständlich. Bei den Hochländern Schottlands dürfte es ähnlich sein. Man denke an die Leute mit dem „zweiten Gesicht" gerade im Hochland.

Auf die staatlichen Verhältnisse hat die Natur des Landes ursprünglich wohl stark eingewirkt. So saßen z. B. die einzelnen Clans der Hochländer je in einem der abgeschlossenen Trogtäler des Gebirges, und die politische Zerplitterung Norwegens wird durch die Ausbildung der Fjordtalungen sicherlich sehr begünstigt worden sein. Andererseits ermöglichte der leichte Seeverkehr und das zentralgelegene Dovrefjäll eine Beherrschung der abgesonderten Täler von dem südlichen Norwegen aus.

In den Städten hat wie überall eine rasche Umwandlung der Bevölkerung begonnen. Eine armenoide Entartung (Siehe Register) folgt auch hier der modernen Industrie, und das Klima mit seinen kalten stürmischen Tagen, die Länge der Winternächte, die zum Aufenthalt in geheizten Räumen zwingt, die aufregende Wirkung der langen Sommertage mit ungenügendem Schlaf in halbdunklen Räumen dürften eine solche Entartung ganz besonders begünstigen.

Die Bedeutung der subpolaren ozeanischen Nadelwaldländer als Rückzugsgebiete tritt in NW-Schottland klar zu Tage, im südlichen Norwegen verschmilzt das subpolare mit dem gemäßigten Gebiet, und dort steht letzteres zusammen mit dem fischreichen Meer so gänzlich im Vordergrund, daß der Charakter als Rückzugsgebiet nicht so deutlich ist. Gegenüber dem Binnenland ist es sogar ein Vorzugsgebiet. Erst jenseits Drontheim treten die nachteiligen Erscheinungen immer mehr hervor, früher noch mehr als heutzutage, wo der Reichtum an Fischen so stark ausgenutzt werden kann.

Die ozeanisch gemäßigten Mischwaldländer Europas sind heutzutage z. T. die Hochburg der modernen Maschinenkultur. Es wird zweckmäßig sein, auf diese erst im Anschluß an die Maschinenkultur in den gemäßigten Waldländern einzugehen (Kap. VI). Hier sei aber bereits ein kurzer Überblick über die Entwicklung der Kultur daselbst bis zur heutigen Maschinenkultur gegeben.

Das ozeanische gemäßigte, irisch-britannische Landschaftsgebiet ist in langer geschichtlicher Entwicklung eine der großartigsten Hochburgen der Maschinenkultur geworden. Ursprünglich mag es so wie das Vancouvergebiet ausgesehen haben, d. h. mit nassem Wald bedeckt gewesen sein. Allein dieser Wald war keinesfalls ein so reiner Nadelwald wie in NW-Amerika, auch nicht ein reiner immergrüner Laubwald wie im valdivianischen Landschaftsgebiet, sondern wohl ein Mischwald, reich an Waldsümpfen, Hochmooren und an von Nässe triefenden Gebirgswäldern, überragt von einer Heide-, Matten- und Gestrüppstufe. Man darf wohl mit Sicherheit annehmen, daß dieses ganze Land ein großes waldig-gebirgiges Rückzugsgebiet war, an dessen Küsten als einem verhältnismäßigen Vorzugsgebiet Fischervölker festen Fuß faßten, während aus dem fruchtbareren England her Stämme in das ozeanische Waldland gedrängt wurden. Von diesen wurden wohl die Waldflachländer in Acker- und Weideland verwandelt; Heide und Moor verdrängte den abgebrannten Wald. Viehzucht, kärglicher Feldbau auf Hafer und Gerste ernährte die spärlichen Bewohner jener Flachländer. Jagd in den Waldgebirgen, Fischfang in den Flüssen und im Meer, die Strandkost an den Küsten, namentlich im Bereich der großen Ästuare auf den von Tieren wimmelnden Watten, trug zu dem Unterhalt bei. Allein diese für einen kärglichen Ackerbau und für Viehzucht geeigneten Flachländer waren immer noch relative Vorzugsgebiete gegenüber den Waldgebirgen, und neue Völkerschübe zwangen zu einem Rückzug selbst in diese unwegsamen Gebirge. In ihren Tälern sammelten sich die verdrängten Völker, und trotz der noch kärglicheren Bedingungen hielten sie sich, gestützt auf Viehzucht und den Anbau genügsamer Getreidearten und Gemüse.

Im Altertum fanden sich in dem westbritannischen Landschaftsgebiet sicherlich Heimatskulturen bei den Picten, Scoten, Britanniern. Die Römer brachten eine ausgesprochene Fremdkultur. Es ist sehr wohl möglich, daß diese römische Fremdkultur die Grundlage gebildet hat für die überraschende Kulturentfaltung Irlands im frühen Mittelalter und deren erstaunlich weit reichende religiöse Einwirkung auf Mitteleuropa.

Das Verhältnis zwischen jenen Heimatskulturen und der Landschaft gründlich zu erforschen, wäre wohl eine äußerst interessante Aufgabe, Hier seien nur einige erkennbare Beziehungen kurz festgestellt.

Die wirtschaftlichen Bedingungen sind ungünstig. Kümmerlich ist der Ackerbau, die Heiden und Moore aber gestatten ausgiebige Schafzucht, namentlich auf den Bergen über dem Wald; das feuchte Klima begünstigt obendrein in hohem Grade den Wiesenwuchs und damit die Rinderzucht. Irland ist berühmt wegen seiner Viehzucht; auch im Winter sind seine Wiesen grün. In den halb subpolaren Waldgebieten, in denen der Ackerbau nur dürftig ist, spielen Jagd und Fischfang eine große Rolle, und obendrein suchen die Bewohner durch Nebenbeschäftigungen Mittel zum Ankauf von Nahrungsmitteln zu erwerben. Im westbritannischen Landschaftsgebiet ist die Schafwolle frühzeitig ein wichtiges Erzeugnis gewesen, das schon im Mittelalter nach Flandern verkauft wurde. Später blühte die Wollindustrie im Lande auf. Im 18. Jahrhundert erfuhr die Landwirtschaft durch Einführung des Kartoffelbaus eine gewaltige Verbesserung, die namentlich Irland zugute kam. Vor allem aber wurden mit dem Beginn des Kohlenbergbaus und der Einführung von Maschinen ganz neue Verhältnisse geschaffen.

Die Verkehrswege werden durch die Sümpfe und Moore der Senken und Täler, durch die Verteilung der unwegsamen Waldgebirge und der gangbaren Ebenen, namentlich aber auch durch breite Ästuare diluvialer

Riesenströme und durch tiefe, z.T. glazial ausgeräumte Buchten bestimmt. Die Form der Verkehrswege und Verkehrsmittel ist dieselbe wie sonst im Bereich der europäischen Kultur.

Die Siedlungen sind naturgemäß sehr mannigfaltig, und an ihnen lassen sich die verschiedenen Phasen der Kulturentwicklung gut zeigen, so z. B. Einzelhof- und Dorfsiedelungen, Herrensitze, Burgen, Landstädte aus dem Mittelalter, Hafenstädte als Handelsplätze besonders an Trichtermündungen und Buchten mit gutem Zugang in das Binnenland, ferner die neuesten Industriestädte. In Irland fällt auf, daß die großen Hafenstädte des Weltverkehrs gegenüber England liegen; Irlands Westküste hat von dem transatlantischen Verkehr so gut wie nichts gehabt. Sind es natürliche Verhältnisse oder hat zielbewußte Benachteiligung des westlichen, stark keltischen Irlands stattgefunden? Eine eingehende Untersuchung dieser Frage wäre gewiß von Belang.

Die Einwirkung auf körperliche und geistige Eigenschaften. Es ist heutzutage sehr schwer, die Einwirkung der Landschaft auf den Menschen in einem so alten Kulturlande festzustellen. Völkermischungen und -wanderungen haben das Bild getrübt, vor allem aber hat die Industrieentwicklung die ursprünglichen Verhältnisse umgestaltet. Die Kulturentartung durch Stadtleben und Industrie ist in großem Umfang nachweisbar. Doch davon später noch mehr, desgleichen über die soziale und staatliche Entwicklung der Maschinenkulturvölker.

Kapitel II.

Die subpolaren binnenländischen Nadelwaldländer nebst den gemäßigten Nadelwaldländern Sibiriens und Nordamerikas.

1. Allgemeine Wesenszüge in ihrer Bedeutung für den Menschen.

Die gewaltigen Landflächen mit binnenländischem Klimatypus ohne oder mit kümmerlichem Feldbau, die sich in Nordamerika und Eurasien südlich der Tundra hinziehen, kommen hier allein in Frage. Sie verlaufen von der Wasserscheide des Kjölengebirges bis zum Kamm der Stanowoikette, von dem Jukondelta bis zum Lorenzgolf. In Sibirien und Nordamerika sollen die gemäßigten Nadelwaldländer hier auch behandelt werden.

Entscheidend ist die Kürze des Sommers bei großer Kälte und Länge des Winters. Vom Klima hängt das Fehlen des Feldbaues und die Entwicklung von Flechten-Wäldern ab. Die Flechten-Wälder bedingen die Entwicklung der Renntierherden. Hasen, Federwild, Eichhörnchen beleben sie. Ihnen aber folgen Marder, Hermelin und andere Raubtiere. In dichtem Hochwald lebt dasselbe Raubzeug, dazu Tiere wie Elch, Hirsch, Bär. Der Reichtum an Flüssen, Seen und Sümpfen, der teils eine Folge der glazialen Ausräumung, teils der gleichmäßigen Verteilung des Niederschlags im Jahr, teils des im Sommer schmelzenden Eisbodens und der geringen Verdunstung ist, bewirkt den gewaltigen Reichtum an Fischen Wasservögeln, Wassersäugetieren. Demgemäß sind die Bedingungen für das Dasein des Menschen als Jäger und Fischer vorgezeichnet.

Innerhalb des Nadelwaldgürtels sind zwei Gebiete für den Menschen von verschiedenem Wert: 1. der Gürtel des Tundra-Waldes nebst dem

Flechten-Wald, 2. der Hochwald mit beginnendem Feldbau. Der Gegensatz zwischen diesen beiden Gürteln bezüglich der Einwirkung auf den Menschen ist besonders deutlich. In zweiter Linie kommt der Einfluß der Oberflächengestaltung und der geschichtlichen Entwicklung. Wichtig sind nämlich: 1. Waldgebirge ohne Höhenstufe, 2. Waldgebirge mit Höhenstufe (Krummholz, Matten), 3. glazial ausgeräumte Waldländer — Flach- und Bergländer — mit Seen, Flüssen, Sümpfen, mit dünner Humusdecke über unverwittertem Felsen, mit Sumpfwaldtälern und Flechten-Wald-Höhen, 4. nicht glazial ausgeräumte Flachländer, Berg- und Tafelländer mit breiten sumpfigen Flußtalungen und Waldgebirgen und schließlich 5. Sumpfwald-Flachländer mit Flußarmen und dichtem, schier undurchdringlichem Urwald. Die Daseinsbedingungen für den Menschen sind in diesen verschiedenen Gebieten nicht gleich.

2. Die Heimatskulturen.

Das weite Gebiet der binnenländischen subpolaren Waldländer ist von alten Heimatskulturen eingenommen, auf die aber in Asien seit langer Zeit, wenn auch schwach, höherstehende Kulturen — Tataren, Mongolen, Chinesen — eingewirkt haben. Erst die russische Eroberung hat als Fremdkultur einen vernichtenden Einfluß gehabt. In Nordamerika ist die Kultur der Waldindianer fast ganz zugrunde gerichtet worden. Die Wesenszüge dieser Heimatskulturen lassen sich indes in großen Zügen noch erkennen.

Geradeso wie in den binnenländischen Tundren tritt uns die Heimatskultur der Waldbewohner in doppelter Form entgegen, in der der Jagd- und Sammelvölker und in der der Renntiernomaden. Diese beiden Kulturen sind sogar die gleichen wie in der Binnentundra. Sie haben im Wald ihren eigentlichen Sitz, greifen aber im Sommer infolge von Wanderungen in die Tundra über. Im Heft II der Vergleichenden Landschaftskunde ist das Leben des Menschen in der Tundra geschildert worden. Um Wiederholungen zu vermeiden, wird der Sommeraufenthalt in der Tundra hier nur wenig berührt werden. In Eurasien, wo Renntiernomaden leben, sind Stämme mit überwiegender Jagdwirtschaft im südlichen Hochwald, die Renntiernomaden aber im Tundra-Wald-Gürtel zu finden. In Nordamerika gibt es dort nur Jäger.

Die Wirtschaft.

Die Wandlung der Landschaft und damit der Lebensbedingungen mit den Jahreszeiten, die Entwicklung der Schnee- und Eisdecke bedingen das Wandern der Tiere, die Möglichkeit zu fischen usw., und da der Mensch von seinen Beutetieren abhängt, muß auch er wandern.

Die Jagd ist für manche Völker weitaus die wichtigste Beschäftigung. Von größeren Tieren kamen im südlichen Waldland Kanadas früher als Flüchtlinge aus der Waldsteppe Büffel vor, und in Sibirien mag ehemals der Auerochs heimisch gewesen sein. Viel wichtiger ist in dem subpolaren Hochwald der Elch, der im 18. und 19. Jahrhundert noch in großen Mengen in Kanada angetroffen wurde; auch in Eurasien ist er verbreitet. Der Elch wandert nicht, flüchtet sich aber vor den Mücken im Sommer in die Flüsse, Seen und Sümpfe, liegt bis an die Nase eingetaucht da und nährt sich von Sumpfgräsern. Neben dem Elch hat der Hirsch große Wichtigkeit.

Von ausschlaggebender Bedeutung ist das Vorkommen des Renntieres in großen Scharen. Es hat dieselbe Bedeutung im nördlichen Waldland wie der Büffel in der Prärie. Es gibt ein Waldren und ein

Tundraren. Die Lebensweise beider hängt außer von dem Klima und der Pflanzendecke wesentlich von den Mücken ab. Vor den Mücken flüchtet das Waldren in die Mattenstufe der Gebirge, das Tundraren dagegen hält sich im Winter im Flechten-Wald auf, um im Sommer in die Tundra zu ziehen. Der Mensch muß ihm folgen. Ob übrigens die Angabe Hearnes richtig ist, daß die weiblichen Renntiere im Winter in der Tundra bleiben, die Bullen aber in den Wald ziehen, weiß ich nicht. Da Hearne mit Indianern reiste, die das Leben der Jagdtiere genau kannten, ist seine Angabe sicher belangreich.

Auf ihren Wanderungen ziehen die Renntiere unter Führung von Leittieren auf bestimmten Pfaden — einst in ungeheuren Scharen — dahin, und diese Wanderzüge, die auch Flüsse kreuzten, machten sich die Eingeborenen zunutze, wie wir sehen werden.

Der Biber lebt nur im Wald, und zwar weniger im Flechten-Wald als vielmehr im dichten südlichen Hochwald. Er baut nicht nur aus Holz Wohnbauten, sondern legt auch Staudämme an, auf denen Gehölze wachsen. Er ist nur in einem sehr dünn besiedelten Lande möglich. Schnell erliegt er dem verfolgenden Jäger, da er leicht zu finden, zu schießen und zu fangen ist.

Während der Bär als nutzbringende Beute gejagt wird, sind die Wölfe nur lästige und selbst gefährliche Raubtiere.

Die Pelztiere — Füchse, Marder, Hermelin, Eichhörnchen — sind gleichfalls hauptsächlich Bewohner des dichten südlichen Waldes, fehlen aber keineswegs dem lichten Flechten-Wald. Hasen und Federwild wie Auerhühner, Feldhühner, Gänse, Enten kommen reichlich vor.

Als Waffen benutzte die Heimatskultur ursprünglich überall Pfeil und Bogen, deren Verwendung im Wald leicht verständlich ist, sowie im Nahkampf mit größeren Tieren den Speer. Die Schleuder fehlt; sie ist mehr im offenen Gelände dienlich.

Die Arten der Jagd entsprechen durchaus den natürlichen Bedingungen. Kleinwild fängt man mit Schlingen und Fallen, z. B. Quetschfallen. Im lichteren nördlichen Wald und im Tundra-Wald wird das Niederrennen des Rens ausgeübt, d. h. man läuft 2—3 Tage unausgesetzt hinter dem Tier her. Viel schneller und lohnender ist in dem Hochwald auf einer überkrusteten Schneedecke das Jagen von Hirsch und Elch auf Schneeschuhen. Der Elch bricht dauernd ein, der verfolgende Jäger nicht.

Den Bau von Wildzäunen aus Pfählen und Büschen gestattet der lichte Flechten-Wald und der Tundra-Wald. Am Ende der beiden Zaunreihen liegen Schlingen, Zaunlabyrinthe, Fallgruben, Wasserflächen. Fallgruben lassen sich freilich auf glazial ausgeräumtem Felsboden gar nicht, auf Torf und Erde aber im Bereich des Eisbodens nur schwer anlegen. Deshalb kommen sie vor allem in Westsibirien vor, wo es keinen Eisboden gibt.

Das Sammeln ist namentlich Aufgabe der Frauen und Kinder und erstreckt sich auf alle eßbaren Gegenstände, also Früchte, Pilze, kleinere Tiere. Namentlich die Beerenernte im Spätsommer — August — ist eine wichtige Sache. Denn die nordischen Nadelwälder sind noch viel reicher an Beeren-Zwerggesträuch als die Tundra, z. B. an Blaubeeren, Preißelbeeren, Moltebeeren u. a. m. Dazu kommt das Sammeln nützlicher Rohstoffe wie Feuerholz, Birkenrinde, Baumbast, Holz für Schneeschuhe, Schlitten und sonstige Geräte.

Der Fischfang ist im Sommer und Winter verschieden. Wenn die Seen und Flüsse eisfrei sind, speert man die Fische vom Boot aus mit Harpunen, legt man Fischwehre aus Pfählen und Fischfallen aus Zäunen

und Grasgeflecht an. Daneben gebraucht man Netze und Angelhaken. Die Hauptzeit für den Fischfang sind aber die Sommermonate, in denen die Lachszüge kommen. Wenn die Fischzüge eintreffen, zerstreuen sich die Indianer an den Flüssen entlang. An Wasserfällen und an den Fischwehren, vom Boot aus mit Dreizack und benagelten Stöcken werden Tausende der zusammengedrängten Tiere gestochen und selbst mit Händen gefangen. Wintervorräte aus Trockenfleisch werden angelegt.

Im Winter schlägt man Löcher in das Eis und fischt mit Angeln (Holzhaken) oder Netzen unter der Eisdecke. Auch speert man die Fische. Das Eis wurde ursprünglich mit einer Hacke aus Hirschgeweih durchschlagen. Über der Öffnung errichtet der Indianer eine ganz dunkle Hütte. In dieser liegend, kann er bis tief ins Wasser sehen und mit 11—12 m langen Stangen die Fische treffen.

Das Leben der Waldjäger im Laufe eines Jahres ist überall ursprünglich wohl folgendes gewesen. Entscheidend war der Gegensatz zwischen Sommer und Winter und das Wandern der großen Jagdtiere. Ursprünglich hatte jeder Stamm sein Stammgebiet, das gleichzeitig der Winteraufenthaltsort war. Wenn im Oktober der Schnee alles zudeckt, bezieht man die Winterlager. Die Männer beschäftigen sich mit Fallenstellen, um Pelztiere zu fangen, deren Fell in dieser Jahreszeit brauchbar ist. Auf Schneeschuhen geht man auch dem Elch und Ren nach, um es mit Tiermasken zu beschleichen, oder lauert ihnen an den Wechseln auf. Frauen legen Schlingen für Hasen und Federwild, auf der Eisfläche aber fischt man an Eislöchern. Wenn die Frühjahrssonne den Schnee schmilzt, und es nachts wieder friert, überzieht sich die Schneedecke mit einer Kruste. Dann ist die Zeit gekommen, den Elch auf Schneeschuhen nieder zu rennen, man sucht wohl auch den Bären im Winterlager auf. Im Mai hört das Fallenstellen auf, der Taufall wird so furchtbar, daß die Feldhühner und Hasen aus dem Wald in die Tundra flüchten. Der Bär verläßt seine Höhle und kann nunmehr gejagt werden, das Ren aber tritt seine Wanderung ins Gebirge zur Mattenstufe oder zur Tundra an. Auch der Mensch bricht sein Winterlager ab und zieht allmählich, sich langsam fortbewegend, nach den Sommerjagdgebieten, die z. T. gemeinschaftlich sind, und wo sich verschiedene Stämme treffen. Es gibt aber auch Familien, die sich nur in einem kleinen Gebiet bewegen und teils von Fischfang und Niederjagd, teils von der Renntierjagd leben. Namentlich den Wanderherden lauert man an Furten der Flüsse und Seen auf, um dann die wehrlosen Tiere vom Boot aus zu speeren. Im August ist die Zeit der Mauserung der Gänse und Enten, die man dann in Mengen mit Stöcken erschlagen kann. Dann ist auch die Zeit des Beerensammelns für die Frauen. Weit schweift man in die Tundra hinein oder ersteigt die Mattenhänge der Gebirge, im Ural z.B. Die Waldjäger sind von den Renntierzügen so abhängig, daß ihr Ausbleiben Hungersnot bedeutet; zuweilen schlagen die Tiere nämlich andere Wege ein. Wenn aber im September die Mückenplage nachläßt, und das Ren in den Wald zurückkehrt, folgt ihm dorthin auch der Mensch.

Die Bewohner der südlichen Wälder fangen im Sommer Biber, erlegen den Elch, der sich vor den Mücken in das Wasser geflüchtet hat und von Schilfgras lebt. Im Oktober bricht dann wieder der Winter mit seiner Eis- und Schneedecke herein, und das Fallenstellen und die Winterjagd beginnen aufs neue.

Das Wild ist in den Wäldern nicht gleichmäßig verteilt. Es gibt weite Strecken, die sehr wildarm und deshalb auch unbewohnt sind, selbst Flüsse und Seen mit auffallend wenig Fischen kommen vor, auch bereits zu Hearnes Zeit, als das Wild noch nicht so dezimiert war wie heutzutage.

In manchen Gegenden werden im Sommer Vorräte angelegt und in kleinen Vorratshäusern aufbewahrt, die im Wald an den Flußufern stehen. Es handelt sich entweder um Trockenfleisch, namentlich von in Massen getöteten Renntieren, oder um getrocknete Fische, besonders Lachse. Allein gewöhnlich reicht der Vorrat nicht bis zum nächsten Frühjahr.

Die Viehzucht findet sich ausschließlich in Eurasien, nicht in Amerika. Die Gründe hierfür liegen wohl nicht im Lande, sondern darin, daß in Eurasien Viehzüchter aus der Steppe in den Wald gedrängt worden sind, während in Nordamerika die Völker überhaupt keine nennenswerte Viehzucht kannten. Wenn auch die in den Wald flüchtenden Steppennomaden Eurasiens ihre Tiere — Rinder, Schafe, Kamele — zunächst vielleicht verloren, so waren sie doch mit dem Züchten von Tieren vertraut und konnten, in der Tundra oder auf der Mattenstufe der Gebirge angelangt, zur Züchtung des Rens übergehen.

Der Renntiernomade betreibt eine wenig hochstehende Zucht und steht in großer Abhängigkeit von der Natur des Landes; er muß den Wanderungen des Rens folgen. Sein eigentliches Wohngebiet ist der Wald und zwar der Tundra-Wald. Dort hat er feste Plätze, dort liegen die Winterweiden; denn der Schnee erreicht im Tundra-Wald keine große Mächtigkeit, so daß die Tiere ihr Futter ausscharren können. Auch fällt man ihnen mit Flechten bedeckte Bäume. Allein die Winterweide an einem einzigen Platz genügt oft nicht; auch im Winter muß man das Lager wechseln. Die Herden müssen dauernd bewacht werden, Hunde helfen dabei mit, sind sogar unentbehrlich.

Im Frühling wandert der Nomade allmählich der Tundra zu, die er im Sommer durchschweift, wie das in dem Abschnitt über die Kältesteppen im Heft II der Vergleichenden Landschaftskunde geschildert worden ist. Mit dem Herbst kehrt er zur Waldgrenze zurück. Oft wird dort noch ein Herbstlager bezogen, wo man die jungen Tiere zeichnet, die Bullen schlachtet, Trockenfleisch herstellt, und die Felle zurichtet.

Wo sich Gebirge über die Waldgrenze erheben — Norwegen, Ural, Ostsibirien — vollzieht sich die Wanderung aus dem Waldtiefland nach der Mattenstufe, ähnlich wie in unseren Alpen.

Alle Renntiernomaden sind gleichzeitig Jäger, Fischer und Sammler, und zwar spielen Jagd, Fischfang und Sammelwirtschaft eine sehr verschiedene Rolle. Während sie bei den Bewohnern des Tundra-Waldes nur nebensächliche Bedeutung haben, steht umgekehrt bei manchen Waldnomaden, z. B. bei den Tungusen, die Viehzucht hinter der Jagd usw. zurück. Ja manche Tungusenstämme sind erst vor verhältnismäßig kurzer Zeit zur Renntierzucht übergegangen.

Wenn es richtig ist, daß die Renntierzüchter aus Steppenhirten hervorgegangen sind, die aus der Steppe vertrieben wurden, so wird man als Ursprungsgebiet der Renntierzucht mit Wahrscheinlichkeit dasjenige Gebiet annehmen dürfen, wo die in den Wald gedrängten Steppenhirten zuerst Gelegenheit fanden, das Ren zu züchten, bevor die Erinnerung an das Steppenleben schwand. Dieses Gebiet ist wohl das Uralgebirge mit seiner weit nach Süden in das Waldland hineingeschobenen Mattenstufe. Es ist ja auch nicht unwahrscheinlich, daß sich von diesem Gebirge aus die Renntierzucht nach Westen und Osten vorgeschoben hat. Zu den Tschuktschen z. B. ist sie erst vor verhältnismäßig kurzer Zeit gelangt, und die Tungusen im ostsibirischen Waldland sind, wie erwähnt, z. T. jetzt erst dazu übergegangen.

Feldbau als Heimatskultur kommt im subpolaren Waldland nicht vor, ebenso wenig in gemäßigten Breiten in Sibirien und Nordamerika.

Die Ernährungsverhältnisse. Alles zusammenfassend kann man sagen, daß die wirtschaftlichen Verhältnisse im Bereich der subpolaren binnenländischen Nadelwaldländer recht gleichartig sind, wenn auch mancherlei Abweichungen vorkommen, je nachdem das Land glazial ausgeräumt oder glazial nicht beeinflußt worden ist, je nachdem Gebirge mit Mattenstufe oder nur einförmige Flach- und Bergländer entwickelt sind. Demgemäß sind auch die Ernährungsverhältnisse recht übereinstimmend.

Die reinen Jäger, Fischer und Sammler sind in erster Linie auf die Jagdbeute angewiesen. Im Bereich des Flechten- und des Tundra-Waldes ist das Ren das Hauptwild. Renfleisch ist so fett, daß es zum Lebensunterhalt genügt. Neben dem Ren spielt gelegentlich das Bärenfleisch eine Rolle, in Zeiten der Not auch Hasen und Feldhühner. Von Hasen allein kann man indes nicht leben. Man „stirbt an Kaninchen", wie man in Labrador sagt.

Im südlichen Hochwaldgürtel tritt der Elch an die Stelle des Rens, in Eurasien auch schon der Hirsch, ferner Biber und Bär. Dazu kommen die Hasen und Feldhühner wie im nördlichen Wald.

Die Art der Zubereitung ist Rösten über dem Holzfeuer oder Kochen in Holzgefäßen oder im Birkenrindenboot mit heißen Steinen, die freilich leicht zerfallen und das Essen sandig machen. In Finnland kochte man gelegentlich so noch vor 100 Jahren! Dazu kommt im nördlichen Gürtel das Trockenfleisch, während man im feuchteren südlichen Wald das Fleisch in Rauchfeuer dörren lassen muß, sehr zum Schaden des Geschmacks. Renntiermaden gelten in Nordamerika als Delikatesse.

Fische spielen in der Ernährung eine ganz gewaltige Rolle, namentlich dort, wo große Lachszüge im Frühsommer auftreten. Dann kann der getrocknete oder geräucherte Lachs im Winter die Hauptnahrung liefern. Frisch gefangene Fische ißt man mit Vorliebe roh. Sie schmecken manchem sogar besser als gekochte oder gebratene. Lachse benutzt man auch zur Fettgewinnung, indem man sie in Rindenbooten kocht und das schwimmende Fett abschöpft.

Pflanzenstoffe werden in Zeiten, wo man reichlich fettes Fleisch hat, verachtet. Allein in der Not kocht man Flechten, aus denen eine sagoartige Gummimasse entsteht, die mit Fischtunke genossen wird. Im Spätsommer werden Beeren mit Fett gegessen, und auch darin aufbewahrt.

Überfluß wechselt mit Hunger und Not. Ungenügend nur werden die Wintervorräte angelegt, sorglos werden sie behandelt und zu frühzeitig aufgebraucht. Bei den Indianern sorgen übrigens die Männer bis zum Schluß nur für sich, während die Frauen bereits beim Knappwerden der Lebensmittel hungern und sich nur mühsam von Fischfang, Schlingenstellen auf Hasen und Feldhühner oder durch Sammeln schwer verdaulicher Pflanzenstoffe am Leben erhalten müssen. Zu Hearnes Zeit befand sich dauernd etwa die Hälfte aller Waldindianer im Zustand des Hungerns und selbst des Verhungerns. Wesentlich anders steht es mit den Viehzüchtern. Die Herden gewähren eine sichere Quelle der Ernährung nicht nur mit ihrem Fleisch, sondern auch mit Milch und Butter, die freilich nicht von allen Stämmen genossen werden, z. B. nicht von den Ssamojeden und ihren Verwandten. Gefrorene Milch und Butter, die man in Stücken ißt, gelten als Delikatesse. Daneben benutzen die Renntiernomaden selbstverständlich alle Beute der Jagd, des Fischfangs, des Sammelns. In Sibirien kommt dazu aber noch in beträchtlicher Menge der Genuß von Rindenmehl und -grütze aus Fichten-, Kiefern- und von Lärchensplint. Dieses Rindenmehl wird mit Milch oder Renntiertalg gemischt.

Es ist fraglich, ob das Rindenmehl eine ursprüngliche Nahrung der

Waldbewohner ist — es fehlt augenscheinlich in Nordamerika — oder ob es einen Ersatz für das Getreidemehl vorstellt, den sich erst in den Wald gedrängte Feldbau- und Hirtenvölker schufen.

Die Siedlungen.

Die Siedlungen hängen im Bereich der Heimatskulturen durchaus von den Rohstoffen des Landes und den Wirtschaftsverhältnissen ab.

Wohnungen. Es handelt sich einmal um Zelte, andererseits um Erdhäuser und Blockhäuser.

Zelte allein haben die Indianer Nordamerikas; Stangen mit Renntierlederdecken setzen sie zusammen, und selbst im Winter dienen sie als Behausung für längere Zeit. In der Mitte des Zeltes brennt das Feuer, der Rauch entweicht durch ein Loch oben, wo die Zeltstangen zusammenstoßen. Auch die Ssamojeden und Ostjaken hatten ursprünglich wohl nur solche Zelte, benutzen jetzt aber im Winter z. T. Blockhäuser. Das Fehlen des Blockhauses könnte dafür sprechen, daß die Ssamojeden und Ostjaken, als sie im Bereich des Urals das Waldland betraten, ziemlich schnell zur Renntierzucht auf der Mattenstufe übergingen, also Hirten blieben wie einst in der Steppe.

Im Gegensatz zu den Zelten stehen die Erdhütten oder besser wohl die Erd-Blockhütten. Ein Aufbau aus Balken wird mit Erde gedichtet und Erdmassen darübergehäuft. Im Beginn des Winters übergießt man die Erde mit Wasser. So entsteht eine wasserdichte Eiskruste, die noch obendrein mit Schnee bedeckt wird. Derart sind die ursprünglichen Winterhäuser der Lappen, Jakuten, Tungusen gebaut. Mit diesem Erd-Blockhaus sind aber die freistehenden Blockhäuser verwandt, die noch ein Erddach über einer Birkenrindenschicht tragen — Norwegen.

Den Erd-Blockhäusern fehlt nicht im Dach das Rauchloch unter dem auf dem Boden der Hütte der Kessel über dem Feuer hängt. Der Kessel ist wohl auch kein Erzeugnis der Heimatskultur, wohl auch nicht in Sibirien der mächtige Ofen aus Balken und Lehm, von denen Heizröhren unter die Bänke führen, die an den Wänden entlang gehen. Er dürfte aus China stammen. Auf diesen geheizten „Ofenbänken" wohnt und schläft man. Die Temperaturgegensätze zwischen dem Fußboden und der Decke betragen 50—60°, und die Abkühlung nachts ist sehr groß. Die Temperaturgegensätze zwischen Abend und Morgen, zwischen Boden und Decke, sind also sehr „extrem".

Die Form der Häuser ist verschieden, rundlich oder sechseckig bei den Lappen, Würfel bis Rechteeke bei den Tungusen und Jakuten. Die Form hängt neben dem Geschmack, auch von Transportmitteln ab. Die Jakuten nehmen Kurzholz, das man tragen kann, und demgemäß treiben sie die Balken senkrecht in die Erde, im Gegensatz zu den langen, wagerecht liegenden Balken der Russen, denen Gespanne zur Verfügung stehen.

Felshöhlen werden nur vorübergehend benutzt; das Tropfwasser macht den Aufenthalt in ihnen unerträglich, und obendrein können Schneefälle den Ausgang verschütten.

Die Siedlungen bestehen im allgemeinen aus einzelnen Zelten oder Blockhäusern. Es kam unter den Indianern aber auch vorübergehend zur Ansammlung von Hunderten von Zelten, wenn sich die Stämme auf der Reise trafen, oder zahlreiche Familien zusammen reisten. Die Renntiernomaden haben bestimmte feste Wintersiedlungen. Im Sommer sind diese stets oder meist verlassen. An derartigen festen Siedlungen, die von Januar bis März bewohnt sind, haben die Lappen auf Bäumen 10—20 Fuß über der Erde kleine Blockhäuser oder Kästen als Vorratshäuser angelegt, in die

man nur vom Boden aus gelangen kann — des Vielfraßes wegen. Solche Siedlungen bestehen zuweilen aus einer Anzahl von Häusern; bestimmte Hofformen scheinen nicht vorzukommen.

Die Siedlungen liegen, geschützt gegen Wind, möglichst nahe an Flüssen und Seen, die dem Verkehr, dem Fischfang und der Jagd dienen, gleichzeitig aber die Wasserversorgung ermöglichen. Diese erfolgt im Winter dadurch, daß man Eis fein zerhackt und in Töpfen schmilzt. Am Rand von Seen findet man aber auch unter Schneemassen über der Eisdecke Wasser; ob überall oder örtlich, weiß ich nicht. Vielleicht ist das Eis unter der Wirkung des Frostes geborsten und wird durch die Last der Schneemassen niedergedrückt, das austretende Wasser aber bleibt wegen der schlechten Wärmeleitung des Schnees, der über ihm liegt, flüssig. In der Umgebung der Winterlager erfolgt eine erstaunliche Waldverwüstung durch Abhauen der Bäume.

Innerhalb der Waldgürtel gibt es weite Gebiete, die so arm an Jagdtieren sind, daß sie nicht nur unbewohnt, sondern sogar schwer zu durchreisen sind. Nach Hearne verhungern viele Indianer, sogar ganze Familien, in solchen Wildnissen. In anderen Gebieten, wie in Westsibirien, machen Sümpfe das Land unbewohnbar. Der Gegensatz zwischen den verschiedenen Landschaftstypen zeigt sich an solchen Beispielen, auch an manchen Kleinigkeiten. So müssen z. B. nach Hearne die Indianer Kanadas im Winter vor dem Aufschlagen der Zelte den Untergrund mit Stöcken abtasten, um ebenen Boden zu finden — eine Wirkung der Rundhöcker und Felsbecken, die infolge glazialer Ausräumung entstanden sind. Auch sei darauf hingewiesen, daß nach Entfernung des Schnees erst die „Moosdecke" (wohl Flechtendecke) entfernt werden muß, da sie leicht Feuer fängt.

In manchen Fällen lagen zwischen feindlichen Stämmen Grenzwälder so z. B. zwischen Lappen und Finnen.

Der Verkehr.

Mehr noch als bezüglich der Wirtschaft und Siedlungen treten beim Verkehr die Gegensätze der verschiedenen Landschaftstypen in Erscheinung. Sie bedingen zusammen mit den klimatischen Gegensätzen zwischen Sommer und Winter die Verkehrsmittel und Verkehrsbedingungen.

Die winterlichen Verkehrsmittel hängen von der Schneedecke ab. Schneeschuhe und Schlitten — beide am besten aus elastischem Lärchenholz — stehen im Vordergrund. Die Schlitten haben z. Z. nur eine einzige Kufe. Der Schlitten wird entweder von Menschen, namentlich Frauen, oder von Hunden gezogen. Provisorische Fellschlitten machen sich nach Hearne die Indianerinnen aus den Fellen der Renntierbeine, indem sie sie so zusammennähen, daß ein Fellsack entsteht, der über den Schnee gezogen wird.

Im Sommer ist das Birkenrindenkanu das Hauptverkehrsmittel, örtlich vielleicht auch der Einbaum. Es ist augenscheinlich im Wald praktischer als das Fellboot der Eskimos, da diese am Kuskowim und Jukon das Rindenboot benutzen, sobald sie den Wald erreichen.

Die Renntiernomaden verwenden Renntierbullen als Reit- und Packtiere sowie als Schlittentiere ebenso wie in der Tundra. Sie benutzen den Schlitten sogar im Sommer auf dem dicken Polster des Flechten-Waldes.

Als Verkehrswege dienen im Sommer in erster Linie die Flüsse und Seen. Die Natur des Landes spielt dabei eine große Rolle. Glazial ausgeräumte Flachländer sind mit einem Netzwerk von Seen und Flüssen durchzogen; nach allen Richtungen hin kann man sich bewegen, aus einem Flußsystem in das andere gelangen, oder es genügt, die leichten Rindenboote über Land zu tragen, um einen neuen Fluß zu erreichen. Ursprünglich hat

man wahrscheinlich im Sommer Landreisen gescheut. Der Marsch durch den dichten Wald des Südens namentlich ist nie bequem und erfordert sogar das Schlagen von Wegen. Ursprünglich dienten wahrscheinlich Renntierpfade ganz wesentlich als Wege auf der Jagd und auf der Reise.

Allein der Sommer ist kurz. Erst im Juni, selbst erst im Juli, sind Flüsse und Seen eisfrei, der Jukon z. B. nur 4 Monate im Jahr. Die Eisdecke der Flüsse und Seen ist aber im Winter der Hauptverkehrsweg, und dann werden auch die Sümpfe passierbar.

Auch über die Schneeflächen geht's im Hundeschlitten und auf Schneeschuhen dahin. Im tiefen lockeren Schnee ist das Reisen beschwerlich, allein wenn im März die Frühlingssonne den Schnee schmilzt, die Nachtkälte aber das Wasser wieder erstarren läßt, ist die Bahn eine glatte, Mensch und Schlitten tragende Kruste. Dann ist die beste Reisezeit.

Mancherlei Hindernisse findet der Verkehr. Daß Gebirge Geländeschwierigkeiten bereiten, ist natürlich. Wasserfälle und reißende Strömung setzen der Schiffahrt ein Ende, Schluchten und schroffe Hänge erschweren den Anstieg, und im Flechten-Wald wirkt die hohe Flechtendecke äußerst ermüdend wie tiefer Sand. Interessant ist die Art und Weise, wie man den nach Süden steilen Abfall des Werchojansker Gebirges überwindet; umgekehrt rutschten die Jakuten, wie Müller schildert, den Schlitten voraus, die angespannten Tiere hinterher die steile Böschung hinab. Das Überwinden der Gebirgsränder der Labradortafel bereitet den Indianern nach Grenfell große Schwierigkeiten; jährlich gehen viele alte und schwache Leute auf der Rückreise von der Küste zugrunde. Im Winter ist der Schnee, der in den Gebirgen Sibiriens z. B. einige Meter beträgt, während er in den Ebenen lückenhaft liegen mag, ein großes Hindernis, und wo er sich in Schluchten angehäuft hat, kann er namentlich zur Zeit der Schneeschmelze, wenn er weich geworden ist, eine große Gefahr bilden.

Auch im Flachland kann der Schnee den Verkehr sehr stören. So erfreulich die glatte, harte Märzkruste ist, so übel wird später im Frühjahr das Gehen auf der morschen, zusammenbrechenden Kruste. Das Frühjahr ist überhaupt die schlimmste Reisezeit. Die Schneeschmelze macht wegen des unter dem Schnee abfließenden Wassers, das im Eisboden nicht versinken kann, das Land oft genug unpassierbar. Auf dem Eis der Seen und Flüsse bildet sich eine Wasserdecke, und so ist man genötigt, im Wasser auf dem manchmal recht bedenklichen Eis zu marschieren. Die Aufeisbildungen der Flüsse dürften gleichfalls im Frühjahr recht peinliche, wenn nicht unüberwindliche Hindernisse bilden. Jene Bildungen sind im Heft III der Vergleichenden Landschaftskunde geschildert worden.

Im April und Mai ist nach Hearne der Taufall so stark, daß selbst für den Indianer das Reisen im Wald unmöglich wird, wenn er nicht die Eisdecke eines Sees oder Flusses benutzen kann. Augenscheinlich handelt es sich um von den Bäumen herabtropfendes Wasser. Man muß dann zum Marsch den frühen frostigen Morgen benutzen. Schneestürme und Eisnebel sind schließlich noch als winterliche Hindernisse zu nennen. Der Eisgang veranlaßt oft nur für kurze Zeit eine Störung, da alles Eis in wenigen Tagen sich in Bewegung setzt.

Bemerkenswert ist übrigens die Bedeutung des Tundra-Waldes als Verkehrsgebiet. Dort herrscht nicht die Schneearmut der Tundra, aber auch nicht der tiefe Schnee des Waldes, wo der Wind den Boden nicht kahl fegen kann. Es findet sich im Tundra-Wald neben freier Bahn auch Brennholz, und deshalb ist er dort, wo die Waldgrenze in der Richtung einer Verkehrsstraße liegt, das Hauptreisegebiet.

Im Sommer verursacht der Eisboden die Ausbildung von Sümpfen —

Waldsümpfen, Hochmooren, Wiesenmooren. Gewaltige Gebiete werden namentlich in nicht glazial ausgeräumten Ländern einfach unwegsam — Westsibirien. Aber auch die glazial ausgeräumten Länder bieten in versumpften Tälern, auf Überschwemmungssohlen, an Seeländern mit Verlandungsmooren und Brüchern zahllose Hindernisse — z. B. die Muskegs genannten Waldsümpfe in Kanada.

Die Kulturgeräte.

Die Jagd- und Renntiernomaden, die Fischer und Sammler haben wenig Kulturgeräte, können auch gar nicht viele brauchen. Als Rohstoff dient naturgemäß das Holz, namentlich Lärchenholz für Schlitten und Schneeschuhe. Teller, Löffel, Mörser werden aus Birkenholz geschnitzt. Dazu kommt die Holzverwendung beim Bau der Rindenboote, Zelte, Blockhäuser. Die Indianer gebrauchten auch Holzschilde gegen die Pfeile der Eskimos; ihre Bogen und Pfeile waren auch aus Holz gearbeitet. Flechtmaterial lieferten die Fasern der Birkenwurzeln, der Bast zahlreicher Baumarten. Strieke, Körbe, die Wiegen der Kinder werden aus solchen Geflechten hergestellt. Die Felle der Jagdtiere werden bearbeitet, und ursprünglich bestand die Kleidung ganz aus Fellen und Leder — Jacken, Hosen, Mützen, Stiefeln und Schuhe.

Die Winterkälte benutzen die Jakuten zur Herstellung eines Mörsers aus Weidengeflecht, nämlich in sumpfigen Gebieten, wo es an Holzklötzen fehlt. Das Weidengeflecht wird mit Lehm und Pferdemist überstrichen, dann mit Wasser übergossen. Es erhält so eine feste Eisglasur und wird vom Eis verkittet.

Die strenge Winterkälte zwingt die Bewohner zum Aufenthalt im warmen Haus, und demgemäß haben die Sibirierinnen Zeit und Lust zu sorgfältigen künstlerischen Holzschnitzereien, zur Herstellung von Stickereien, Putzgegenständen, Kleidungsstücken. Die nur in kalten Zelten lebenden Indianerinnen kennen dagegen nicht solche langwierigen Arbeiten, die Muße, Behaglichkeit und Ausdauer erfordern.

Handel und Gewerbe.

Bei der großen Einheitlichkeit der binnenländischen subpolaren Waldländer ist es nicht wahrscheinlich, daß vor der Ankunft der Europäer in N-Amerika erhebliche Handelsbeziehungen bestanden haben. Gefehlt haben sie wohl nicht. In Alaska z. B. tauschten Eskimos und Indianer ihre Erzeugnisse aus, wie Speck von Robbe, Walroß und Wal, getrocknete Fische, Felle, Leder, Fellkleider u. a. m. In Sibirien dagegen hat seit undenklichen Zeiten ein lebhafter Handel mit Pelzen — Bär, Marder, Hermelin, Eichhörnchen u. a. m. — nach den Kulturländern in China, Turan und Turkestan, Vorderasien und den Mittelmeerländern bestanden, ebenso wie zwischen Lappen einerseits und Finnen, Russen und Skandinaviern andererseits.

Körperliche Entwicklung.

Das Leben als Jäger, Fischer und Hirt verlangt unbedingt eiserne Gesundheit, Körperkraft und Geschicklichkeit. Im Wandern und Steigen, Schwimmen und Klettern muß man Meister sein, Hunger und Durst muß man ertragen, Kälte und Hitze, Regen und Sonnenschein müssen gleichgültig sein. Bei dem Wanderleben, den Temperaturverhältnissen im Innern der Blockhäuser und Zelte, bei der unsinnigen Behandlung der Neugeborenen ist die Auslese groß; nur gesunde Kinder bleiben erhalten. Obendrein sterben viele infolge von Unachtsamkeit der Mütter. Renntiere treten,

Hunde beißen die kleinen Kinder tot, andere fallen ins Feuer oder ersticken in der Wiege, weil ein Hund sich auf das Atemloch legt. Für das Gedeihen der Kinder ist der Besitz reichlicher Lebensmittel notwendig; demnach ist nach Stuck in Alaska für die Entwicklung der Kinder der sommerliche Lachsfang entscheidend.

Die Lappen haben häufig krumme Beine, angeblich deshalb, weil sie so viel mit untergeschlagenen Beinen sitzen.

Krankheiten waren ursprünglich vermutlich nicht sehr verbreitet, jetzt aber kommen Schwindsucht, „Skorbut". d.h. Geschwüre an Armen, Beinen und Fußsohlen (!), Rheumatismus, Erkältungskrankheiten vor. Abgehärtet genug sind die Leute. Die Jakuten schlafen im Schnee und bedecken sich dabei die Nase und stopfen die Ohren zu; der Rücken kann freibleiben. Epidemien wie die Pocken sind oft aufgetreten und haben furchtbar gewütet. Kältetod und Erfrierungen sind nicht selten. Am oberen Kuskowim sind nach Elliot infolge mehrerer kalter Winter ganze Indianerstämme aufgerieben worden, und namentlich erliegen jährlich viele Einzelpersonen dem Hunger. Der Tod des Jägers, der die Familie erhält, kann diese ganz vernichten. Nach Hearne sind die Indianerfrauen, die schwer arbeiten müssen, groß und stark wie Grenadiere; sie altern freilich wegen der schweren Arbeit schnell; die Männer dagegen sind schlank, schmächtig — Anpassung an das Jagen im Waldgebüsch.

Die meisten werden wohl nicht alt; bei den Tungusen freilich sollen Hundertjährige nicht selten sein.

Sehr groß ist die Sinnlichkeit. Hearne betont diese namentlich für die Waldindianer. Trotz der so einfachen Lebensweise, des harten anstrengenden Lebens ergehen sich die Indianer in Ausschweifungen, die raffinierter sind als in dem üppigen Europa. Vermutlich ist hier wie bei den Eskimos die übermäßige Fleischnahrung die Ursache. Auch wohl aus demselben Grunde sind die subpolaren Waldbewohner oft genug sehr nervös. Hysterie in verschiedenen Formen, große Reizbarkeit, Wutausbrüche, Krämpfe sind keine Seltenheit.

Geistige Entwicklung.

Das Leben der Jäger und Renntiernomaden im subpolaren Wald und in dem Tundra-Wald stellt an den Menschen ganz bestimmte Anforderungen. Nur derjenige, der den Ansprüchen der Natur genügt, bleibt erhalten. Das gilt nicht nur für die körperliche Entwicklung; es werden auch bestimmte geistige Eigenschaften herangezüchtet.

Der Jäger, der sich und seine Familie unterhalten will, muß neben einem gesunden, ausdauernden Körper Mut und Kühnheit besitzen. Er muß zäh dem Wild nachstellen, muß eine scharfe Beobachtungsgabe, große Entbehrungsfähigkeit, Schlauheit und Überlegungsgabe beim Fallenstellen, beim Überlisten der Tiere durch Auflauern haben. Eine natürliche Folge des offenen Kampfes mit großen Tieren wie dem Bären ist ein sicheres, selbstbewußtes Auftreten, Ritterlichkeit, kriegerischer Sinn, während überwiegendes Fallenstellen und Überfall aus dem Hinterhalt mehr zu Schlauheit und hinterlistiger Berechnung führen. Man könnte es sich sehr wohl denken, daß im Walde durch das Jagdleben zwei verschiedene Wesenszüge herangezüchtet werden, offene Ritterlichkeit und listige Berechnung. Middendorf weist in der Tat darauf hin, daß die Bären jagenden Jakuten viel ritterlicher sind als die Fallen stellenden Ssamojeden.

Reines Jagdleben mit seinem rastlosen Umherstreifen führt zu Unstetigkeit und Unfähigkeit, wirklich zu arbeiten — Eigenschaften, die tatsächlich den Waldnomaden auszeichnen. Renntierzüchter werden da-

gegen in weit höherem Grade zu zielbewußter stetiger Arbeit herangezüchtet.

Das harte, entbehrungsreiche, rastlose Leben ruft naturgemäß eine Gegenwirkung hervor. In Zeiten erzwungener Ruhe — Winterkälte und Tageskürze — oder bei reichlichen Vorräten überwältigen den rastlosen Jäger Faulheit, der Drang zum Ausruhen, Genußsucht, Unmäßigkeit im Essen und Trinken, die schlecht zu seinem sonstigen Wesen zu passen scheinen. Das Jagdleben erzeugt obendrein Glücksritternaturen von großer Leichtlebigkeit und Leichtsinn, Verschwendungssucht und Spielwut. Middendorf macht auf einige wohl allgemein gültige Eigenschaften, die von der Natur des Landes mittelbar abhängen, aufmerksam. Die große Ehrlichkeit ist nach ihm eine erworbene Eigenschaft, da überall sehr strenge Strafen, selbst Todesstrafen, auf Unehrlichkeit stehen. Die rücksichtslose Selbsthilfe hat zur Heranzüchtung von Ehrlichkeit geführt; Humanität schafft dagegen unleidliche Zustände.

Ferner hat das enge Zusammenleben im Zelt — bei Stürmen und Kälte kann man es oft tagelang nicht verlassen — eine starke Abstumpfung des Schamgefühls veranlaßt.

Diese Eigenschaften, die durch das Jagd- und Nomadenleben im Wald herangezüchtet werden, würden noch viel ausgesprochener sein, wenn nicht ein erheblicher Teil der Bevölkerung, der vom Fischfang oder ausschließlich vom Sammeln und Fallenstellen lebt, keineswegs in dem geschilderten Sinn beeinflußt würde. Die bezeichnenden Eigenschaften werden also nicht rein und unverfälscht zum Ausdruck gelangen, vielmehr erfolgt immer und immer wieder Durchmischung der Charaktere und nur ein Teil — wenn auch wohl der überwiegende — besitzt die für das Jagd- und Nomadenleben geeignetsten Eigenschaften.

Die in das Waldland eingedrungenen Völker haben ursprünglich verschiedene Eigenschaften besessen, die wohl die erheblichen Verschiedenheiten in dem heutigen Charakter der Völker bedingt haben. Drei Typen seien hier unterschieden.

a) Fröhliche Naturkinder, leichtsinnig und leichtlebig, haltlos, dem Branntwein ergeben, ohne Selbstbeherrschung sind die Lappen, Ssamojeden, Ostjaken, Wologda-Syrjänen, Tungusen.

b) Harte Charaktere, verbissen, finster, mürrisch, mitleidlos, habgierig, von großer Willensstärke und Selbstbeherrschung, aber doch dem Alkohol ergeben und durch ihn leicht zu demoralisieren sind die Indianer. In Rußland gehören die Wogulen hierher, die, obwohl Sprachverwandte der Ostjaken, bezüglich des Charakters von diesen doch ganz verschieden sind.

c) Berechnende, zersetzende Naturen sind Ischma-Syrjänen und Jakuten. Beide Völker kann man nicht mehr ursprüngliche Naturvölker nennen. Sie besitzen ausgesprochenen Handelssinn, scharfen Verstand, Schlauheit, Habgier, Selbstbeherrschung. Auf die Naturvölker haben sie einen zersetzenden Einfluß. Sie ruinieren sie durch zielbewußte Ausbeutung und Verschuldung. Beide werden mit den Juden verglichen. Allein die Jakuten sind nicht sparsam, sondern verschwenderisch. Auch der persönliche Mut unterscheidet Ischma-Syrjänen und Jakuten von jenen. Beide sind junge Eindringlinge in das Waldland, beide haben erst vor kurzem, d. h. seit ca 120 Jahren die Renntierzucht übernommen, diese aber in erstaunlicher Weise verbessert und entwickelt. Die Jakuten sind Verwandte der Kirgisen, also Turktataren, die Ischma-Syrjänen aber stammen aus der Handelsstadt Nowgorod am Ilmensee, waren also ehemals handel- und gewerbetreibende Städter. Ihr Charakter gleicht auffallend dem der arme-

noiden Westasiaten. Es spricht für solche Verwandtschaft die Angabe Hofmanns, daß sie Adlernasen haben im Gegensatz zu den mongoloiden Wologda-Syrjänen; kurzköpfig sind beide. Auf das „Jakuten- und Syrjänenproblem" soll in einer andern Schrift einmal zusammen mit dem Judenproblem zurückgekommen werden.

Die religiösen Vorstellungen, Sitten und Gebräuche.

Die Aufregungen des Jagdlebens, die Gefahren, die Unglücksfälle und Mißerfolge haben eine üppige Entwicklung des Aberglaubens zur Folge, der sich in zahllosen Einzelheiten äußert. Das einsame Leben in Gebirgstälern während der langen Winter trägt wesentlich dazu bei, die Einbildungskraft anzuregen. Die überwiegende Fleischnahrung verursacht leichte Erregbarkeit, und so blüht denn auch das Schamanentum—der Name ist ja tungusisch — mit seinen Zauberern, die zwischen dem Menschen und der Geisterwelt vermitteln und den Medien des Spiritismus vergleichbar sind.

Bezüglich der Sitten und Gebräuche läßt sich in manchem die Abhängigkeit vom Lande mittelbar oder unmittelbar erkennen. So hat bei den Indianern die Härte des Lebens und die Notwendigkeit zu wandern, zur Folge gehabt, daß die Alten, Kranken und Schwachen in der Wildnis jämmerlich zurückgelassen wurden. Die Leichen werden wegen des Eisbodens in Sibirien in Holzkästen untergebracht oder verbrannt. Die Indianer lassen sie einfach liegen, und das hat wiederum zur Folge, daß Wölfe, Füchse, Raben nicht von ihnen gegessen werden, weil sie die Leichen fressen. Es wäre übrigens nicht undenkbar, daß solche Vorstellungen mit dazu geführt haben, daß gerade solche Tiere wie Raben, Wölfe u. a., die Leichen fressen, heilige Wappentiere und Vorfahren des Stammes sind — also Beziehungen zwischen Land und Totemismus.

Die sozialen und politischen Verhältnisse.

Die sozialen Verhältnisse werden durch das Land in manchen Fällen entscheidend beeinflußt. Da die Familie von dem die Jagd betreibenden Familienoberhaupt abhängt, so genießen eigentlich nur die Jäger (und Krieger) Ansehen. Weil der Tod eines solchen Mannes die ganze Familie ruiniert, tun sich gewöhnlich mehrere Familien zusammen. Bei den Indianern hat sich die Sitte herausgebildet, die Waisen zu adoptieren, namentlich die Knaben, die als zukünftige Jäger besonders wertvoll sind. Bei den Indianern ist ferner die Vielweiberei deshalb erforderlich, weil die Frauen auf den Wanderungen zum Ziehen der Schlitten und zum Tragen notwendig sind, obendrein zum Konservieren der Fleisch- und Fischvorräte gebraucht werden — also überall Beziehungen der sozialen Verhältnisse zu der von der Landschaft abhängigen Lebensweise.

Wie bei allen Nomadenvölkern sind die politischen Verhältnisse ganz unentwickelt. Wenn auch die Sippen und Stämme ein gewisses Gefühl der Zusammengehörigkeit besitzen, so bestehen doch kaum Stammesverbände, die wirklich von einem Stammeshäuptling geleitet werden. Selbst die Sippenhäupter haben gewöhnlich nicht viel zu sagen. Die Wirkung des Landes, das die Art der Wirtschaft, der Siedlung, das Wandern usw. vorschreibt, ist deutlich erkennbar.

Mit dem von der Natur des Landes erzwungenen Wanderleben hängt der Umstand zusammen, daß die Stämme und Völker ganz ungeheure Räume einnehmen, so daß nur wenige Sprachen vorhanden sind, die sehr große Verbreitung besitzen, in Eurasien das Ssamojedische, Ostjakische,

Digitized by Google

Jakutische und Tungusische, in Nordamerika das Algonkische und Athabaskische. Ähnlich ist es ja bei den nomadisierenden Eskimos. (Vergleichende Landschaftskunde Heft II.)

Die Einwirkung der Heimatskulturen auf die Landschaft.

Die reinen Heimatskulturen haben die Landschaft wahrscheinlich verhältnismäßig wenig verändert. Am stärksten dürften Abholzen und Abbrennen an der Waldgrenze gewirkt haben. Hearne betont das für Kanada. Die Umwandlung des Waldes in Tundra ist die Folge. Es handelt sich aber überall wohl weniger um sinnloses Zerstören als um zu starke Holznutzung. Namentlich in der Umgebung der Winterlager vernichten die Indianer nach Hearne unglaublich viel Bäume. Es kommen indes auch zielbewußt angelegte Waldbrände vor. So brennt man im Frühjahr in Labrador die Blaubeerbüsche ab, die, rasch nachwachsend, im Spätsommer besonders reichlich tragen, so daß an solchen Stellen sich die Bären ansammeln.

Bei solchem Abbrennen können natürlich größere Verwüstungen eintreten. Man muß aber auch hervorheben, daß gerade die Indianer sehr strenge Brandgesetze hatten, so daß eine umfangreiche Waldzerstörung zur Zeit der reinen Heimatskultur wohl nicht stattgefunden hat.

Die Kenntnis der subpolaren binnenländischen Nadelwaldländer mit ihren Waldjägern und Fischern, namentlich aber der Tundra-Waldländer mit Renntierjägern und -nomaden ist durchaus erforderlich, wenn man die Entwicklung unserer fortgeschrittenen Kulturverhältnisse verstehen will. Der Tundra-Wald hat vielleicht während der Diluvialzeit eine überaus wichtige Rolle gespielt, indem möglicherweise dort sich der Aurignac- oder Cro-Magnon-Mensch entwickelt hat, der anscheinend der Stammvater der europäischen Rassen ist. Namentlich die blonde nordische Rasse könnte dort entstanden sein. Doch davon später mehr.

3. Nichtangepaßte Fremdkulturen.

In die subpolaren binnenländischen Nadelwaldländer ist die europäische Kultur eingedrungen. Ihrem ganzen Wesen und ihrem Kulturbesitz nach ist sie ein Fremdling geblieben, wenn auch z. T. eine erhebliche Anpassung an die Natur der Länder hat eintreten müssen.

In Amerika erfolgte ein plötzlicher und überraschender Zusammenstoß zwischen der ursprünglichen Heimatskultur der Indianer und der überlegenen europäischen Kultur. Letzterer fehlte jedes Heimatsgefühl; Ausbeutung der natürlichen Hilfsquellen war einzig und allein ihr Ziel; Raubbau wurde die Wirtschaftsmethode.

In wirtschaftlicher Hinsicht steht der Pelzhandel im Vordergrund. Es entstand die Hudsons Bay Co., die einen großartigen Handel an Forts und Handelsstationen organisierte.

Mit Hilfe der neuen Waffen und Fallen wurde ein intensiver Raubbau getrieben, der zur starken Verminderung aller und zu einer Vernichtung mancher Tierarten führte. Die ganze Form der Jagd und des Fallenstellens mußte sich naturgemäß nach den klimatischen und sonstigen Bedingungen der Landschaften richten.

Nach Erschöpfung der natürlichen Reichtümer an Pelztieren mußten andere Rohstoffe an die Stelle treten, und zwar hat die Ausnutzung des Holzreichtums eingesetzt. Während des Winters werden die Stämme geschlagen. Die Schneedecke benutzt man zum Transport nach einem See oder Fluß, und dann wird im Sommer das Holz geflößt, wenn es nicht schon früher in Sägemühlen zerkleinert wird.

Digitized by Google

In Alaska hat der Goldreichtum ein plötzliches Eindringen der Fremdkultur veranlaßt. Ein Überfluten des Landes mit Abenteurern trat ein, und ohne jedes Interesse an dem Lande selbst erfolgte der Raubbau durch extensive Goldgewinnung und Waldverwüstung. Die Natur des Landes kommt in manchem zum Ausdruck. So zwingt z. B. der Eisboden zu einem künstlichen Auftauen des Bodens durch Holzfeuer, und dieses wiederum hat eine starke Vernichtung des Waldes zur Folge.

Auch die Ausnutzung der Reichtümer an Fischen, namentlich an Lachsen, ist Gegenstand der fremden Unternehmungen. Mit neuen Fanggeräten, wie Fischrädern, großen Netzen und Dampfern, geht man vor und bedroht damit die natürliche Ergänzung der Fische und den alten Fischreichtum.

Feldbau und Viehzucht spielen keine Rolle, nur im kleinen erfolgt an den Forts, Handels- und Bergbauplätzen unsicherer Anbau anspruchsloser Feldfrüchte und Gemüse.

Während die Siedlungen wenig Abhängigkeit von der Landschaft aufweisen — die Ausnutzung des Holzes zum Bau der Blockhäuser, der Einfluß des Eisbodens und des glazial abgeschliffenen Felsbodens auf die Unterkellerung könnte man nennen — hat sich der Verkehr ganz wesentlich anpassen müssen. Im Winter sind Hundeschlitten und Schneeschuhe, im Sommer das Boot Hauptverkehrsmittel. Die Eisdecke der Flüsse und Seen bildet die Winterstraße. In Alaska haben Bahnen nach Goldgebieten zur Erschließung wesentlich beigetragen. Dort ist das Zusammenarbeiten von Eisenbahn und Dampfschiff übrigens recht bezeichnend.

Von einer Einwirkung der Landschaft auf die körperliche und geistige Entwicklung, auf Sitten und Gebräuche, auf soziale und politische Verhältnisse ist im Bereich der nicht angepaßten Fremdkultur kaum die Rede, es sei denn, daß man erwähnen will, daß Kälte und Tageskürze im Winter zu Untätigkeit zwingen, so daß der Mensch, je nach seinen Neigungen, entweder mehr ein innerliches Leben mit geistiger Tätigkeit im Familienkreise führt oder sich oberflächlichen Vergnügungen und Zerstreuungen hingibt. Entsprechend der Abenteurernatur der meisten Eindringlinge dürfte letztere Neigung überwiegen.

4. Angepaßte Fremdkulturen.

In Eurasien herrschen wesentlich andere Verhältnisse. Langsam und organisch sind dort Fremdkulturen in das Gebiet der subpolaren binnenländischen Wälder eingedrungen, haben in ihnen festen Fuß gefaßt, sind heimisch geworden, und wenn sie auch gleichsam Kolonisten geblieben sind, d. h. ohne dauernde Verbindung mit der Mutterkultur nicht bestehen können, so tritt die grundlegende Abhängigkeit doch aufs deutlichste in Erscheinung, so namentlich in wirtschaftlicher Hinsicht.

Die Wirtschaft der angepaßten Fremdvölker auf dem Boden der subpolaren binnenländischen Nadelwaldländer — Skandinavier, Finnen, Russen — weist einen ganz bestimmten, auf der Natur des Landes begründeten Charakter auf, nämlich den der Vielseitigkeit. In allen den Gebieten, wo die europäischen Kulturvölker mit einer Bauernbevölkerung festen Fuß gefaßt haben, genügt der Feldbau nicht, um einen sicheren Unterhalt zu gewährleisten. Die Nachtfröste vernichten im Frühsommer und Spätsommer oft genug die Ernte, oder das Getreide wird wegen Nässe und Kälte nicht reif und muß halbreif gedroschen werden. Deshalb mangelt es nicht nur an Saatkorn, sondern man muß auch — in Nordrußland wenigstens — beständig neues Saatgut aus dem Süden einführen.

Auch ist es dort ein Erfahrungssatz, daß man nicht das Getreide auf dem gleichen Aeker benutzen soll, auf dem es gewachsen ist; die Bauern tauschen demgemäß ihr Saatkorn untereinander aus. Da der Feldbau nicht genügt, teils wegen der Ungunst des Klimas, teils wegen der Jämmerlichkeit des Bodens — Podsol —, so müssen andere Erwerbsarten einspringen, namentlich Jagd und Fischfang. Oder man treibt Gewerbe — Holzkohlenbrennen, Steinbrucharbeiten, Holzfällen und -flößen, Hausindustrie mit Leinwand, Stickereien, Spitzenklöppeln, Elfenbeinschnitzerei (aus Mammutzähnen!) Uhrenfabrikation, ferner Handel, Schiffahrt (Nordrußland) u. a. m. Mehr als in anderen Ländern neigt der Mensch dazu, in die Städte zu ziehen und der Fabrikarbeit sich zuzuwenden. Da aber die natürlichen Hilfsquellen der Ernährung so eng gesteckt sind, befindet sich die Industriebevölkerung dieser Gegenden in großer Abhängigkeit, und es kann leicht dahin kommen, daß sie Frondienste leisten muß, um nicht zu verhungern. Der Gegensatz zwischen der engen Ernährungsgrenze und der weiten Rohstoffgrenze ist bezeichnend.

Zwei eigenartige Verhältnisse bestanden im Anfang des vorigen Jahrhunderts in der subpolaren Höhenstufe des südlichen Norwegens, z. B. in Guldbrandsdalen. Dort hatten die Bauern wegen der Frühsommertrockenheit Bewässerungsanlagen aus langen Holzrinnen angelegt, die 20—30 F. hoch über die Straßen hinwegführten, und ferner hatte man für die Zeiten der Not Kornmagazine angelegt. Im Jahr 1835 gab es in Norwegen 228 solcher Magazine. Es ist sehr wohl möglich, daß es solche Einrichtungen nicht mehr gibt. Denn die Feldbaugrenzen können bei Einfuhr billigen Getreides leicht gleicherwärts zurückweichen.

Die Viehzucht spielt keine unbedeutende Rolle, ist aber auch nicht ausschlaggebend. Es handelt sich um Rinder, daneben um Pferde, Schweine, Geflügel. Entscheidend ist das Vorhandensein von Weideland. Der Wald bietet wenig, aber die Überschwemmungswiesen der großen Flüsse, die Inseln in breiten Flußtalungen — die laidi der Russen — haben reichlich Futter. So sind dann z. B. die Ufer der Dwina und Petschora Viehzuchtgebiete.

Die Ernährung besteht gerade so wie im Bereich der Heimatskulturen aus dem Fleisch der Jagdtiere — Ren, Elch, Hirsch, Reh, Hase — aus dem Land- und Wassergeflügel, das ja namentlich im Bereich der Seen und Flüsse der glazial ausgeräumten Gebiete — Fennoskandia — und der Sümpfe und Flüsse Nordrußlands und Westsibiriens reichlich zu finden ist. Dazu kommen die Fische, namentlich Lachse, die massenhaft vorhandenen Beerenfrüchte, wie Blaubeeren, Preißelbeeren, Himbeeren u. a. m. Pilze sind ein wichtiges Volksnahrungsmittel. Neben diese Erzeugnisse der Jagd, des Fischfangs und Sammelns treten nun aber die Kulturpflanzen, einmal Gemüse, wie Salat, Rettich, Rüben, rote Beeten, auch Erbsen, Kartoffeln u. a. m., sodann aber die anspruchslosen Getreidearten wie Hafer und Gerste, weniger Roggen. Nichts ist aber für diese Kümmergebiete des Feldbaus bezeichnender als das Rindenbrot. Die Getreidemengen sind ungenügend, müssen „gestreckt" werden. Als Mehlersatz wählt man daher die Rinde verschiedener Bäume — Fichten, Kiefern, Birken — und selbst Stroh. Die Rinde wird getrocknet, z. T. wohl auch geröstet, zermahlen zu feinem Mehl oder Grütze. Zum Brotbacken nimmt man $^1/_3$, in schlechten Zeiten sogar $^2/_3$ Rindenmehl. Die Rindengrütze aber mengt man mit Fett und etwas Mehl, damit der Brei bindig wird. Rindenbrote und Rindenbrei sind schwer verdaulich und waren zu Mügges Zeiten aus Gesundheitsrücksichten in Norwegen verboten.

Die Siedlungen sind fest auf Feldbau begründet, wenn auch Wan-

derungen mit Viehherden in beschränktem Umfang vorkommen. Einzelhöfe, Dörfer und selbst kleine Städte, letztere mit Gewerbe und Handel, sind über das Land hin spärlich zerstreut. Am größten sind Handelsstädte wie Archangelsk.

Die Bauart der Häuser unterscheidet sich in den Städten nicht wesentlich von denen der Heimatskulturen; sie entspricht z. T. der Mitteleuropas. In den Wäldern bauen die Bauern dagegen Blockhäuser aus Balken, die, wie bereits erwähnt, wagerecht liegen. Denn der Russe hat beim Hausbau Gespanne zur Verfügung, um lange Stämme herbeizuschaffen, jene dagegen müssen alles Holz herbeitragen. Kellerbauten machen dort, wo Eisboden vorhanden ist, oder im Bereich glatt geschliffener Rundhöcker Schwierigkeiten. In glazial ausgeräumten Felsflächen baut man gleichsam einen oberirdischen Keller, den Eisboden aber schmilzt man mit Holzfeuer fort.

Der Verkehr richtet sich in vielem nach den Landschaftsverhältnissen. Einmal wird der schneearme Tundra-Wald bevorzugt, dort, wo er in der Richtung des Verkehrs liegt. Das war in Nordrußland z. B. der Fall, wo die sibirische Pelzhandelsstraße in Mesen endete.

Im tiefen Schnee des geschlossenen Waldes Nordrußlands ist das „Gänseanspann" — gusem — durch die Kulturlandschaft und das Klima bedingt; die Pferde werden nämlich hintereinander angespannt, da sie in einer Rinne im Schnee zwischen Zäunen laufen müssen. Daß der Schlitten auch für die Fremdkultur, freilich in anderer Form und Größe und mit anderer Bespannung, im Winter maßgebend ist, braucht nicht betont zu werden. Auch den Schneeschuh hat die Fremdkultur übernommen, und russische Bauern hetzen mit Schneeschuhen auf der Schneekruste den einbrechenden Elch genau so zu Tode wie der kanadische Indianer.

Der allgemeine Kulturbesitz richtet sich nach dem des Ursprungslandes und ist ohne eine Verbindung mit ihm nicht aufrecht zu erhalten. Allein einige Besonderheiten sind doch zu finden; indem aus dem so reichlich zur Verfügung stehenden Holz eigenartiger Hausrat geschnitzt wird, wie Holzlöffel, Gefäße, Teller, Schalen. Auch Horn wird stark benutzt, z. B. für Messerscheiden oder Löffel, desgleichen das Leder. Weit zerstreut liegen die Gehöfte. Der Bauer ist in hohem Maß auf seine eigenen Hilfskräfte angewiesen, und so verfertigt man sich möglichst alles selbst, zumal man an langen Winterabenden dazu Muße genug hat. Die Hausindustrie, wie Leinwandweberei, Schnitzerei u. a. m. blüht, wie erwähnt, gerade in den subpolaren binnenländischen Nadelwaldländern mit Kümmerfeldbau, der allein die Menschen nicht ernährt.

Die Einwirkung auf den Körper tritt so schnell ein, daß sich die neuen Kolonisten längst der Natur des Landes entsprechend entwickelt haben müssen. Ein hartes, entbehrungsreiches, aber auch gesundes Leben führt der Bauer. Rauh greift der Tod in die Familien ein; nur gesunde Kinder wachsen heran. Allein es finden sich doch auch auffallend viel nervöse Krankheiten. Ob die — mindestens zeitweilige — Unterernährung, ob die Einsamkeit des Lebens, die fast das ganze Jahr hindurch währt, ob die überwiegende Fisch- und Fleischnahrung die Schuld tragen, ist wohl zweifelhaft; sicher ist nur das häufige Vorkommen hysterischer Anfälle. „Jkola" nennen die Russen im Gouvernement Archangelsk ein Krankheitsbild, das aus Krämpfen und Wutausbrüchen vor allem besteht. Kleinigkeiten, z. B. Tabaksrauch, können einen Jkola-Anfall auslösen, und nach Schrenck simulieren nicht selten die Frauen Jkola, um ihrem Mann gegenüber ihren Willen durchzusetzen. Solche nervöse Reizbarkeit entspricht den Verhältnissen bei den Völkern der Heimatskultur mit dem Schamanentum.

Erstaunlich ist namentlich in den germanischen Ländern der Bildungshunger der Bauern. Das einsame Leben, die Winterruhe, führen zu eifrigem Studium von Büchern. So ist die Belesenheit groß. Überall ist eine tiefe Religiosität bezeichnend, die mit der Härte und Mitleidslosigkeit des Kampfes ums Dasein zusammenhängt. Auch der Aberglaube ist wie bei allen Bauern stark entwickelt, und Märchen und Sagen sind mit Naturerscheinungen des Landes oft genug in Zusammenhang zu bringen. In Nordrußland ist eine auffallende Erscheinung der „Gasthunger". Infolge der Einsamkeit sehnt sich namentlich der gebildete Russe nach Abwechslung durch Besuch. Schrenck erzählt davon einen ergötzlichen Vorfall.

In jenen Kümmergebieten muß der Bauer große Zähigkeit, Ausdauer, Gottvertrauen, Heimatsliebe besitzen, wenn er sich in einem Lande halten will, das so wenig bietet, wo er so oft um die Frucht seiner Arbeit durch Nachfröste und Regenwetter betrogen wird.

In Städten mit Hausindustrie, namentlich aber in Fabriken, ist die Gefahr der körperlichen und geistigen Degeneration sehr groß, da ja der Arbeiter noch mehr als in unseren Breiten an geheizte Stuben mit schlechter Luft bei ungenügender Bewegung gebunden ist. Dieser Hinweis mag zunächst genügen. Bei Besprechung der Wirkung der Industriestädte in den gemäßigten Maschinenkulturländern wird noch einmal davon die Rede sein.

Der Einfluß der angepaßten Fremdkulturen auf die Landschaft ist erheblich. Einmal erfolgt eine örtliche und strichweise Umwandlung der Wälder in eine Kulturlandschaft mit Feldern, Wiesen, Weiden, Gärten, Siedlungen. Das Kulturland liegt dort, wo die Sonne am wärmsten scheint, der Boden am geeignetsten ist, also mit Vorliebe auf Südhängen und im Windschutz. Im Gebiet des Onegasees sucht der Anbau die Ränder der Seen auf, weil dort die Nachfröste im Frühsommer weniger schaden.

Der Wald wird dort, wo er nicht entfernt wird, stark umgewandelt. Pohle namentlich hat nachdrücklich darauf hingewiesen, wie unter dem Einfluß der Axt, die den Wald lichtet, die Bedingungen für den jungen Nachwuchs der Waldbäume verschlechtert, für die Ansiedlung der Torfmoose und des Zwerggesträuchs dagegen verbessert werden. Infolgedessen versumpft der Wald; Hochmoor erstickt ihn, und so werden große Waldgebiete in Moor und Heide verwandelt. An der polaren Waldgrenze, wo die Fortpflanzungsbedingungen der Bäume an sich schon so ungünstige sind, wo nur alle hundert Jahre etwa eine wirksame Aussaat von Samen erfolgt, ist die Vermoorung der gelichteten Wälder ganz besonders stark; der Wald weicht dort für immer zurück, die Tundra dringt vor. Da die Pelzhandelsstraße seit Jahrhunderten in Nordrußland durch den Tundra-Wald geführt hat, und alle Reisenden an den Lagerplätzen Holz geschlagen haben, kann man die verhängnisvolle Einwirkung verstehen.

Weiter südwärts, außerhalb des Einflusses der Tundra, wird der Wald durch Abschlagen der hohen Bäume umgewandelt; aus dem Hochwald entsteht ein Buschwald. Von dem Ufer der schiffbaren Flüsse ist der Vorgang ausgegangen und hat sich über große Teile Nordrußlands und Sibiriens ausgedehnt. Zu dieser Raubwirtschaft kommen aber — namentlich in Sibirien — die Waldbrände. Wenn dort nach Kapherr Gebiete so groß wie Ostpreußen durch einen einzigen Waldbrand heimgesucht worden sind, so daß sich dort nur Moore, nicht einmal Buschwald, entwickeln können, so wird man den verhängnisvollen Einfluß der angepaßten Fremdkultur nicht hoch genug einschätzen.

5. Die Einwirkung der Fremdkulturen auf die Heimatskulturen.

Wie überall erleiden die tiefer stehenden Heimatskulturen eine durchgreifende Umwandlung. Rein äußerlich werden Kulturgeräte und Bekleidung umgestaltet, der alte, selbst angefertigte Hausrat durch Fabrikwaren, die kostbaren und dem Lande angepaßten Pelz- und Lederkleider durch Jacken und Hosen aus Wollstoffen ersetzt. Die Übertragung von Krankheiten, die Branntweinpest, die sittliche Entartung lassen sich überall nachweisen, außer bei den Ischma-Syrjänen und den Jakuten, die nicht von den Russen demoralisiert werden, sondern selbst die Träger der Fremdkulturen demoralisieren. Der Jakut hat sich sogar dem Russen gegenüber als der stärkere erwiesen; er bewahrt Sprache und Volkstum, während der Russe jakutisiert wird. So ist denn das „Jakutenproblem" für Sibirien ein ernstes geworden. Wenn das so lebenskräftige, mutige, abgehärtete Volk weiterhin wächst und die russischen Ansiedler in sich aufnimmt, könnte für das durch die Industrie entartete und widerstandslos gewordene Europa in den Jakuten ein furchtbarer Feind entstehen, der unter Organisation der Mongolen unserer ganzen Kultur ein ähnliches unrühmliches Ende bereiten könnte, wie die Handvoll Spanier dem Inkareich. Jetzt beherrschen die wenigen Bolschewistenführer Rußland mit Hilfe jakutischer Regimenter.

Auf einzelne Erscheinungen der Umwandlung, die die Heimatskulturen durchmachen, sei noch hingewiesen.

Die wirtschaftlichen Verhältnisse erleiden eine vollkommene Wandlung durch das Aufblühen des Pelzhandels. Während man bis dahin dem kleinen, mühsam zu fangenden Marder, Hermelin, Zobel wenig Beachtung schenkte und hauptsächlich Pelze größerer Tiere für sich benutzte, begann in Amerika seit seiner Entdeckung — in Sibirien aber vielleicht bereits im Altertum — ein Handel mit Fellen, der eine Umgestaltung der Lebensweise der Eingeborenen zur Folge hatte. Denn es entstanden Märkte und Handelsplätze, wohin die Eingeborenen ihre Pelze und andere Waren zum Verkauf brachten, und wo sie sich mit fremden Waren, besonders auch eingeführten Lebensmitteln, versorgten. Aber es begann nicht nur die Jagd auf andere Tiere, auch die Ernährung änderte sich durch Einfuhr neuer Lebensmittel wie Mehl, Zucker, Fette, Schinken, Tee u. a. m. Ja noch mehr! Die Eingeborenen mußten ihr ganzes Leben anders einrichten. Sie begannen sich zu bestimmten Zeiten an den Handelsplätzen zu versammeln, um dort ihre Pelze u. a. m. zu verkaufen. Um aber zu diesen Handelsplätzen zu gelangen, mußten sie weite Reisen machen. Auf diesen mußten die Indianer Labradors und Kanadas weite Strecken zurücklegen, wo es kein Wild gab. Jährlich gingen so in der Wildnis zahlreiche Personen, ja ganze Familien, an Hunger zugrunde, und an den Handelsplätzen konnte obendrein leicht eine Verbreitung von Krankheiten erfolgen. Nimmt man dazu die entsetzlichen Waldverwüstungen unachtsamer Reisender durch Brände und Abholzen, die das Wild verjagen oder vernichten, so versteht man den unheilvollen Einfluß der Fremdkulturen nicht nur auf die Heimatskulturen, sondern auch auf das Dasein der Eingeborenen, ihre Zahl und Verbreitung.

Diesen furchtbaren Schädigungen gegenüber kommen die wenigen wirtschaftlichen Vorteile kaum in Betracht. Sie beschränken sich übrigens fast ganz auf die Ischma-Syrjänen und die Jakuten, so z. B. die Einführung des Getreide- und Gemüsebaus, sowie der Rinder- und Pferdezucht. Am Jukon wäre die Einführung von Fischrädern im Bereich trüben Wassers zu nennen, die die Indianer von den Weißen übernommen haben. Mit den Fischrädern werden die Lachse während der dicht gedrängten Züge herausgeschöpft.

Die Umwandlung der Ernährung geht mit der der Wirtschaft Hand in Hand. Die erschreckende Abnahme der Jagdtiere und oft auch der Fische wird nicht durch die Einführung von Mehl, Milch und Butter ersetzt. Der Gebrauch von Rindenmehl und -grütze mag auch erst eine Folge der Mehleinfuhr sein.

Die Siedlungen erfahren mancherlei Veränderungen, indem europäische Häuser benutzt oder in abgeänderter Form gebaut werden. Vielleicht sind die nicht von Erde umhüllten Blockhäuser den Heimatskulturen überhaupt fremd, sie fehlen ja in Nordamerika und sind auch nach Sibirien erst unter russisch-finnischem Einfluß vorgedrungen.

Der Einfluß der Fremdkulturen auf die Religion ist überall deutlich; indes sei hier nur auf eine beachtenswerte, naturwidrige Folge hingewiesen, die die Einführung der christlichen Religion auf die Lappen gehabt hat. Unter dem Zwang der Geistlichen müssen die doch nomadisch lebenden Lappen die Leichen ihrer Angehörigen auf dem Kirchhof an der Kirche bestatten. Dieser liegt an dem Handelsplatz, der nur im Winter aufgesucht wird, wo sich auch die festen Blockhäuser nebst den Vorratshäuschen auf den Bäumen finden. Um dem Gebot des Pfarrers nachzukommen, müssen die Lappen die Leichen im Sommer ausnehmen und in der Sonne dörren, im Winter aber schaffen sie sie in gefrorenem Zustand zur Kirche.

Die Einwirkung auf den Charakter der Eingeborenen ist sicherlich durchgreifend und kann im allgemeinen wohl als Demoralisation bezeichnet werden. Vielleicht war der Charakter ursprünglich heiter und kindlich und hat einem finsteren, mürrischen, gehässigen Wesen weichen müssen. L. v. Buch hat wohl kaum recht, wenn er das unfreundliche Benehmen der Lappen ihm gegenüber mit den Worten erklärt: „Wo Tannen und Fichten, wo Birken nicht mehr gedeihen, da entwickelt sich auch im Menschen nicht mehr eine schöne Natur. Er geht unter im Kampf mit Bedürfnis und Klima."

Die Bedrückung durch die Norweger und Schweden dürfte das unfreundliche Wesen, über das Buch klagen mußte, wohl besser erklären. Wie der eigenartige Charakter der Wogulen zu erklären ist, ob sie, die doch dem heiteren, kindlichen, wenn auch demoralisierten Ostjaken sprachlich verwandt sein sollen, ihrer Abstammung nach doch etwas anderes sind — man denke an Wologda-Syrjänen und Ischma-Syrjänen — oder ob sie unter dem russischen Joch ihren Charakter verändert haben, ist ein wohl noch ungelöstes Problem. Vielleicht ist der Nahrungsmangel, der zu dem eifersüchtigen Bewachen ihrer Jagdgründe Veranlassung gibt, der Grund, warum sie den Fremden gegenüber so feindlich, warum sie so verschlossen sind.

Kapitel III.

Die subpolaren und gemäßigten Monsun-Waldländer.

1. Verbreitung und allgemeine Wesenszüge.

Die Ostküste Sibiriens mit Kamtschatka, mit dem Amurland und Ussuriküstenland, mit Sachalin und den Kurilen gehören hierher. Streng genommen liegen Kamtschatka und die Inselkette nicht mehr im reinen Monsungebiet, da sie von dem nordpazifischen Tiefdruckwirbel aus durch Zyklonen erheblich beeinflußt werden, allein hinsichtlich des Menschen sind alle genannten Gebiete doch wohl als Einheit aufzufassen.

Ohne Zweifel ist die Verwandtschaft der subpolaren Gebiete mit den binnenländischen Nadelwaldländern groß und vieles, was im vorhergehenden Abschnitt gesagt worden ist, paßt auf die subpolaren Monsungebiete. Manche abweichende Eigenschaften sind aber doch festzustellen. Einmal ist der Schneefall im Winter viel größer als dort und beeinflußt auf das empfindlichste die Wirtschaft des Menschen. Sodann besitzen die Flüsse einen Reichtum an Fischen, der in den binnenländischen Gebieten unerhört sein dürfte. Ferner hat der nasse Sommer auf die Kulturverhältnisse nicht unbedeutenden Einfluß. Viel weniger wichtig, wenn auch nicht bedeutungslos, ist die Verschiedenartigkeit der Wälder — subpolarer Laubwald in Kamtschatka, gemäßigter Laubwald in dem Ussuriküstenland und Südsachalin, Nadelwald dazwischen. Dagegen muß der Einfluß der Küste, die zum Teil von Wintereis eingeschlossen ist, noch als eine dem Binnenland natürlich ganz fremde Form erwähnt werden. Auch muß der Einfluß der Wiesen-, Parkland- und Laubwaldländer in den gemäßigten Gebieten ganz anders sein als der der binnenländischen Nadelwälder.

Die heutigen Verhältnisse lassen die alten ursprünglichen Kulturverhältnisse kaum noch klar erkennen, allein es liegen doch ältere Berichte vor, aus denen sie mit ziemlicher Deutlichkeit hervorgehen. Demnach kann man ersehen, daß eine alte ursprüngliche Kultur altasiatischer Völker gerade im Gebiet der Monsun-Nadelwälder sich behauptet hat, aber z. T. schon seit längerer Zeit von mongolischen Eindringlingen mit einfacher Heimatskultur verdrängt worden ist. Auf diese beiden Heimatskulturen haben dann seit langer Zeit die chinesische und die japanische, seit junger Zeit die russische Fremdkultur gewirkt.

2. Die Heimatskulturen.

Zwei Heimatskulturen lassen sich deutlich erkennen, die der Fischer und die der Renntier- und Jagdnomaden. Erstere sind überwiegend Altasiaten, die an der Küste und an den großen Flüssen sitzen, namentlich Ainos in Südsachalin, Giljaken in Nordsachalin und am unteren Amur, Jtälmen auf Kamtschatka und Korjaken im südlichen Teil der Tschuktschenhalbinsel. Die Renntier- und Jagdnomaden sind dagegen überwiegend tungusisch, wie Oroken in Sachalin, Orotschen in der Ussuriküstenprovinz, Lamuten bei Ochotsk. Auch die Korjaken des Binnenlandes sind mongoloide Renntiernomaden des Tundra-Waldes. Sie reichen noch bis Nord-Kamtschatka hinein.

Bei den zahlreichen Übereinstimmungen mit den binnenländischen subpolaren Waldgebieten seien hier nur die Gegensätze besonders betont.

Die Wirtschaft ist folgende. Feldbau als Heimatskultur kommt im subpolaren Gebiet nicht vor, in den gemäßigten Ländern haben die Chinesen ihn eingeführt, er spielte aber eine geringe Rolle.

Die Jagd nebst Sammeln und Renntierzucht einerseits und der Fischfang andererseits stehen einander gegenüber, gehen aber gleichzeitig ineinander über. Die Altasiaten an der Küste und an den fischreichen Flüssen sind ganz überwiegend Fischer. Sie betreiben ihn mit Netzen, Fischspeeren, Wehren. Wenn im Sommer die Fische, Lachse namentlich, in gewaltigen Scharen emporsteigen, werden Wintervorräte angelegt. Störe, Seehunde, selbst Weißwale, die auch in den Flüssen vorkommen, an der Küste im Winter der Fang von Fischen unter der Eisdecke und die Seehundsjagd an den Atemlöchern — ganz wie bei den Eskimos — kommen dazu. Die Landjagd spielt eine geringe Nebenrolle. Von Haustieren findet sich lediglich der Hund und zwar als Schlacht- und Zugtier. Der Reichtum an Fischen gestattet die Ernährung einer großen Anzahl dieser Tiere.

Die nassen Sommer sind übrigens unter Umständen verhängnisvoll. Das Trocknen der Fische kann verhindert werden, und selbst Dörren im Rauchfeuer hilft nicht immer. Regenwetter wie auch das Ausbleiben der Fische haben in Kamtschatka nicht selten Hungersnot veranlaßt.

Die Jagd- und Renntiernomaden sind nur spärlich an Zahl und viel schlechter gestellt als in den binnenländischen Nadelwaldländern. Die hohe Schneedecke der Monsunwaldländer ist das große Hindernis für die Entwicklung der Viehzucht. Im schneereichen Winter verhungern viele der an sich schon spärlichen Renntiere. Deshalb steht die Jagd durchaus im Vordergrund der Wirtschaft und wird namentlich im Winter in den Gebirgen betrieben und zwar auf Renntiere und Pelztiere, Bär und Moschustier, in der südlichen Ussuriprovinz wohl auch schon auf Elch, Hirsch, Reh und Wildschwein. Während des Sommers sind die Jagd- und Renntiernomaden Fischer an den Flüssen, legen aber wohl nur in bescheidenem Umfang Wintervorräte an, da sie ein ausgesprochen nomadisches Leben führen. Verlust der Renntiere durch Hunger und Kälte, sowie Abnahme der Jagdtiere kann die Jäger dazu zwingen, ganz zum Fischfang überzugehen.

Die Nahrung der Fischervölker besteht fast ausschließlich aus Fischen, die frisch, getrocknet oder geräuchert genossen werden. Die aus ihnen hergestellten Wintervorräte reichen gewöhnlich nicht bis zum Frühjahr, so daß zur Zeit der Brüchigkeit des Eises der Flüsse und des Meeres Hungersnot keineswegs selten ist. Dazu kommen Beerenfrüchte, Knollen, Wurzeln, das Fleisch gelegentlicher Jagdtiere, namentlich des Bären, ferner Seehundsspeck, Walspeck, Fischfett. Bemerkenswert ist, daß die Fischesser kein Verlangen nach Salz haben, im Gegenteil, es ist ihnen unangenehm; Pflanzenesser dagegen haben ein großes Verlangen danach.

Die Jagd- und Renntiernomaden leben überwiegend vom Fleisch der Jagdtiere, daneben von Renntierfleisch und Fischen; Früchte und Knollen kommen dazu.

Siedlungen. Der Gegensatz zwischen Fischervölkern und Jagdnomaden ist auch hinsichtlich der Siedlungen groß. Erstere sind seßhaft, letztere wandern umher. Demgemäß ist auch die ganze Form der Siedlungen verschieden.

Die Fischervölker wohnen ausschließlich an Flüssen und Küsten. Sie sind ziemlich seßhaft, wenn auch nicht so seßhaft wie die meisten Feldbauern. Sie haben zwar verschiedene Winter- und Sommerwohnungen, allein diese liegen nicht weit auseinander. Die Winterwohnplätze verlangen Schutz gegen Stürme und Schneefall, ferner Nähe von Wald mit Brennholz, offenes Wasser an dem zugefrorenen Fluß, bezw. an leicht zugänglichen Meereisflächen.

Die Sommerwohnplätze dagegen bedürfen vor allem einer gegen Überschwemmungen geschützten Lage am Fluß auf hohem Ufer mit geeignetem Landungsplatz für die Boote, Schutz gegen Regen, Nebel, Nässe sowie offenes Gelände, das zum Trocknen der Fische geeignet ist.

Die Bauart der Wohnungen ist folgende. Im Winter hat der altasiatische Fischer in der Erde Schutz gesucht, geradeso wie der Bewohner der subpolaren Wiesenländer. 4—5 Fuß tief gräbt er ein Loch und verlegt in dieses ein aus Balken erbautes, quadratisches bis rechteckiges Pyramidendach. Die Fugen werden mit Gras, Laub, Erde verstopft; die Schneedecke dichtet das Dach ganz ab. Ein aus Balken, Baumzweigen und Gras gebauter Gang führt in das Innere der Hütte. Schlafbänke, ein Rauchloch an der Pyramidenspitze, der Herd mit dem wärmenden Feuer, der Kessel darüber und bei den Giljaken auch eine Plattform, die als Hundefutterplatz

dient, vervollständigen die an die Natur des Landes und die Kulturstufe angepaßte Einrichtung des Winterhauses.

Die nach v. Schrenck echt altasiatische Erdjurte mit dem halbunterirdischen Gang ähnelt so sehr den Winterhütten der Eskimos, daß ein Zusammenhang zwischen beiden sich nicht gut leugnen läßt. Nimmt man dazu das mongoloid-altasiatische Aussehen der Eskimos, die Kenntnis der Eisjagd auf den Seehund bei diesen und den Altasiaten, so wird man sagen müssen, daß die Verwandtschaft beider nicht unwahrscheinlich ist, und daß an dem alaskischen Gestade des Beringsmeeres und auf den Aleuten, wo vor allem der Kajak erfunden sein könnte, die Umwandlung einer aus dem Amurgebiet stammenden Kultur in die polare Eskimokultur recht wohl erfolgt sein könnte, wie das Schrenck hervorhebt. Im Frühling zwingt die Nässe des tauendes Schnees zum Verlassen der Erdjurte, und zwar im allgemeinen im Mai.

Das Sommerhaus ist ursprünglich wohl überall ein Balken- und Bretterzelt von Pyramidenform gewesen und erst infolge chinesischer Beeinflussung durch ein Brettergiebeldachhaus verdrängt worden. Es steht wegen Nebel und Bodennässe auf einem Pfahlrost. Sehr bezeichnend ist es nun aber, daß in südlichen Gebieten — Sachalin, südlicher Teil des Amurgebiets — wo die Sonne bereits im März so stark wirkt, daß der schmelzende Schnee die Erdjurte durchnäßt und den Menschen zum Verlassen des Hauses zwingt, zuweilen die Sommerjurten auf der ebenen Erde stehen. Denn in dem kalten März und April sind Pfahlbauten zu kalt. Der Einfluß des Landes wird somit recht deutlich.

Neben den Sommerhäusern stehen Balkengerüste mit Dach zum Trocknen der Fische und ferner Vorratshäuser, die wie die Wohnhäuser, geschützt gegen Nässe und Füchse, auf Pfählen stehen.

Die Verschiedenartigkeit der Heiz- und Beleuchtungsstoffe der Altasiaten und Eskimos bedingt wichtige Unterschiede in der Wohnlichkeit der Winterhäuser. Die Tranlampe der Eskimos gestattet einen guten Abzug der Heizgase durch das Rauchloch; die Luft bleibt rein. Das Holz dagegen — namentlich feuchtes — entwickelt so starken Rauch, daß man trotz der Winterkälte oft lüften muß. Es macht dem Eskimo keine Schwierigkeit, die Tranlampen von der Schlafstelle aus auch nachts zu unterhalten. Bei Holzfeuerung dagegen geht das Feuer gegen Morgen aus, und der Raum wird eiskalt.

Die flüchtigen Nomaden haben im Sommer und Winter Zelte aus einem Stangengerüst, das mit Birkenrinde oder im Winter auch mit Fellen bedeckt wird, ähnlich denen der nordamerikanischen Indianer in den Subpolarwäldern. Das Zeltgerüst bleibt übrigens gewöhnlich stehen, nur die Decken werden mitgenommen, und so sind zahlreiche bestimmte Lagerplätze vorhanden. Diese richten sich nach Punkten mit zeitweisem oder ständigem Reichtum an Fischen und Wild; der Einfluß des Landes ist also erkennbar.

Verkehr. Wie in den binnenländischen Subpolarwäldern ist im Winter die Schneedecke, im Sommer die Schiffbarkeit der Flüsse von entscheidender Bedeutung.

Die Flüsse sind im Sommer fast die einzigen Verkehrswege. Die Wälder mit ihren umgestürzten Stämmen, dem Gewirr von Büschen, Kräutern, Baumstümpfen, Sumpf- und Moorboden sind so gut wie unpassierbar. Die Sommernässe läßt eben wesentlich andere Verkehrsbedingungen entstehen als der mäßige Niederschlag des Binnenlandes. Bezeichnend ist, daß in den Nadel- und Laubgehölzen von subpolaren Wesenszügen die Birkenrindenboote herrschen, in den gemischten sommergrünen Wäldern

beginnen dagegen die Einbäume, die in dem mittleren und südlichen Amurgebiet bereits charakteristisch sind.

Im Winter verhüllt der hohe Schnee die kleinen örtlichen Hindernisse; dann werden die Wälder gangbar, zumal Sümpfe und Flüsse gefroren sind. Allein Schneeschuh und Schneeschuhstock werden in dem tiefen Schnee unumgänglich notwendig, viel mehr noch als im Binnenklima. Der Hundeschlitten ist das Hauptgefährt der Fischervölker. Auf dem Eis der Flüsse und in den Flußtalungen geht's namentlich zur Zeit der Frühlingseiskruste dahin, und weite Handelsreisen werden so ermöglicht. Im Gebirge dagegen ist nicht der Hundeschlitten, sondern das Ren als Reit- und Packtier die Stütze des Nomaden.

Die schlimmste Zeit für den Verkehr ist das Frühjahr vor der Schneeschmelze und dem Aufgang des Eises, wenn Schneekruste und Eisdecke morsch und brüchig sind.

Kulturgeräte. Die Abhängigkeit der Rohstoffe für Geräte, Kleidungsstücke, Waffen usw. von dem Lande und der Wirtschaft ist überall deutlich.

In den subpolaren Waldungen liefert Birkenrinde das notwendige Material für Schalen, Kübel, Wiegen, Hüte, das Holz der Bäume aber den Stoff für Teller, Löffel, Bogen und Pfeile, Keulen u. a. m. Im gemäßigten Laubwald verschwindet die Rinde als Rohstoff. Der Fischer gebraucht als Winterkleidung Röcke, Hosen, Stiefel aus Hundefellen, aber auch aus Seehund- und Renntierfellen, der Jagdnomade dagegen kleidet sich in Leder. Die große Sommernässe veranlaßt die Fischer zur Anfertigung regendichter, dabei nicht zu warmer Fischhautkleider. Ganz besonders bemerkenswert ist bei den Fischern die starke Benutzung von Gräsern und Nesseln zu Geflechten; denn der Regenreichtum des Sommers veranlaßt üppigen Gras- und Krautwuchs. Aus Gras geflochtene Körbe, Taschen, Beutel, Decken, Strümpfe und bei den Giljaken Panzer aus Nesselgarnschnüren sind bezeichnende Stücke der altasiatischen Heimatskultur. Nesselkleider werden gesponnen, und der Regenreichtum im Sommer führt dazu, daß statt der die Luft abschließenden Kleider aus Lachshaut luftige Regenmäntel aus Gras benutzt werden wie in Portugal.

Küstenbewohner benutzen natürlich Knochen, Muscheln, Barten, Zähne der Seetiere, und der Korjake baut seine Winterjurte bereits aus Walfischrippen wie der Eskimo und Tschuktsche.

Handel und Gewerbe. Trotz der Seßhaftigkeit kommt ein Gewerbe bei den Fischervölkern der subpolaren Monsun-Waldländer kaum vor. Wohl aber spielt der Handel eine große Rolle. Namentlich die Giljaken sind oder waren ein tüchtiges Handelsvolk, wie auch die Tschuktschen und Jakuten. Sie erlegen und fangen Pelztiere im Winter und verhandeln sie an die Chinesen, indem sie ausgedehnte Handelsreisen unternehmen. Man darf wohl sagen, der Handelsverkehr verdankt seine Entstehung der seßhaften Lebensweise, dem Vorhandensein von Pelztieren in den Wäldern, der Möglichkeit, Hunde zu halten, und der ausgezeichneten Gelegenheit, mit Hundeschlitten über den Schnee hin weite Reisen zu machen — also Einflüssen der Landschaft.

Körperliche Entwicklung. Gesundheitsverhältnisse und körperliche Entwicklung sind im wesentlichen so, wie in den binnenländischen Subpolarwäldern. Allein in einem Punkt macht sich der abweichende Einfluß des Landes deutlich geltend. Der Gebrauch feuchten Brennholzes und die damit verbundene Rauchentwicklung hat Augenkrankheiten zur Folge, die sogar nicht selten zur Erblindung führen. Das gesunde Klima, das hohe Alter, das langsame Ergrauen der Haare werden oft gerühmt.

Die eiweißreiche Fisch- und Fleischnahrung wirkt ähnlich wie auf die Eskimos und die Indianer der Subpolarwälder. Bei den Jtälmen betont z. B. Steller die übermäßige Sinnlichkeit; er schiebt diese auf die Massen von Fischrogen, die die Hauptnahrung bilden. Dagegen scheinen die Giljaken, obwohl sie reine Fischesser sind, keineswegs sinnlich veranlagt zu sein. Schrenek betont vielmehr ihre Mäßigkeit und Sittenstrenge im Gegensatz zu den Kamtschadalen. Woher der Gegensatz kommt, ist nicht bekannt.

Geistige Entwicklung. Das unruhige Jagd- und Nomadenleben dürfte auf die tungusischen Stämme in derselben Weise wirken, wie im binnenländischen Subpolarwald. Dagegen sind die seßhaften Fischervölker viel stetiger und zielbewußter, mehr zur Arbeit erzogen. Auffallend ist der Handelsgeist der Giljaken und ihr habsüchtiger, hinterlistiger, energischer Charakter. Daß die günstigen natürlichen Bedingungen für Handelsverkehr dazu Veranlassung geben, einen vorhandenen Handelsgeist zu entwickeln und immer neu zu beleben, ist verständlich, ob dieser aber durch natürliche Zuchtwahl im Giljaken mittelbar durch die Landschaft entwickelt worden ist, mag zweifelhaft erscheinen. Ist der Handelsgeist, den ja auch die Tschuktschen besitzen, eine altasiatische Rasseneigenschaft?

Merkwürdig ist auch der nationale Kommunismus der Giljaken, den Schrenck beschreibt, d. h. gegen Stammesgenossen sind sie gastfrei und hilfsbereit, nicht aber gegen Fremde, im Gegensatz zu den tungusischen Nomaden. Bei dieser Gastfreiheit spielt das Klima z. T. eine Rolle. Denn in der Winterkälte jemanden von der Schwelle weisen, bedeutet seinen Untergang, und zur Verzweiflung getriebene Menschen sind gefährlich.

Noch in einem anderen Punkt hat das merkwürdige Volk der Giljaken einen eigenartigen Charakter gezeigt; sie haben so viel Zusammengehörigkeitsgefühl und so viel Selbstbeherrschung, daß sie die fremden Händler aus ihrem Gebiet ferngehalten haben. Wenn auch die größere Seßhaftigkeit eher als wandernde Lebensweise ein solches Gemeingefühl entstehen läßt, so wird man in diesem Fall doch kaum die Landschaft auch nur auf Umwegen heranziehen können.

Religiöse Vorstellungen. Bei den Jagd- und Renntiernomaden dürften die Verhältnisse die gleichen sein wie bei denen der Binnenländer. Bei den Fischervölkern machen sich aber einige bemerkenswerte Einwirkungen des Landes geltend. So wird z. B. das Gewitter in Kamtschatka dadurch erklärt, daß ein Gott seine Kähne über die Kieselsteine des Flußufers zieht, beim Donnern aber wirft der Gott Billutschai aufgeblasene Seehundfelle zornig auf die Erde. Der Regenbogen ist das Kleid des Billutschai, das aus Seehundsfellen mit Fransen besteht.

Die Einflüsse der Landschaft treten deutlich zutage, wenn die Giljaken den Aufgang des Eises, der die Hungerszeit beendet, mit einem Fest feiern, und ebenso sind die Beziehungen zum Bärenkult klar, die Schrenek aufgedeckt hat. Der Bär ist wie ein Mensch, denn er läuft auf zwei Beinen, lebt wie der Mensch von Fischen, Beeren und Wurzeln, gräbt sich eine Höhle in den Schnee und in die Erde. Demgemäß wandern die Seelen der Menschen in den Leib von Bären. Daher die Verehrung.

Wie die Giljaken im Gegensatz zu anderen Fleischessern keine Sinnlichkeit zeigen, besitzen sie auch keine Reizbarkeit auf religiösem Gebiet. Es gibt nur wenig Schamanen. Die Beobachtungen Schreneks über Schamanen bei den Giljaken zeigen aber deutlich, daß der Schamanismus lediglich Spiritismus ist mit den gleichen Formen wie bei uns. Der Schamane ist z. B. das Medium, das gefesselt und umwickelt im dunklen Zimmer von den herbeigerufenen Geistern befreit wird.

Soziale und staatliche Verhältnisse. Die Jagd- und Renntiernomaden zeigen die gleichen sozialen Verhältnisse wie die im binnenländischen Subpolarwald. Auch die Fischer lassen den Einfluß der Landschaft in manchem erkennen. So bedingt die Seßhaftigkeit der Fischesser das Vorkommen von Sippenhäusern, und bei den Jtälmen selbst das von Sippendörfern.

Die Winterkälte zwingt zum Aufenthalt in dem Sippenhaus und bedingt damit einen engen Zusammenschluß aller Mitglieder. Sie begünstigt auch den Kommunismus. Denn um ein Winterhaus zu bauen, müssen alle mithelfen; auch Fremde greifen hilfreich zu. Deshalb hat der Fremde auch Anspruch auf ein Plätzchen und auf Nahrung. Auffallenderweise ist, wie erwähnt, der Kommunismus der Giljaken national, wie Schrenck sich ausdrückt, d. h. nur Stammesgenossen werden berücksichtigt.

Das Anlegen der Wintervorräte, die Herstellung von Hausgerät usw. verlangen Arbeitskräfte, und dieses Bedürfnis wird z. T. durch Sklaverei — Krieg- und Kaufsklaverei — befriedigt. Sklavinnen als Nebenfrauen kommen bei den Giljaken nicht vor.

Infolge des Versagens der Fischzüge, des verspäteten Eintritts des Frühlings, der ungenügenden Anlage von Vorräten, entsteht nicht selten Hungersnot, diese aber hat das Töten der Kinder, künstliche Aborte und mancherlei soziale Schäden zur Folge gehabt.

Hinsichtlich der staatlichen Einrichtungen zeigen die Fischer, weil sie seßhaft sind, eine höhere Organisation als die meisten Naturvölker des binnenländischen Subpolarwaldes. Denn sie halten politisch z. T. fest zusammen, wenn auch Häuptlinge mit größerem Einfluß und eine feste staatliche Organisation über die Sippe hinaus nicht vorkommen mag. Die Jtälmen hatten sogar durchweg mit Palissaden befestigte Dörfer.

3. Die Fremdkulturen.

Auf das Amurgebiet und die ussurische Küstenprovinz hat die chinesische Kultur gewirkt, auf Sachalin aber die japanische. Es handelt sich im ersteren Gebiet mehr um eine Einwanderung von Kulturbesitz als um ein Eindringen der Fremden.

Fremdgut ist vor allem das Giebeldachhaus aus Brettern und Balken, mit Fenstern aus Fischdärmen und vom Herd aus geheizten Ofenrohren unter den Schlafbänken und einem draußen stehenden Schornstein. Dieses Haus hat seine großen Schattenseiten. Im Winter ist die „Ofenbank" oft genug unerträglich heiß. Eine Fülle von Ratten und Ungeziefer sammelt sich dort an und zwingt im Frühjahr, die Sommerwohnung zu beziehen, zumal die Ofenbänke von dem Herd aus auch im Sommer geheizt werden. Auf chinesischen Einfluß sind die Bretterboote der Giljaken zurückzuführen, desgleichen der Pelzhandel und Schlittenverkehr im Winter, die Porzellanfabrikation, die aber durch die Chinesen zwangsweise aufgehoben wurde, die Giftpillen aus Strychnin, die bei der Pelzjagd benutzt werden. Die Giljaken schützten sich vor dem zersetzenden Einfluß der chinesischen Kultur dadurch, daß sie die Fremden gänzlich fern hielten.

Weniger ist das den Ainos in Sachalin gelungen, die von den Japanern geknechtet und zu Fronarbeit gezwungen wurden. Die Ausnutzung des Fischreichtums des Meeres und der Flüsse war das Ziel Japans.

Die Russen haben schließlich in großem Umfang Länder mit Monsunklima besetzt, ausgenommen die Kurilen und jetzt Südsachalin. Damit haben sie am allerdurchgreifendsten gewirkt, und die russisch-sibirische Kultur hat sich als angepaßte Fremdkultur festgesetzt. Die ursprünglichen

Heimatskulturen der Altasiaten sind vernichtet. Innerhalb 50 Jahren verschwand z. B. in Kamtschatka die Erdjurte und machte dem Blockhaus Platz, und auch bei den Giljaken mag das russische Haus mit getrennter Herd- und Ofenheizung längst das chinesische Herd-Ofenbank-Winterhaus verdrängt haben. Die alten Kulturgeräte sind verschwunden, und durch Epidemien, Branntwein, Demoralisation sind die Menschen zum großen Teil verdorben und vernichtet worden. Die Russen haben aus dem Lande nicht viel machen können. Pelzhandel, Fischfang, Bergbau auf Kohlen, Naphtha, Eisen, nur örtlich und im allgemeinen unbedeutend ein Kümmerfeldbau auf Getreide und andere Feldfrüchte und auf Gemüse sind eingeführt worden. Der Feldbau leidet oft unter der übermäßigen Nässe im Sommer, namentlich im Süden des Amurgebietes.

Neuerdings nutzen die Japaner den Fischreichtum Sachalins mit großem Erfolg und neuzeitlicher Technik aus. Vielleicht wird auch schon der Holzreichtum ausgebeutet.

Die subpolaren Nadelwaldländer und die gemäßigten und subpolaren Monsunwaldländer sind bezüglich ihrer Wirkung auf den Menschen ausführlich behandelt worden. Der Leser, den in erster Linie seine eigenen Kulturlandschaften interessieren, mag vielleicht denken, was gehen mich jene zurückgebliebenen Länder und Völker an. Man darf ihm dringend raten, auch diesen seine volle Aufmerksamkeit zu schenken. Er wird mit Erstaunen sehen, daß er ohne die Kenntnis jener ursprünglichen Menschen und Verhältnisse die Grundlagen seiner eigenen Kultur nicht verstehen kann. Einst haben ja auch bei uns ähnliche Verhältnisse geherrscht, und namentlich die Entwicklung der Germanen weist zahlreiche Beziehungen zu den Subpolarwaldjägern und zu den Ichthyophagen der Monsunländer Ostasiens auf. Das gleiche gilt auch von den Steppenvölkern, denen wir uns nunmehr zuwenden.

Kapitel IV.

Die Steppenländer.

Der Gegensatz zwischen Wald- und Steppenländern ist oft genug hervorgehoben worden; ansässige Feldbauern herrschen in den ersteren Viehzuchtnomaden in den letzteren. Wie oft sind die europäischen Waldländer von den Steppenhirten überflutet worden! Deshalb muß man diesen Gebieten hier, wo der Einfluß der Landschaft auf die Kulturentwicklung der Völker dargestellt werden soll, ganz besondere Aufmerksamkeit schenken.

1. Verbreitung und allgemeine Wesenszüge.

Steppen und Salzsteppen finden sich ganz überwiegend in der heißen Zone, gehen aber auch in die gemäßigten und selbst subpolaren Gebiete hinein. Es handelt sich hier indes lediglich um Ausläufer größerer subtropischer Steppenländer. Deshalb würde vieles dafür sprechen, sie im Zusammenhang mit diesen zu behandeln. Allein man muß die Steppenländer und ihren Einfluß auf den Menschen kennen, wenn man unsere fortgeschrittenen Kulturverhältnisse richtig beurteilen will. Man darf sie hier also nicht umgehen. Bei der engen kulturellen Verknüpfung der südrussischen Steppenländer mit den europäischen Waldländern würde es nun aber doch unnatürlich sein, jene von diesen bei der Darstellung zu trennen.

Deshalb sei ein Mittelweg eingeschlagen. Diejenigen Gebiete, die noch die Heimatskulturen, wenn auch in veränderter Form zeigen, sollen hier, dagegen das so gänzlich unter dem Einfluß der Maschinenkultur stehende Südrußland im Zusammenhang mit den europäischen Kulturländern behandelt werden.

Für den Menschen ist von entscheidender Bedeutung die Gliederung in Waldsteppen, Steppen und Salzsteppen.

Salzsteppen.

Salzsteppen sind, wenn man von Fremdlingsflüssen absieht, abflußlos und haben salzreichen Verwitterungsboden; sie leiden also unter Trockenheit und Wassermangel, sind demnach ohne künstliche Bewässerung für Feldbau nicht zu gebrauchen, wohl aber ausgezeichnete Viehzuchtgebiete und reich an jagdbarem Wild, also auch für Jäger und Sammler geeignet. Sie finden sich in dem Mittelgürtel in Patagonien und Westasien.

Das Klima ist trocken. Die Sommer sind heiß und oft fast regenlos, die Winter sehr kalt und erhalten die Hauptmasse der Niederschläge meist in Schneeform. Eis überzieht oft und lange die Flüsse und Seen. Schneestürme sind eine große Plage. Der Wärme nach kann man gemäßigte und subtropisch-gemäßigte Salzsteppen unterscheiden. Letztere nehmen in Patagonien den Norden, also das Gebiet des Rio Colorado und Negro, in Nordamerika das Columbiabecken und die hochgelegene Tafel von Montana und Dakota ein. In Asien läßt sich im Bereich des aralo-kaspischen Beckens ein Übergangsgürtel zu den Subtropen nicht gut abgrenzen.

Die gemäßigten Salzsteppen dagegen umfassen die Nordhälfte des genannten aralo-kaspischen Beckens, in Patagonien aber die Mitte, d. h. das Tafelland zwischen Bahia Blanca und dem St. Cruzfluß, das nach Westen bis an die Anden reicht.

Die Bewässerung ist dürftig. Im Herbst und Winter füllen sich die zahlreichen flachen Pfannen und lassen kurzlebige Regenteiche entstehen. Im Frühling durchtränkt das Schneeschmelzwasser den Boden, füllt Trockenbetten und Pfannen, speist Quellen und Grundwasser. Im Gegensatz zu dieser periodischen Bewässerung durchqueren nicht selten Fremdlingsflüsse, die aus Waldländern kommen, die trockenen Salzsteppen oder enden in Salzsümpfen oder Salzseen. Weil sie dauernd Wasser führen und weil im Bereich ihres Überschwemmungsgebietes die Salze ausgelaugt sind, sind sie für den Menschen von großer Bedeutung.

Der Boden der Salzsteppen besteht im allgemeinen aus salzreichen Grauerden, ist aber meist reich an Nährstoffen, so daß bei künstlicher Bewässerung große Ernten erzielt werden können.

Die Pflanzendecke der Salzsteppen ist überwiegend Zwergstrauchsteppe, untergeordnet auch Grassteppe aus harten Büschelgräsern, im subtropisch-gemäßigten Übergangsgebiet auch Dornbusch- und Gestrüppsteppe, selbst Saftgehölzsteppe mit Opuntien, Kakteen u. a. m. An den Ufern der Fremdlingsflüsse finden sich in reinen Grassteppen auch Gehölze, Buschwerk und Bäume. In Patagonien freilich scheinen die dauernden Westwinde auch diesen Baumwuchs zu unterdrücken. Grasfluren, Wiesen, Rohrsümpfe sind in den Überschwemmungsgebieten der Flüsse zu finden und neben der trockenen Steppenfläche zeitweise wichtige Weidegebiete für Wild und Haustiere; beide sind willkommene wirtschaftliche Ergänzungsformen.

Die Tierwelt der Salzsteppen ist zahlreich, allein z. T. nur während der nassen Jahreszeit, also im Winter, dort zu finden. Im Sommer muß ein großer Teil des Wildes wegen Wassermangel auswandern — ein für Jäger und Hirten wichtiger Umstand.

Digitized by Google

Steppen.

Steppen haben Abfluß, wenn auch ein Teil der Betten nur periodisch Wasser führt. Sie finden sich bei subpolarem Klima in Südpatagonien und auf Feuerland, ferner bei gemäßigtem Klima im Prärientiefland von Dakota und Canada, in Asien aber in einem schmalen, kaum abzugrenzenden Streifen zwischen den Steppen Südrußlands und dem Altai.

Das Klima der Steppen ist niederschlagsreicher als das der Salzsteppen, und zwar fallen die Regen z. T. mehr im Winter — Südpatagonien — z. T. mehr im Sommer — Nordamerika, Südrußland, Westasien. Die Winterkälte ist überall groß, Flüsse und Seen tragen lange eine Eisdecke, dagegen ist die Schneedecke wegen der Stürme oft nur lückenhaft. Schneestürme — die Northers in Nordamerika, Weststürme in Patagonien, die Burane aus dem Osten in Asien und Rußland — sind gefährliche Gesellen. In den heißen Sommern treten oft lange anhaltende Dürren auf und vernichten das Weideland, die Felder, die Gärten. Obwohl zahlenmäßig die Hauptmenge der Niederschläge in den Sommer fällt, sind diese hinsichtlich ihrer Wirkung auf die Landschaft recht ungenügend; die kurzen dichten Platzregen sind nicht sehr wirksam, weil nicht häufig genug.

Die Bewässerung ähnelt der in Salzsteppen, allein abflußlose Flüsse, Seen, Pfannen nehmen nach Zahl und Größe ab. In der Steppe selbst entspringende Betten haben periodischen Abfluß zum Meer. Dazu kommen die wichtigen Fremdlingsströme mit Frühlingshochwasser bei Eisgang und Schneeschmelze. Breit sind die Überschwemmungsflächen der Flüsse entwickelt mit Altwässern, Sümpfen, Teichen.

Der Boden besteht im Übergangsgebiet zu den Salzsteppen aus Braunerden, nach den Waldsteppen zu entwickeln sich Schwarzerden, deren Fruchtbarkeit berühmt ist.

Der Pflanzendecke nach kann man Grassteppen, Krautsteppen, Zwergstrauch- und Staudensteppen unterscheiden. Die Gräser sind z. T. mehr büschelförmig, z. T. mehr rasen- oder mattenförmig ausgebildet. Die Krautsteppen, deren Gewächse eine bedeutende Höhe erreichen können, sind im Frühjahr grün und blühend, verdorren aber im Sommer, so daß der Staub von dem Wind in mächtigen Wolken dahingejagt werden kann. Die Wiesen und Gehölze in den Tälern der Fremdlingsflüsse sind bezüglich des Weidelandes wertvolle Ergänzungsformen für den Hirten und Ackerbauer.

Die Tierwelt kann sich hier mehr als in den Salzsteppen dauernd aufhalten und ist fast noch reicher als dort entwickelt.

Waldsteppen.

Die Waldsteppen unterscheiden sich von den Steppen im wesentlichen durch das Pflanzenkleid. In den Tälern und Senken oder auf den Anhöhen entwickelt sich Wald. So kommen verschiedene Formen zustande. Steppen mit Waldtälern und Senken, Steppen mit Waldbergen, Parkland, d. h. Steppen mit Waldinseln, gehen allmählich in Waldland mit Steppensenken oder Steppenhöhen über. Zuletzt herrscht der Wald allein. Das Klima der Waldsteppen ist oft kaum regenreicher als das der Steppen, aber es treten die Dürren weniger auf. Der Boden besteht neben Schwarzerden aus grauer Walderde und ist salzärmer als in den Steppen. Die Flüsse mit dauerndem Wasser sind zahlreicher, Trockenbetten spärlicher, der Grundwasserstand höher. Mit den Steppentieren mischen sich Waldtiere, und das Wandern mit den Jahreszeiten wird noch mehr als in den Steppen eingeschränkt.

Digitized by Google

Solche Waldsteppengürtel nehmen den Ostrand der Anden in Patagonien ein. Sie bilden in Nordamerika, Südrußland und Westasien einen Streifen zwischen Steppen und Waldland, sind aber gerade dort zum großen Teil durch den Menschen vernichtet worden. Baumlose Steppen sind an die Stelle der Waldinseln, Uferwälder und Waldhöhen getreten.

Die Waldsteppen haben auf die Kulturentwicklung des Menschen wahrscheinlich einen ganz ausschlaggebenden Einfluß ausgeübt, weil sie Feldbaugebiete ersten Ranges sind. Die Steppen und Salzsteppen aber sind als Gebiete schneller Bewegung der Völker und als Heimat der in die Feldbauländer vorstoßenden Hirtenstämme für die ersteren oft genug sehr verhängnisvoll geworden.

Als letzte Abteilung der Steppenländer bleiben noch die Steppen- und Waldgebirgsländer übrig. Diese bestehen aus Steppenflachländern mit Waldgebirgen, (der südliche Ural), oder aus Waldgebirgen, die Steppenbecken umschließen (der Donaublock mit Ungarn, Walachei, Nordbulgarien und galizischem Karpathenvorland, sowie das Kettengebirgstafelland von Montana), oder es sind Waldgebirge mit Steppenbecken und -talungen (Kettengebirgstafelland von Britisch-Columbia und Westbaikalisches Gebirgsland) oder es sind Wald- und Steppengebirge mit Steppen- bis Salzsteppenbecken und -talungen (Ostbaikalisches Gebirgsland und der Norden des Columbia-Beckens in Washington). Die Steppenbecken können recht regenarm sein, allein von den Waldgebirgen kommen Bäche mit dauernd fließendem Wasser herab und werden von Uferwald eingefaßt. Auch vermitteln Waldsteppen oft den Übergang zwischen Steppenebene und Waldgebirge (Washington z. B.).

Zum Schluß sei noch auf die Ausgestaltung, ferner auf Fremdlings- und Vorzeitformen der gesamten Steppenländer der Mittelgürtel kurz hingewiesen.

Ausgestaltung der Steppenländer.

Die Abtragung erfolgt meist recht kräftig, indem die sehr dichten Regengüsse im Sommer, das abfließende Schneeschmelzwasser im Frühjahr, sowie die Herbstregen sich auf der z. T. recht kahlen Fläche einschneiden. Regenschluchten entstehen so in großer Zahl, z. B. in Südrußland und ferner die Badlands in Dakota. Auch die Grundwasserfurchung, d. h. das austretende Quellwasser, veranlaßt Einstürze und Schluchtenbildung. In den Salzsteppen Patagoniens entwickeln auch die Stürme mit schleifendem Sand Abtragung auf den hochgelegenen Steppenflächen und auf dem Schwemmland der Flußtäler. Die Sandbetten der Trockenzeit liefern Flugsand und lassen Dünen entstehen. Auch dürfte tierische Windausfurchung, d. h. eine Wirkung des Windes auf den Boden unter dem Einfluß der wühlenden und trampelnden Tiere, zu der Entstehung der flachen, schalenförmigen Pfannen Veranlassung gegeben haben. Spaltenfrost läßt auf felsigen Bergen mächtige Schutthalden entstehen, während in den Salzsteppenflachländern Patagoniens mit eckigem Geröll bedeckte Hamaden als Ergebnis der Abtragung gelten müssen. Alle diese Oberflächenformen der Jetztzeit, die Regenschluchten, Hamadaflächen, Pfannen, ferner Dünen, Schlammflächen, Sandbetten der Täler usw. haben für den Menschen erhebliche Bedeutung.

Nicht weniger wichtig sind die schon so oft erwähnten Fremdlingsformen, nämlich die Ströme, die aus Waldgebirgen oder aus Waldflachländern kommen und in die Steppenländer eindringen. Sie sind sogar für die Bewohnbarkeit von ausschlaggebender Bedeutung und gehören zu den wesentlichsten Landschaftsteilen.

Das gleiche gilt von den Vorzeitformen der diluvialen Eiszeit. In den Gebirgen sind Trogtäler, Seebecken, Querstufen, Moränen, fluvioglaziale Aufschüttungen in der Form von Längsstufen, kurz der ganze glaziale Formenkreis entwickelt. Im Vorland Patagoniens und in den Steppen Rußlands treten ausgedehnte Moränenflachländer auf. Die mächtigen Wassermassen der Eiszeit haben in den Flachländern aber nicht nur aufgeschüttet, sondern auch breite Täler ausgefurcht, die für die heutigen Flüsse viel zu geräumig sind. Wegen ihres Graswuchses, ihres Wassergehaltes, der fruchtbaren Schwemmländereien, sind gerade diese Täler, die ja oftmals gleichzeitig die so wichtigen Fremdlingsflüsse enthalten, für den Menschen bedeutungsvoll.

2. Die Heimatskulturen.

In Südrußland kann man von Heimatskulturen kaum noch sprechen; selbst die Tataren sind heutzutage unter russischem Einfluß seßhafte Ackerbauer geworden. Südrußland soll ja auch deshalb zusammen mit den gemäßigten Kulturländern besprochen werden. Die Kalmücken und Kirgisen der Steppenländer SO-Rußlands und Westsibiriens zeigen noch stark die Verhältnisse der ursprünglichen Kultur. Diese aber ist nicht mehr eine reine Heimatskultur zu nennen, da sie von Europa und Zentralasien aus stark beeinflußt worden ist, und da auch Fremdreligionen — der Buddhismus und Islam — dort zur Herrschaft gelangt sind.

Die Indianer der nordamerikanischen Prärien und der Steppen Patagoniens sind von den Europäern ganz überraschend schnell in ihrer Kultur grundlegend beeinflußt worden, und zwar durch Übernahme des Pferdes. Von der ursprünglichen Kultur weiß man so wenig, daß nichts weiter übrig bleibt, als sich an die europäisch beeinflußten Heimatskulturen zu halten. Demgemäß seien lediglich letztere besprochen. Auf die europäischen Fremdkulturen sei erst später nach Besprechung unserer Kulturländer eingegangen.

Die Wirtschaft.

Die Indianer unserer Steppengebiete sind oder waren ganz überwiegend Jäger und Sammler, nur einige Stämme trieben nebenbei Hackbau. In Asien dagegen steht die Viehzucht ganz im Vordergrund, daneben werden Jagd und Feldbau ausgeübt.

Jagen und Sammeln. Die wichtigsten Jagdtiere sind überall die Lauftiere, Huanaco und Strauß in Patagonien, der Büffel in Nordamerika, die Saigaantilope und der Wildesel in Asien. Dazu kommen in den Waldsteppen Patagoniens das verwilderte Rind, in Nordamerika und Asien aber Elch und Hirsch. Diese Lauftiere versorgen oder versorgten den Menschen hauptsächlich mit Fleisch und Fett. Unter den Wühltieren, die in der Erde Höhlen bewohnen, sind manche auch wichtige Jagdtiere, z. B. Schuppentier und Erdhase in Patagonien. Raubtiere werden z. T. als Schädlinge, z. T. als Pelztiere gejagt, z. B. Puma, Luchs und Wolf, sowie Otter und in Asiens Waldsteppen auch noch Marder, Zobel, Hermelin, wenigstens früher. Das Klima bestimmt die Lebensweise der Tiere.

Da die Salzsteppen in der Trockenzeit (Sommer) wegen Wassermangel für viele Tiere unbewohnbar sind, müssen diese mit den Jahreszeiten wandern und mit ihnen der Jäger.

Die Jagdmethoden werden durch die Offenheit der Landschaften, die leichte Beweglichkeit der Tiere und den Mangel oder das Vorhandensein von Hindernissen bestimmt. In Amerika jagte man vor der Ankunft der Europäer zu Fuß mit Hunden. Bestimmte Nachrichten liegen wohl

nicht vor, allein man wird wohl keinen Irrtum begehen, wenn man annimmt, daß die Jagdmethoden denen der späteren Reitervölker recht ähnlich waren. Man darf wohl annehmen, daß die Indianer der Fußjagdzeit gewohnt waren, schnell und ausdauernd zu laufen — geradeso wie nach Keating die Halbblutkanadier noch vor 100 Jahren den Büffel niederrannten und sogar mit einem Pfeil zwei Büffel erlegen konnten; den ersten Büffel durchschnitt der Pfeil glatt!! Auch darf man wohl annehmen, daß sie, wie später in der Reiterzeit, mit Schneeschuhen auf der harten Schneekruste den Büffel, Elch und Hirsch jagten, und daß sie die Büffelherden einschlossen und gegen den Abgrund steilwandiger Tafelränder oder Täler trieben, in den jene hinabstürzen mußten. Die gleichen Jagdmethoden verwenden die Patagonier bei Strauß und Huanaco. Mit Jagdmasken, d. h. eingehüllt in Wolfspelze, beschlichen sicherlich schon die Fußjäger den Büffel, und auch die Treibjagden mit Feuern, die man in Patagonien und in den Prärien anwendet, dürften damals schon die gleichen gewesen sein. Diese Treibjagden bestanden darin, daß man rund um eine Herde Feuer anzündete — Grassteppenbrände in den Prärien, das Anstecken einzelner harzreicher Büsche in Patagonien — und so die geängstigten Tiere einschloß und mit Pfeilen bezw. der Bola erlegte. In Patagonien nutzte man auch steilwandige Täler aus, indem man das eine Ende mit Feuern absperrte und von der anderen Seite die Tiere in den Talgräben in der Richtung auf das Feuer hin zusammen trieb.

Seitdem sie Pferde haben, jagen die Indianer als tollkühne und ausdauernde Reiter das Wild in stürmischer Treibjagd, so namentlich den Büffel. In Patagonien freilich sind die Hamaden der Salzsteppen wegen des groben Steingerölls ein ganz ungeeignetes Jagdfeld für die Reiter. Das Einbrechen der Pferde in Gänge der wühlenden Tiere, die Hindernisse der Regenschluchten findet man in allen Steppen. Schlimm sind auch oft die moorigen, schlammigen Ränder der Flüsse und die von Schneeschmelzwasser oder Regengüssen eingeweichten tiefgründigen Steppenböden, sowie reißende Gebirgsflüsse.

Eine eigenartige Jagd der Kirgisen ist die Wolfsbeize mit Adlern. Sie gleicht der mittelalterlichen Reiherbeize mit Falken. Zwei Adler werden immer auf einen Wolf losgelassen.

Erdhasen jagt man in Patagonien in der Weise, daß man die Öffnungen der unterirdischen Gänge zustopft und dann die außerhalb befindlichen Tiere zu Pferde jagt und mit der Bola erlegt.

Von Jagdgeräten sind entsprechend dem offenen Gelände Fernwaffen bezeichnend, mit denen man das Wild aus einiger Entfernung erlegen kann. Pfeil und Bogen herrschen in Asien und Nordamerika, die Bola und das Lasso in Patagonien. Ursprünglich sollen auch hier die Fußjäger Pfeil und Bogen gehabt haben. Ob Bola und Lasso spanische Erfindungen sind? Dazu kam für den Nahkampf die Lanze. Mit dieser griff man den Bären an, während man auf der Schneeschuhjagd den Büffel mit dem Pfeil erlegte.

Das Sammeln liegt in erster Linie den Frauen und Kindern ob, allein die Männer nehmen natürlich jeden Leckerbissen mit, der ihnen in den Weg kommt. Knollen und Wurzeln mancher Pflanzen, in Nordamerika der Wasserreis, sind eine wichtige Zukost zu dem Fleisch der Jagdbeute. Dazu kommen als Sammelgut die Rohstoffe für Geräte, wie Holz, Rohr, Fasern zum Flechten, vulkanische Bomben für die Bola, Salz der Salzpfannen u. a. m.

Der Feldbau spielt eine geringe Rolle. Er kann natürlich nur in den gemäßigten und subtropisch-gemäßigten Steppenländern ausgeübt werden,

findet sich aber nur in beschränktem Umfang bei den Araukanern in den Waldsteppen des nördlichen Patagoniens, in denen Nordamerikas aber westlich der großen Seen als Hackbau. Hier ist er aus dem östlichen Waldland zu den Dakotas gedrungen, die Mais pflanzen, dort aber haben die an sich seßhaften Araukaner die Maiskultur aus Chile mitgebracht. In geringem Umfang betreiben die Steppenvölker in Westasien einen Pflugbau, der darin besteht, daß an einer geeigneten Stelle, z. B. in feuchten Niederungen, der Boden gepflügt und das Korn — Buchweizen, Weizen, Roggen — ausgesäet wird. Zur Erntezeit kehren sie an den Platz zurück, der sich so lange selbst überlassen bleibt. Bei diesem Feldbau in den Schwarzerde- und Waldsteppen tritt oft die Selbstaussaat des Getreides in Erscheinung. Die Körner fallen aus und die Saat breitet sich von selbst aus. Dieser Feldbau genügt indes den Nomaden nicht, sie müssen noch Getreide kaufen.

In NW-Patagonien betreiben die Araukaner auch Obstkultur, und zwar werden Apfelbäume gepflanzt. Diese sollen von den Jesuiten eingeführt worden sein, sind jedenfalls z. T. verwildert und haben sich selbständig verbreitet, so daß ausgedehnte Äpfelhaine vorkommen. Die Äpfelernte erfolgt demnach zum großen Teil von wilden Äpfelbäumen.

Viehzucht war ursprünglich in den Steppen Amerikas unbekannt, höchstens die Araukaner hatten von den Inkas die Zucht des Lamas gelernt. Man zähmte wohl Vögel, Rehe, Füchse, Bären, zog auch ganz junge Büffelkälber auf, züchtete sie aber nicht. Selbst eine Pferdezucht haben die Prärienstämme nie gehabt, vielmehr aus den Herden verwilderter Pferde die Tiere nach Bedarf eingefangen. In den Waldsteppen des Columbiabeckens bei Spokane haben die Wölfe nach Cox die Aufzucht der Fohlen einfach verhindert. Dagegen haben die Patagonier und Araukaner nicht nur das Pferd gezüchtet, sondern letztere haben auch Herden von Rindern und Schafen gehabt, die sie von den Weißen übernommen haben.

Der Hund hat nirgends gefehlt. In Westasien steht bei den Kirgisen und Kalmücken die Viehzucht ganz im Vordergrund; Feldbau und Jagd sind lediglich Nebenbeschäftigungen. Die Schafzucht, und zwar die des Fettschwanzschafes, herrscht entsprechend dem Überwiegen der Zwergstrauchsteppen durchaus vor. Es fehlen aber auch nicht Rinder und Ziegen. In den Salzsteppen ist das Kamel bereits wichtig und wandert mit den Nomaden bis in die Waldsteppen des Nordens.

Die Viehzucht bestimmt die Lebensweise der dortigen Nomaden vollständig. Im Winter bewohnen sie die wärmeren Salzsteppen des Südens, die dann auch Winterniederschläge erhalten. Im Sommer sind die nördlichen Steppen und Waldsteppen ihr Aufenthaltsort. Dort werden auch etwaige Felder angelegt, und das Heu wird auf den Überschwemmungsflächen der Flüsse gewonnen. Im Herbst geht's dann wieder zurück. Salzsteppen und Waldsteppen sind also im Wirtschaftsleben Ergänzungsformen.

Fischfang fehlte in Patagonien ganz. Musters erzählt, daß er die Tehuelchen das Angeln gelehrt habe, und daß sie es schnell lernten und auch anfingen, Fische zu essen. In Nordamerika sind nach Cox die Prärieflüsse fischarm. Immerhin gab es Stämme, die freilich nur arm und unansehnlich waren, bei denen kleine Familien fischend umherwanderten. Lachszüge kamen auch vor. In Westasien hat der Fischfang für die Nomaden keinerlei Bedeutung; es sind die Fremdvölker, die aus den Waldländern eingedrungen sind, die ihn mit großem Erfolg ausüben, z. B. auf der Wolga.

Die Ernährung der Steppenvölker hängt in erster Linie von der Jagd bzw. der Viehzucht ab. Fleisch wird reichlich verzehrt. Da es aber an

Mehl fehlt, so müssen große Mengen von Fett dazu gegessen werden. Eine Erfindung der nordamerikanischen Indianer ist der „Pemmican", ein Gemisch von gedörrtem und gestoßenem Fleisch und Fett, das bei den Europäern solchen Anklang gefunden hat, daß es auf Expeditionen, z. B. auf Polarreisen, als Konserven mitgenommen wird. Getrocknetes und gedörrtes Fleisch sind allgemein verbreitet. Gewöhnlich legen diese Fleischesser keinen Wert auf Kochsalz; die Patagonier dagegen sammeln nach Musters das Salz der Pfannen und essen niemals Blut ohne dieses Gewürz. Das Bedürfnis nach Salz kommt vielleicht daher, daß man Knollen, Wurzeln und Früchte in erheblicher Menge neben Fleisch ißt, und daß die Nomaden Mehl, Brot, Biskuit, Zucker genießen, wenn sie es nur irgend bekommen können. Die Araukaner verstehen aus den Äpfeln einen wohlschmeckenden Apfelwein und auch aus den Früchten des Algarobbostrauches einen Schnaps herzustellen — vielleicht belehrt durch die Jesuiten.

Fleisch, Knollen, Wurzeln, Reis werden auf Kohlen geröstet oder in Gefäßen mit heißen Steinen gekocht. Seit der Einführung eiserner Töpfe kocht man über Holz- und Mistfeuer. Holz liefern die Waldsteppen und Ufergehölze, bzw. die Zwergstrauchbüsche und deren Wurzeln. Wo Viehzucht eine erhebliche Rolle spielt, formt man den Mist zu Briketts und verbrennt ihn — Westasien.

Bezeichnend für das unruhige, regellose Leben ist die Erscheinung, daß die Mahlzeiten nicht zu bestimmten Zeiten eingenommen werden; man ißt vielmehr, wenn man Hunger hat. Die Patagonier lachen nach Masters unsere Sitte zu essen aus, die in der Tat eine geregelte Tätigkeit zur Voraussetzung hat.

Siedlungen.

Die Siedlungsweise entspricht der Wirtschaft und der Lebensweise. Das Herumziehen der Jäger und Viehzüchter zwingt zu dem Gebrauch schnell aufzuschlagender Zelte. Kegelförmige Zelte haben die Prärieindianer, dagegen breite Zelte aus einer riesigen Huanacofelldecke, die auf 3 Reihen von Pfählen ruht, die Patagonier. Diese „Toldos" gleichen den Zelten der Beduinen. Vielleicht ist die niedrige Form eine Anpassung an die beständigen Stürme Patagoniens; sie bieten jedenfalls weniger Angriffsfläche als hohe Kegelzelte.

Entsprechend der Viehzucht und dem Vorhandensein von Wolle macht sich der westasiatische Hirt Filzdecken, die ein Gerüst von Stäben bedecken, das schnell zusammengelegt und transportfähig gemacht werden kann. An festen Wohnungen fehlt es freilich nicht ganz. So hat man sowohl in Nordamerika als auch in Westasien und Südrußland Erdhütten mit Zeltdach, die in den Boden gesenkt sind. Hütten aus Matten auf Pfählen, 20—70 F. lang und 10—15 F. breit, kannte man im Columbiabecken. Die Kirgisen und andere mongolische Hirtenvölker haben sogar Winterhäuser aus „Backsteinen", d. h. aus Schwarzerde, die von Pferden festgetreten worden ist. Das zeigt, daß man trotz des Nomadenlebens an bestimmten Plätzen feste Wohnsitze hat.

Als Rohstoffe dienen, wie aus obigem hervorgeht, Felle, Leder, Wolle der Tiere, aber auch Schilf zum Flechten von Matten, ferner Erde und Holz. Letzteres wie auch Brennholz gewinnt man in gehölzfreien Steppen z. T. ausschließlich aus dem Treibholz der Fremdlingsflüsse, die aus Waldländern kommen. Die Bedeutung dieser Flüsse für den Menschen tritt so klar hervor.

Verkehr.

Die Verkehrsverhältnisse sind naturgemäß ganz ursprünglich. Man ist ja fortwährend unterwegs, allein in der denkbar einfachsten Weise. Das

Reisen zu Fuß und zu Pferd steht im Vordergrund. Demgemäß handelt es sich lediglich um Fuß- und Reitpfade, bzw. um die Wege der getriebenen Herde. Flüsse und Schluchten, namentlich zerschluchtete Tafelränder, wie z. B. in den Badlands, bieten erhebliche Hindernisse. Dazu kommen in den Salzsteppen breite, wasserlose Strecken. Zu diesen gehören z. B. die steinigen, wasserlosen Tafeln des Rio Negro-Gebietes in Patagonien, deren Durchquerung selbst für den Indianer während der heißen, trockenen Sommer schwierig ist.

Die Horden reisen mit Reit- und Packtieren, die Zelte, Gepäck, Menschen tragen. Die patagonischen Mütter tragen beim Reiten den in einer Wiege aus Leder liegenden Säugling hinter sich. In Westasien sind die Kamele die Haupttransporttiere, daneben hat man aber auch Wagen, wenigstens bei den Tataren Südrußlands.

Die Steppen und selbst die Salzsteppen sind alles in allem Gebiete, in denen die Nomaden mit großer Schnelligkeit und nach allen Richtungen hin sich bewegen können. Wasserplätze in trockenen Salzsteppen, Flußläufe, grasreiche Talungen bedingen nicht selten einen festen Verlauf der Wege, desgleichen schwere Hindernisse, die von Oberflächenformen ausgehen und umgangen werden müssen. Hamadageröll oder von Wühltieren unterhöhlter Boden haben mehr für jagende Reiter als für reisende Karawanen Bedeutung. Am günstigsten sind Waldsteppen, wo man Brennholz, Windschutz, gute Weide hat. Nicht vergessen darf man die Schneedecke. Sie verhüllt auf offenen Steppenflächen oft genug nur lückenhaft den Boden, so daß der Schlitten nicht gebraucht werden kann. Mit Schnee angefüllte Schluchten werden Fußgängern, Reitern und Wagen gefährlich. In anderen Fällen dagegen breitet sich eine geschlossene Schneedecke aus, und auf ihrer festen Kruste kann man im Frühjahr vor dem Beginn der Schneeschmelze auf Schneeschuhen dahineilen und auf Schlitten auch Gepäck befördern.

Die Waldsteppen sind mehr durch eine geschlossene Schneedecke ausgezeichnet und deshalb auch aus diesem Grunde für Reisen im Winter geeignet. Die Eisdecke der Flüsse und Schilfsümpfe, sowie der harte gefrorene Boden auf den Wiesen der Überschwemmungsflächen der Flüsse begünstigt auch den Winterverkehr. Andererseits bringen die furchtbaren Schneestürme, die allen Steppen der Mittelgürtel im Winter eigen sind, große Gefahren, die schon manchen Reisenden, manche Reisegesellschaft, zugrunde gerichtet haben, zumal solche Stürme gewöhnlich einige Tage anhalten. In Nordamerika sind die starken Temperaturstürze, die mit solchen Schneestürmen, den Northers, verbunden sind, obendrein sehr gefährlich.

Auch der Sommer hat seine Bedenken, namentlich der Hoch- und Spätsommer zur Zeit der so häufigen Dürren, weil dann Gräser, Kräuter und Stauden verdorren und zerfallen, weil breite Risse im Boden klaffen, Quellen und Brunnen versiegen, selbst große Flüsse sich in Pfuhle auflösen oder doch zu dünnen Wasserfäden zusammenschrumpfen. Weidemangel wirkt in solchen Zeiten oft noch ungünstiger als Wassermangel.

Wiederum ein anderes Bild zur Zeit der Schneeschmelze. Auch dann mangelt es an Gras- und Krautweide, nur die Zwergstrauchsteppen bieten noch Nahrung. Der Boden aber ist aufgeweicht, und dort, wo er tonig ist, oft kaum passierbar. Moräste, Sümpfe dehnen sich in den Niederungen aus, zäher, nasser Boden auf den Platten. In dicken Klumpen bleibt die Schwarzerde an den Füßen haften. Und dann noch der Eisgang der Ströme, die weiten Überschwemmungsflächen beim Frühjahrshochwasser! Für die Schiffahrt ist es die günstigste Zeit, dagegen für Nomaden, die über die Ströme setzen wollen, die ungünstigste.

Trotz aller solcher Hindernisse sind, das sei wiederholt, die Waldsteppen, Steppen und Salzsteppen Gebiete großer Völkerbewegungen, freien Verkehrs, ungezügelter Wanderungen.

Auf eine interessante Erscheinung, die sich in Patagonien findet, sei noch hingewiesen, nämlich auf die Sitte, sich durch Signalfeuer zu verständigen, die Ankunft von Boten oder jagenden Horden z. B., zu verkündigen. Das Vorhandensein einzelner harzreicher, mit qualmendem Rauch brennender, isolierter Büsche ermöglicht solche Verständigung.

Der stoffliche Kulturbesitz.

Entsprechend der wandernden Lebensweise sind die Kulturgeräte recht spärlich und einfach. Die Heimatskulturen entnehmen bzw. entnahmen die Rohstoffe dem Lande, nämlich Steine für Hämmer, vulkanische Bomben für die Bola, einst auch Obsidian für Messer und sonstige Steingeräte, ferner Holz für Schalen, Löffel, Bogen, Lanzen. Aus Horn arbeitet man Löffel und Trinkgefäße z. B. aus Büffelhörnern. Am allerwichtigsten aber sind wohl Felle und das aus ihnen hergestellte Leder für Zeltdecken, Schlafdecken, Schilde, Mäntel, Wams, Hosen, Schläuche, Schuhe, Gefäße. Die Patagonier haben eine geniale Art sich Lederstrümpfe und Schuhe gleichzeitig anzufertigen. Sie fahren in die frisch abgezogene Haut eines Pferdebeines hinein, diese formt sich dann nach dem Bein und Fuß. An letzterem wird die Öffnung zugenäht. Ihre Straußenfedermäntel waren auch eine Besonderheit. Die Kirgisen, Kalmücken und andere asiatische Viehzuchtnomaden haben außer den Fellen, Hörnern, Sehnen usw. vor allem die Wolle, aus der sie Filzdecken sowohl als Gewebe, Teppiche, Kleider, Decken usw. herstellen. In Amerika hatten die Wald-Araukaner Weberei, aber wohl nicht die Steppen-Araukaner.

Interessant ist es zu sehen, wie die Indianer seit Übernahme des Pferdes es gelernt haben, eigene Geräte zum Reiten herzustellen, wie Holzsättel mit Lederüberzug oder mit Hirschhaaren ausgestopfte Ledersättel, ferner hölzerne Steigbügel und Sporen, Zaumzeug, Lasso; vielleicht ist auch die Bola erst nach Einführung des Pferdes erfunden worden. Vielleicht haben aber bereits die Fußindianer sie gehabt. Ähnliche Schleudern finden sich ja auch sonst in offenen Landschaften, z. B. in den Tundren Sibiriens. Die für Bolakugeln so geeigneten vulkanischen Bomben sind eine günstige Zufallsform in Patagonien.

Seit der Berührung mit den Weißen sind europäische Waren, namentlich solche aus Eisen, massenhaft eingedrungen und haben den ursprünglichen Kulturbesitz ganz oder teilweise vernichtet. Daß die Indianer es gelernt haben, aus Silberdollars eigenartigen Schmuck und z. T. aus Eisen eigene geschmiedete Geräte herzustellen, ist ein schwacher Trost für den erlittenen Verlust an heimischem Kulturbesitz.

Die Lebensweise.

Jäger und Hirten sind im engsten Anschluß an die Natur des Landes, die ihre Lebensweise vorschreibt, fast dauernd in Bewegung. Unstetigkeit ist für sie bezeichnend. Der Jäger hängt von dem Wild, der Hirt von seinen Herden ab, diese aber vom Klima und Weideland. Mit dem Wechsel der Jahreszeiten müssen die Tiere wandern und ihnen folgt der Jäger, während der Hirt seine Schafe, Rinder, Pferde mehr zielbewußt nach guten Weideplätzen treibt. In den einzelnen Gebieten bestehen dann mancherlei Abweichungen.

In Patagonien lebt das Wild im Sommer in den Tälern und in der Nähe der Anden, wo Niederschlag und Pflanzenwuchs reichlicher sind. Auf

den Waldwiesen, in grasigen Steppentälern sammeln sich die Tiere und ihnen folgt der Jäger. Im Winter wehen kalte Stürme aus den Cordilleren. Die Küste hat dann mildere Temperaturen und auch mehr Regen bzw. Schnee. Dann zieht sich das Wild ins Küstenland zurück.

Gejagt wird während des Marsches. Indem die Jäger im Rücken Heidebüsche in Brand stecken, wird das Wild eingekreist und von der herannahenden Karawane der Packpferde, der Frauen, Kinder und Greise in den Ring hineingetrieben. Am Lagerplatz schlagen die Frauen die Toldos auf, bereiten das Essen und besorgen die Kinder. Schneestürme, Regen, Ermüdung der Pferde zwingen zu Ruhetagen, desgleichen Feste, Todesfälle, Beerdigungen, Geburten u. a. m. In Ruhezeiten arbeiten die Frauen Kleider, bereiten Felle, sammeln Knollen, Beeren, Gemüsepflanzen, während die Männer ihre Waffen instandsetzen, Silberschmuck hämmern, Sattelzeug in Ordnung bringen und dergleichen Arbeiten verrichten. Bedeutende Entfernungen, z. B. vom Rio Negro bis zum St. Cruzfluß werden zurückgelegt, und im Sommer treffen sich verschiedene Stämme und Völker auf gemeinsamen Jagdgründen.

Ganz ähnlich verlief das Leben der nordamerikanischen Jäger. Zwischen Steppen und Waldsteppen oder zwischen Salzsteppen und Waldgebirgen wechselten sie hin und her. Hier spielte die Winterjagd noch eine große Rolle, die Winterjagd auf Schneeschuhen hinter dem Büffel, Hirsch und Elch, die Winterjagd auf Pelztiere im Wald mit Fallen und Schußwaffen. Aus dem waldigen Kettengebirgsland von Montana und Columbien zogen die Stämme einst im Winter hinunter in die Prärie, wo die Jagdgründe ihrer Vorfahren gelegen waren, mußten aber dort mit den Schwarzfüßen, ihren erbittertsten Gegnern, harte Kämpfe bestehen. Einst besaßen sie selbst die wildreichen Prärien, mußten aber weichen, weil sich die Schwarzfüße von den Weißen Gewehre verschafft hatten. Solche Kriege sind überall, auch in Patagonien, zwischen Stämmen und Völkern im Gange gewesen. Das Gesetz der Blutrache wirkte namentlich verhängnisvoll.

Das Leben der Hirtenvölker ist regelmäßiger und vor allem zielbewußter als das der Jäger. Zwischen den Winterweiden, wo sich oft genug feste Häuser finden, in denen man der Winterkälte trotzen kann, und den Sommerweiden gehen die Wanderungen im Laufe eines Jahres hin und her. Der nicht seltene Feldbau bedingt aber schon eine größere Gebundenheit und namentlich die Sorge für die Herden. Das Abwarten des Kalbens, die Regelung des Weidebetriebes, die Organisation der Reisen durch an Wasser und Weide arme Gebiete u. a. m., zwingen zu regelmäßigem, zielbewußtem Leben. Jagden, Sammeln, Fischen unterbrechen zeitweilig die Ordnung des Hirtenlebens, werfen sie aber nicht über den Haufen.

Handel und Gewerbe.

Ursprünglich dürfte die Anfertigung von Gerätschaften oder das Erjagen und Sammeln von Rohstoffen für Handelszwecke bei den Jägern nicht erheblich gewesen sein. Die Hirtenvölker haben dagegen wohl immer in lebhaften Handelsbeziehungen zu seßhaften Feldbauern gestanden, denn den Überschuß an Fellen, Wolle, Filz, Teppichen, Fleisch, Fett, Tieren haben sie dazu benutzt, um sich Mehl, Korn und sonstige Erzeugnisse des Gewerbes und Feldbaus einzutauschen. Dazu kamen als Einnahmen die Einkünfte und Abgaben, die die reisenden Handelskarawanen ihnen zahlten als Entgelt für den gewährten Schutz, und für die Erlaubnis, ihr Gebiet zu durchreisen.

Die Jägervölker sind erst unter dem Einfluß der Weißen zu einem lebhaften Handelsverkehr veranlaßt worden. Das Jagen und Fangen der

Pelztiere im Winter begann in großem Umfang und führte infolge der Verbesserung der Waffen — Gewehre — und Fangmethoden zu einer raschen Verminderung, wenn nicht zu einem Aussterben der wertvollen Tiere. Mit dieser Wandlung der Wirtschaft war aber auch eine wichtige Wandlung der Lebensweise verknüpft. Denn zu bestimmten Zeiten, nachdem man im Winter die wertvollen Winterpelze gesammelt hatte, wurde das Jagdleben durch lange Reisen nach den Handelsplätzen unterbrochen. Mit Lebensmitteln kehrte man heim oder auch ohne solche und obendrein arm an allen irdischen Gütern und physisch und moralisch ruiniert durch den Alkohol.

Die körperliche Entwicklung.

Das dauernde Leben im Freien bringt es mit sich, daß die Jäger und Hirtenvölker erstaunlich abgehärtet sind. Tagtäglich sind sie Wind und Wetter, Nachtkälte und Sonnenbrand, Schnee und Frost ausgesetzt. Die kleinen Kinder werden von der Geburt an nicht geschont. In Patagonien liegt der Säugling in der aus Leder geflochtenen Wiege in allen Stürmen und Unbilden hinter dem Rücken der Mutter auf dem Pferd. Fast nackend laufen die kleinen Kinder im Schnee und eisigen Sturm umher und sind empört, wenn sie Kleider anziehen sollen. Die eisigen Stürme Patagoniens, die Temperaturstürze die die Northers in der Prärie veranlassen, die Burane in Asien verursachen freilich nicht selten ein starkes Kindersterben. Kranke gehen schnell zugrunde, und nur ganz gesunde, abgehärtete Menschen wachsen heran. Das Jagen in jedem Wetter, das Durchschwimmen eiskalter Flüsse, das Trockenwerden im schneidenden Sturm, das Laufen und Reiten im glühenden Sonnenbrand veranlassen bei den Männern, die schwere Arbeit, das Reiten und Wandern aber auch bei den Frauen eine gewaltige Auslese. Dazu kommen noch mancherlei ganz bezeichnende Einflüsse. Die Augen müssen ausgezeichnet sein; Kurzsichtige und Weitsichtige können sich nicht halten. Denn auf weite Entfernungen hin muß man das Wild, verlaufene Herdentiere, einzelne Nutzpflanzen, Beerensträucher u. a. m. erkennen. Dazu kommen große Körperkraft, Gewandtheit, Schnelligkeit. In dem trockenen Klima sind die Menschen meist mager, aber doch muskulös und zäh. Bei Reitervölkern sind die Beine stark entwickelt, und auch Arme und Schultern, Brustkorb und Unterleib sind wegen des Kämpfens und Jagens keineswegs in der Ausbildung zurückgeblieben. Das Schwingen der Bola hat wohl bei den Patagoniern die Entwicklung auffallend breiter Schultern und starker langer Arme veranlaßt. Krankheiten waren ursprünglich wohl wenig verbreitet, immerhin hat es Sonnenstich, Frostschäden der Glieder, Skorbut, Augenkrankheiten wegen des Rauchs in den Zelten und Hütten, Schneeblindheit, Rheumatismus, aber auch nervöse Affektionen, wie Hysterie, Hypochondrie, Melancholie, immer gegeben. Die übermäßige Fleischnahrung wird zu der nervösen Disposition beigetragen haben neben den Aufregungen des Lebens. Schwitzkuren im abgeschlossenen Zelt und im Haus — der heiße Dampf wurde durch Übergießen heißer Steine erzeugt — Aderlaß zu bestimmten Zeiten zwecks „Verbesserung der Säfte“ waren üblich, auch verstand man das Einschienen von Knochenbrüchen. Alle Jäger und Hirtenstämme leiden wegen der Lebensweise an Ungeziefer trotz zielbewußter Reinlichkeit. Die Patagonier z. B. baden täglich morgens vor Sonnenaufgang im Fluß, selbst im Winter; es hilft aber doch nichts.

Gewaltig ist die Nahrungsaufnahme; 8 Pfd. Fleisch und Fett sind die Tagesration des Patagoniers, und ähnlich ist es bei den anderen. Wo kein Mehl gegessen wird, ist der Fettgenuß sehr groß. Die Prärieindianer

besitzen nach Keating in hohem Maß die Fähigkeit, sowohl auf einmal große Massen von Nahrung zu sich zu nehmen als auch zu hungern; der Körper ist hochgradig an die Unregelmäßigkeit der Nahrungsaufnahme angepaßt.

Die Bemalung und das Einreiben mit Fett ist eine Schutzmaßregel gegen Wind und Wetter sowie gegen Ungeziefer, Mücken, Zecken u. a. m. Musters, der ja ein Jahr lang wie ein Patagonier mit einer Horde reiste, mußte wegen der schneidenden Winde dasselbe Mittel benutzen. Die Berührung mit den Weißen veranlaßte eine stürmische Ausbreitung von Infektionskrankheiten, wie Pocken, Masern, Scharlach, Geschlechtskrankheiten u. a. m., die die Stämme dezimierten und ruinierten. Alkohol und die Umwandlung der Lebensweise vollendeten die körperliche Entartung.

Die geistige Entwicklung.

Jagd- und Kriegsleben verlangen bestimmte geistige Eigenschaften, die im Kampf ums Dasein herangezüchtet werden, so namentlich Beobachtungsgabe, geistige Gewandtheit, Scharfsinn, Mut und Kriegslust. Damit hängen aber auch stets zusammen Ehrgefühl und Selbstbewußtsein. Als Reaktion gegen das schwere, anstrengende und gefährliche Leben tritt aber im Kreise der Familie und Freunde eine behagliche Heiterkeit und Scherzhaftigkeit in Erscheinung. Freilich zeigen sie diese nicht vor Fremden. Auch sind sie nicht laut und lärmend. Vielleicht sind die Jäger gewohnt, sich des Wildes wegen leise und unauffällig zu benehmen und deshalb instinktiv auch im Freundeskreis leise.

Wo Mut, Ehrgefühl und Selbstbewußtsein herrschen, sind die Menschen auch ehrlich, wahrheitsliebend, freiheitsliebend, treu, zuverlässig, stolz. Das traf auch einst für die unverdorbenen Indianer in hohem Masse zu, deren Charakter alle rühmen. Erst unter dem Einfluß der Europäer, unter der Wirkung von Alkohol, Unfreiheit und sozialer Auflösung, sind sie moralisch und physisch verkommen. Daneben hatten aber auch die unverdorbenen Indianer große Charakterfehler. Wie bei allen Jägervölkern fehlte gänzlich die Fähigkeit, anhaltend und zielbewußt zu arbeiten; Unstetigkeit lastete als Fluch auf ihnen, und namentlich forderte die Spielwut große Opfer. Hab und Gut, die eigene Person wurde verspielt. Die Fähigkeit, für die Zukunft zu sorgen, fehlte auch dem Jäger. Nach dieser Richtung hin waren die Hemmungszentren im Gehirn schwach entwickelt. Allein damit soll nicht gesagt sein, daß diese ihnen gefehlt hätten. Im Gegenteil, nach gewissen Richtungen hin waren sie glänzend entwickelt, so daß sie das Erstaunen des Weißen immer und immer wieder hervorgerufen haben.

Einmal waren sie auf Jagd und Krieg im höchsten Maße eingestellt und entwickelten im Beschleichen und Verfolgen des Wildes und der Feinde eine Ausdauer, ein Zielbewußtsein, eine Selbstüberwindung, wie sie einem unerzogenen „Wilden" nicht zugetraut werden sollten. Stundenlang, tagelang in Kälte und Sturm, in Sonnenbrand und ohne Wasser einer Spur zu folgen, war schon eine Leistung; allein noch mehr Selbstbeherrschung, eine noch stärkere Entwicklung der Hemmungszentren verlangte wohl das stundenlange Warten im Hinterhalt bei eisiger Kälte, Schneesturm, quälendem Durst, das langsame Heranschleichen, wobei alte, trockene Zweige sorgfältig fortgenommen werden müssen, damit sie nicht knacken. Fast ist er auf Schußweite heran, da setzt sich das Wild oder der Gegner in Bewegung, und alle Mühe ist vergebens; die Anstrengungen, Leiden und Entsagungen der Jagd, des Kriegspfades nehmen ihren Fortgang.

Sodann aber besaßen die Indianer eine Fähigkeit, im Verkehr mit

Menschen ihre Gefühle, Gedanken, Stimmungen in einer Vollkommenheit zu verbergen, die stets die größte Bewunderung erregt hat. Eiserne Unbeweglichkeit der Gesichter dem Fremden oder gar Gegner gegenüber; aber auch im Familienkreise keine Aufregung, keine Heftigkeit, keine Neugier, keine Zeichen von Furcht, Besorgnis, Abscheu, Liebe oder Zärtlichkeit, obwohl ganz gewiß die Zuneigung zu Frau, Kindern, Verwandten stark, der Haß gegen Feinde noch stärker, noch machtvoller waren. Musters nennt sie kindliche, gutherzige Naturmenschen, stark im Lieben, stark im Hassen, grausam, blutdürstig, gewissenlos gegen Feinde, treu, liebevoll, warm gegen Freunde. Den Tod der Angehörigen bejammern laut die Frauen, der Patagonier aber schlachtet zahlreiche Pferde und vernichtet als Zeichen des Schmerzes seine Habe manchmal ganz und gar. Aber nach außen hin zeigt man Gleichmut. Den Gipfel der Selbstüberwindung bewiesen die Indianer aber am Marterpfahl und bei allen sonstigen Gelegenheiten, wo sie Schmerzen und Qualen erlitten. Europäische Augenzeugen berichten von der unmenschlichen Grausamkeit, mit der Kriegsgefangene gemartert worden sind, und von der fast noch unmenschlicheren Fähigkeit der Gemarterten, ohne Anzeichen des Schmerzes, ohne Zucken des Gesichtes, der Wimpern, ohne Schreien und Wimmern alle Martern bis zum Tode unter Verhöhnung der Quälgeister zu ertragen. Mit Recht hat man die Frage aufgeworfen, ob überhaupt ein Schmerzgefühl bei solchen Menschen vorhanden war, oder ob sie in einer Ekstase oder in einer Art von Selbsthypnose unempfindlich waren.

Daß die Abhärtungen, Martern und selbst Verstümmelungen, die die jungen Leute während der Jugendweihen über sich ergehen lassen mußten, die gleiche Bedeutung für die indianischen Krieger hatten wie das Einexerzieren für den Soldaten, ist sicher, allein was uns hier vor allem interessiert, ist die Frage, ob nicht diese grausamen Vorbereitungen zum Jagd- und Kriegsleben eine Folge landschaftlicher Einflüsse gewesen sind. Es muß nämlich auffallen, daß die Jugendweihen, die wohl bei allen Jäger- und Hackbauvölkern sich finden, auch bis in die Pflugbauzeit sich fortsetzten — Sparta, Germanen — nirgends auch nur annähernd eine so entsetzliche Grausamkeit und Rohheit wie in den Prärien Nordamerikas erreichen; auch in Patagonien ist die Widerstandsfähigkeit gegen Martern und Qualen erstaunlich.

M. E. könnte diese Schärfe der Martern während der Jugendweihen mit der Härte des Klimas zusammenhängen. Das Klima Nordamerikas stellt so gewaltige Anforderungen an die Abhärtung des Menschen, an das Ertragen der so überaus schmerzhaften Kältewirkung mit darauf folgender Hitze am Feuer, im Hause, daß eine systematische Selbstabhärtung verständlich wird. Man denke nur an die entsetzlichen Temperaturstürze in den Prärien, die sich von glühender Hitze zu schneidender Kälte oft in wenigen Stunden vollziehen und an die Anpassungsfähigkeit des Körpers die denkbar höchsten Anforderungen stellen. Nun bringt der Naturmensch alle klimatischen und sonstigen Einwirkungen mit Einflüssen von Geistern in Verbindung. Das hat er mit den Temperaturstürzen, die ihn so hart betreffen mußten, sicherlich auch getan. Alle solche feindlichen Einwirkungen lösen aber in dem Naturmenschen Vorstellungen von Schuld und Sühne aus. Die bösen Geister müssen versöhnt werden. Daß obendrein mystische Vorstellungen stark entwickelt sind, indem die durch Martern und Fasten Geschwächten Visionen und Träume für göttliche Eingebungen halten und die erhaltenen Winke befolgen, kann an der oben geäußerten Möglichkeit nichts ändern. Gerade in religiösen Fragen gehen verschiedene Vorstellungen gewöhnlich durcheinander.

In Westasien wird die geistige Entwicklung durch das Hirtenleben in manchem abgeändert. Im allgemeinen ist die Wirkung die gleiche wie beim Jägerleben. Allein die Notwendigkeit, über Raum und Zeit bei der Viehhaltung zu verfügen, und die Fürsorge für die Tiere, für ihre Jungen, die Schutzmaßregeln, die man treffen muß, erfordern in hohem Maße organisatorisches Geschick, Sorge für die Zukunft und auch Selbstlosigkeit. Auf eigene Bequemlichkeit muß man zugunsten seiner Pfleglinge oft genug verzichten. Damit werden wesentliche, kulturfördernde Fähigkeiten herangezüchtet. Es bleiben aber solche Untugenden bestehen, wie Unlust zu wirklicher Arbeit, Spielwut, Rastlosigkeit und gerade so wie beim Jäger wirtschaftliche Unfähigkeit. Es ist wichtig festzustellen, daß man gerade hinsichtlich des Charakters von einem Hirtenadel sprechen kann. Mut, Ehrgefühl, Entschlossenheit, Herrscherblick und Herrschsucht, organisatorisches Geschick, Großmut, adlige Gesinnung sind Vorzüge, wirtschaftliche Unfähigkeit, Leichtsinn, Verschwendungssucht, Spielwut, Mangel an Ausdauer, Haltlosigkeit, Unbeständigkeit, Launenhaftigkeit aber schwere Nachteile.

Religion.

Die religiösen Vorstellungen stehen entsprechend der Abhängigkeit des Lebens von der Natur, entsprechend der starken Einwirkung der Naturgewalten ganz unter dem Einfluß des Animismus und des Ahnenkultus, der Glaube an das Fortleben der Toten, an Dämonen, die den Seelen der Verstorbenen z. T. wenigstens entsprechen, spielt eine entscheidende Rolle, desgleichen die Mystik. Es handelt sich hier um den ganzen großen Kreis von Erscheinungen, der für Jäger, Hackbauern und Hirten bezeichnend ist. Der unmittelbare Einfluß der Natur ist an manchen Kleinigkeiten erkennbar, so in der Verehrung der Klapperschlange in Nordamerika oder ebendort in der Vorstellung, daß Biber verwandelte Menschen seien. Daß möglicherweise die Härte des Klimas, namentlich die furchtbaren Temperaturstürze, die Härte der Jugendweihen ebendort bedingen, wurde bereits ausgeführt.

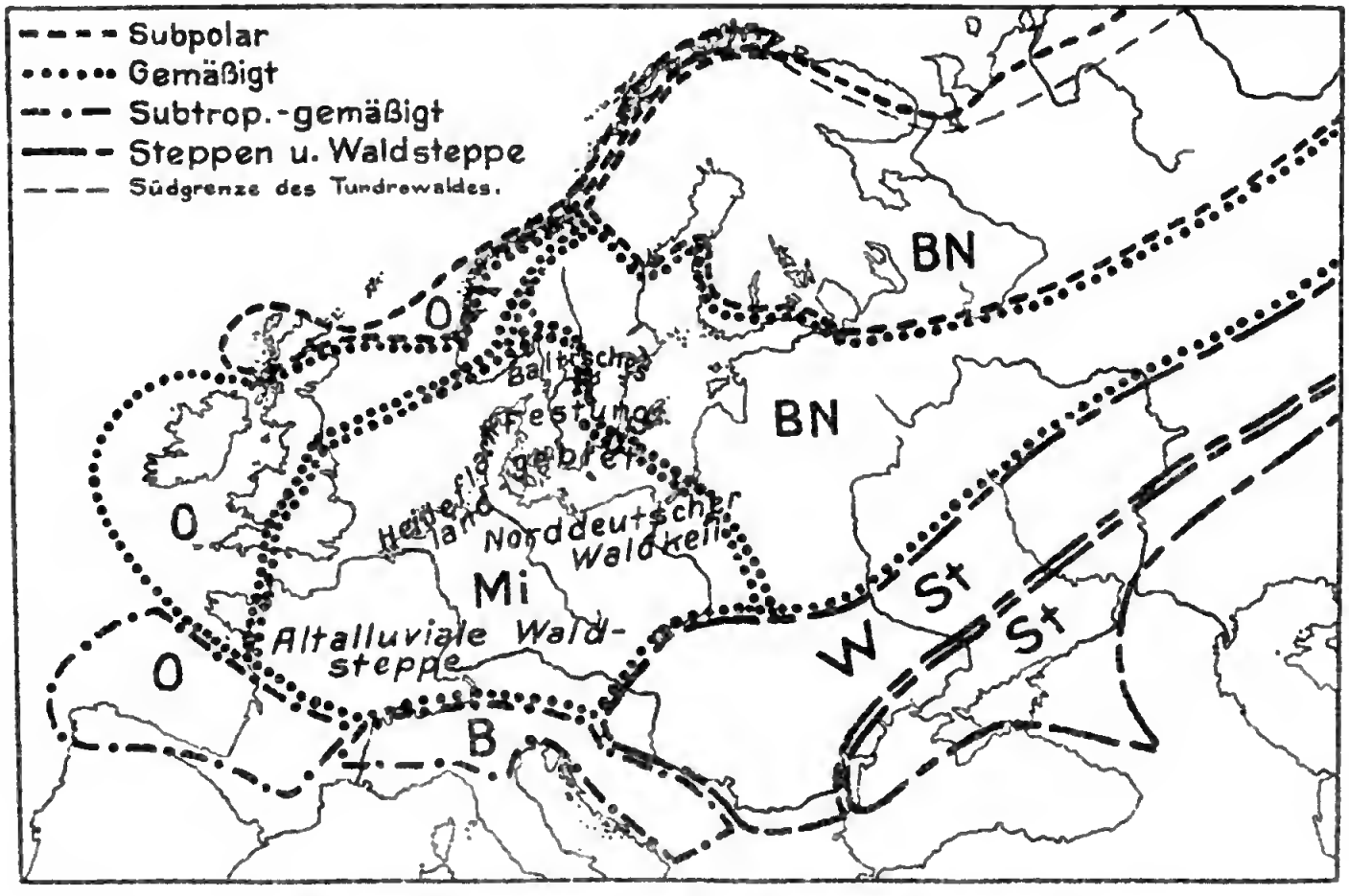
In Westasien sind Buddhismus und Islam als Fremdreligion eingedrungen, allein neben den festgefügten monotheistischen Vorschriften und Vorstellungen dürfte die dauernde Einwirkung der Naturgewalten den Animismus in vielem aufleben lassen. Sonne, Mond, Stürme und manche andere Erscheinung sind jenen Steppensöhnen keine toten Gebilde, sondern Vorstellungen von beseelten Wesen knüpfen immer noch an sie an.

Soziale und staatliche Verhältnisse.

Die sozialen und staatlichen Verhältnisse sind die gleichen, die sich auch sonst bei Hirten- und Steppenvölkern finden, ohne daß unmittelbare Einwirkungen der Landschaft erkennbar sind. Die Lebensweise ist entscheidend, und da diese von der Natur des Landes wesentlich abhängt, mittelbar auch die Landschaft.

Auf eine auffallende Erscheinung nur sei hingewiesen. In dem harten Kampf ums Dasein, den die Steppenvölker führen, müssen weichliche, empfindsame, grüblerische, willensschwache Menschen zugrunde gehen. Es scheint aber, daß früher einzelne sich gehalten haben und zwar als Päderasten. Cox erzählt aus dem Columbischen Becken von einem solchen Mann, der sogar in Frauenkleidern herumlief und sich als ein sehr kluger, scharf beobachtender Mensch erwies: Cox nennt ihn einen „Hermaphroditen".

Karte II. Die Landschaftsgürtel in Europa.



BN = Binnenländischer Nadelwaldgürtel. O = Ozeanischer Waldlandgürtel.
Mi = Mitteleuropäisches Mischwaldgebiet. W St = Waldsteppengürtel. St = Steppengürtel.

Hamburg, L. Friederichsen & Co.

Die Einwirkung des Menschen auf die Landschaft.

Jäger und Hirten üben auf reine Steppen kaum einen Einfluß aus, allein schon in Ufergehölzsteppen, namentlich aber in Waldsteppen ist der Einfluß auf die Bäume oft recht verheerend. Grasbrände und das Abholzen haben namentlich in Westasien zu einer starken Verminderung der Waldsteppe geführt. Middendorf bringt z. B. für die Baraba genügende Belege. Gehölzlose Uferränder an Fremdlingsflüssen sind wohl meist eine Folge menschlicher Tätigkeit. Allein in Patagonien scheint völlige Baumlosigkeit trotz Bodenfeuchtigkeit eher eine Folge der anhaltenden Weststürme zu sein.

In Nordamerika sollen die Indianer früher mit Rücksicht auf das Wild einen ganz energischen Waldschutz durchgeführt haben, später erst, als unter dem Einfluß der Weißen Demoralisation die alten Vorschriften über den Haufen warf, schritt die Waldverwüstung vorwärts.

Kapitel V.

Die gemäßigten und subtropisch-gemäßigten Kulturländer Europas.

1. Allgemeine Gesichtspunkte, Verbreitung und Wesenszüge.

In Mitteleuropa als Zentrum und übergreifend nach West-, Nord- und Osteuropa haben sich Kulturländer entwickelt, die zusammen mit Tochterkulturen in anderen Erdteilen an der Spitze der heutigen Kulturvölker marschieren. Die landschaftskundliche Darstellung stößt hier auf die größten Schwierigkeiten, weil die ursprünglichen Verhältnisse von Grund aus geändert worden sind; Kulturlandschaften ersetzen die ehemaligen Naturlandschaften. Dazu kommt, daß seit der Besiedlung und Umwandlung durch Menschen die klimatischen Verhältnisse augenscheinlich in nicht unwichtigen Punkten andere geworden sind. Die Darstellung soll daher folgenden Gang einschlagen, nämlich einmal die heutige Beschaffenheit der Kulturlandschaften, sodann die natürlichen Bedingungen für die Entwicklung der menschlichen Kultur in ihnen besprechen.

Die Verbreitung der heutigen Kulturlandschaft.

Einmal gehört hierher das ganze Gebiet des mitteleuropäischen Klimas, also Ostengland, Nordfrankreich, Belgien, die Niederlande, Deutschland, Österreich, Polen, ferner Dänemark und Südschweden nebst Südnorwegen.

In diesem Gebiet herrschten vor der Kultivierung — eine gewisse Einschränkung wird später gemacht werden — Laubwälder gemischt mit Nadelwäldern, letztere mehr im Norden und Osten, erstere mehr im Süden und Westen. Auf den Gebirgen stellten sich aber auch hier wieder mehr Nadelwälder ein. In den Küstenländern des Atlantischen Ozeans und der Nordsee waren unter dem Einfluß der Stürme, der Nässe und des schlechten Bodens wohl bereits in der Vorzeit Heiden entwickelt, denen einst eine große kulturelle Bedeutung zukam. Dazu tritt als ein ganz eigenartiges Gebilde das heutige Marschland an der Nordsee, einst eine in 24 Stunden zweimal von der Flut überschwemmte Schilf- und Schlammwildnis, aus der als schmale Streifen und Inseln die Uferwälle der Flüsse aufragten.

Südlich des Gebietes der mitteleuropäischen Mischwaldländer liegt das subtropisch-gemäßigte Übergangsgebiet in NW-Spanien, Südfrank-

reich, Oberitalien und Serbien, früher mit geschlossenem Laubwald von halb subtropischen Wesenzügen bedeckt, über dem in Gebirgen unsere Laub- und Nadelwaldländer folgten bis herauf zur Matten-, Fels- und Schneestufe. Nur örtlich oder strichförmig kamen wohl auf schlechtem Sandboden an der Küste lichter Nadelwald und Heide vor — die Landes der Garonnebucht. Östlich des mitteleuropäischen Mischwaldgebietes folgt das mittelrussische Nadelwaldflachland, aus dem sich die Ostseeländer, die verhältnismäßig naß im Sommer und mild im Winter sind, sowie das riesige Rokitno-Sumpfland als eigenartige Landschafts-Teilgebiete herausheben.

Zwischen dem subtropisch-gemäßigten Serbien im Süden und dem mitteleuropäischen Mischwaldgebiet im Westen und Norden stellt der Donaublock ein Gebiet von hervorragender Bedeutung vor. Er umfaßt alles Land zwischen Pruth, Balkan, Ostalpen und Südgalizien (eingeschlossen). Waldgebirge umschließen Steppen- und Waldsteppenbecken, die von großen und zahlreichen Strömen reich bewässert sind.

Aus dem Donaublock heraus entwickelt sich in Ostgalizien der südrussische Waldsteppengürtel, der über Kijew nach Perm und dem Ural in mäßig breitem Streifen streicht.

Südlich von ihm und östlich des Pruth folgen die südrussischen Steppen, die in der Krim bis auf den Nordhang des Gebirgswalles und auch bis an den Kaukasus reichen. Sie enden im Osten mit dem Steilrand der Ergeniplatte, der bogenförmig von dem östlichen Kaukasus zur Wolga und zum Uralfluß streicht und das aralo-kaspische Salzsteppenbecken begrenzt.

Die natürlichen Bedingungen für die Entwicklung der Kultur.

Wirtschaft. Für Sammeln und Fischfang waren ursprünglich alle Länder bis zu einem gewissen Grade geeignet, allein zwei Arten von Landschaften müssen für die damalige Zeit unbedingt als Vorzugsgebiete herausgehoben werden. Das erste Gebiet sind die Küsten des Meeres mit den Tieren der Watten, d. h. Fischen, Muscheln, Krabben usw., sowie mit Lachsflüssen und Heringszügen, also die Küstenländer der Nordsee nebst Dänemark und Südskandinavien. Das zweite Gebiet sind die Waldsteppen und Steppen mit viel Weideland, Wild und Waldbienen. Dagegen waren die nassen Wälder mit Sumpfwaldtälern und Waldgebirgen ungünstig, z. T. sogar unwegsam. Erst später, als höherkultivierte Völker Handelsbedürfnisse entwickelten, gewannen diese Waldländer wegen ihres Reichtums an Pelztieren Bedeutung. Der Feldbau findet in den verschiedenen Teilen unseres Gebietes wegen der verschiedenen Bodengüte keine einheitlichen Bedingungen. Ausgezeichnet, dabei von großer Einheitlichkeit, sind, wie oben dargestellt, die Gebiete mit Schwarzerde und grauer Walderde in den Steppenländern.

Im Bereich der Laub- und Mischwaldländer herrschen ganz verschiedene Bedingungen. Das Gestein ist von entscheidendem Einfluß. Am besten sind Löß und vulkanische Gesteine, humose Lehme und Mergel. Ungünstig sind dagegen die Heideböden aus humosem Sand sowie Schotterböden. In den gemäßigten Nadelwaldländern Skandinaviens und Rußlands herrschen wieder recht gleichartige Bedingungen, indem der ausgelaugte feinsandige Podsol (Bleicherde) mit seinem oft harten, undurchlässigen Ortsteinuntergrund wenig fruchtbar ist. Die Wichtigkeit des Podsols werden wir noch genugsam kennen lernen.

Sodann ist der Gegensatz zwischen Wald- und Steppenländern hinsichtlich der Form des Feldbaus bedeutsam, nämlich für Hackbau und Pflugbau mit Gemüse-, Wiesen- und Getreidekulturen.

Im Wald ist der Hackbau die einfachste und gegebenste Form des Feldbaus. Der Wald wird abgebrannt, die Asche düngt den Boden. Zwischen den Stubben und Wurzeln wird der Boden gehackt, das Korn gesäet — das ist die Hackwaldwirtschaft. Nach einigen Jahren ist der Boden erschöpft, ein neues Waldstück wird abgebrannt; auf dem Brachfeld entwickeln sich wieder Busch und Wald.

Der Pflugbau verlangt dagegen ein Ausroden der Stubben und Wurzeln. Deshalb sind Steppen, namentlich mit tiefgründigem, feinem Boden, für ihn viel geeigneter als Wälder. Aber auch Heiden sind deshalb günstig, trotz des schlechten Bodens. Unter den Wäldern sind lichte Wälder mit Graslichtungen, trockene Wälder auf Sand, Kalkstein und Geröll trotz der geringen Bodengüte für den primitiven Pflugbauern immer noch günstiger gewesen als schwerer, fruchtbarer Boden mit dichtem, nassem Wald. Mit Hilfe des Feuers wurde der Mensch des lichten, trockenen Waldes Herr, nicht aber des nassen Urwaldes.

In den Waldsteppen und noch mehr in den Steppen schwingt die Dürre im Sommer ihre Geißel, wie das bereits ausgeführt worden ist. Trotzdem sind sie Vorzugsgebiete gegenüber den nassen Waldländern.

Die Viehzucht hat ihre Heimat in den Waldsteppen und Steppen, allein neben diesen sind es wiederum die offenen Heiden, die nicht gar so ungünstig sind. Unter den Wäldern bieten lichte Laubwälder mit Gras- und Kräuterschicht bessere Bedingungen als die dichten, nassen Wälder. Eichenwälder sind für Schweinemast sogar ausgezeichnet, und auch Rinderzucht kann in lichtem Wald mit Waldwiesen gut getrieben werden. Laubweide ist besser, als man oft denkt, und Laubfütterung war früher im Sommer — in Skandinavien jetzt noch — weit verbreitet. Die offenen Buchen- und Nadelwälder sind am ungünstigsten; dort finden Wild und Vieh am wenigsten Nahrung.

Ein Wort verlangen noch die heutigen Waldwiesen und Flußauen. Sie sind gerade in nassen Wäldern gut entwickelt, sind aber ein Erzeugnis der Kultur. Einst fanden sich in den feuchten Niederungen Sumpfwälder, Brücher, günstige Verstecke für Ur und Elch, der, bis an die Schnauze im Wasser liegend, der Mückenplage sich entzog. Erst Abholzung, Entwässerung und Wiesenbau haben die heutigen feuchten Talsohlen mit üppigem Gras- und Staudenwuchs entstehen lassen.

Gärten für Gemüse, Obstbäume, Beerensträucher verlangen feuchten Boden bei hohem Grundwasserstand. Im Gegensatz zu den Feldern, die in unseren Klimabreiten trockenen Boden bevorzugen, sind daher Gärten auch in Wiesenniederungen zu finden. Heiden und trockene Moore wirken ähnlich den Steppen; auch sie sind Gebiete freien Verkehrs. Anders der Wald. In allen Wäldern der Mittelgürtel sind früher die Flüsse die hauptsächlichsten Verkehrsstraßen gewesen, namentlich bei Hochwasser im Frühling (Rußland). Die relativ gleichmäßige Wasserführung macht sie dazu geeigneter als die Steppenflüsse. Das Reisen durch den Wald war schwierig, namentlich wegen der Talbrücher und schluchtenreichen Waldgebirge. Pfade des Urs und Elches werden wohl ursprünglich ganz wesentlich auch dem Menschen als Wege gedient haben. Lichte Wälder auf trockenem, durchlässigem Boden werden wahrscheinlich verhältnismäßig wenig Hindernisse geboten haben, erst als der Wagenverkehr der Pflugbauzeit begann, müssen Wege geschlagen und Sümpfe durch Knüppeldämme gangbar gemacht worden sein.

Alles in allem muß man sagen, daß die Waldländer mit großen Flüssen wohl linear auf Schiffen leicht durchreist werden könnten, daß aber ein Landverkehr in breiter Fläche schwierig oder unmöglich gewesen sein muß.

Waldgebirge waren ursprünglich wohl unbewohnt, nur eine Mattenstufe mußte Hirten und Jäger anlocken.

Ein ganz übles Gebiet für den Verkehr muß das heutige Marschenland der Nordseeküste gewesen sein mit seinen Schilf- und Wiesensümpfen, seinen Watten und Prielen, seinen Uferwällen und Inseln an den Flußläufen. Der Verkehr dürfte es ängstlich vermieden haben.

Fassen wir die Ergebnisse kurz zusammen!

In Südost-, Mittel- und Osteuropa fand sich ein Vorzugsgebiet ersten Ranges, der Waldsteppengürtel, geeignet für Jagd, Viehzucht, Feldbau und Verkehr. Nach SO hin wurden in den Steppen die Bedingungen einförmiger; Jagd und Viehzucht mußten im Vordergrund der Wirtschaft stehen; der Verkehr aber war unbehindert. Der Waldgürtel war weniger günstig für Jagd, Feldbau, Viehzucht, demgemäß sind die Waldländer Rückzugsgebiete gewesen, in denen aber lichte Laubwälder verhältnismäßig günstig waren und große Flüsse linearen Verkehr gestatteten.

In diesen Waldländern nahm der Heidegürtel der Küstenländer an der Nordsee eine besondere Stellung ein. Auch er war ein Vorzugsgebiet gegenüber dem Wald, weil das offene Land für Pflugbau, Viehzucht und Verkehr günstig war. Ganz besonders wichtige Gebiete mußten aber die Küsten und namentlich das Baltische Festungsgebiet gewesen sein. Hierunter sei das Gebiet rund um Dänemark verstanden, Südnorwegen, Südschweden, die cimbrische Halbinsel eingeschlossen. Das Heidegebiet an der Marschenküste und diese selbst bildet die Fortsetzung des baltischen Festungsgebietes. Dieses verlangt eine kurze Erläuterung.

Das Baltische Festungsgebiet.

Die Meeresküsten bieten dem Naturmenschen viel reichlichere Nahrung als die Waldländer, und man darf wohl annehmen, daß die Gestade der Nord- und Ostsee so wirkten wie heute auf den Naturmenschen die Küsten der Monsun- und Regenwaldländer. Gerade an der Nord- und Ostsee treten massenhaft Fische auf — Lachs, Scholle, Hering, Dorsch — und an Strandkost, namentlich an Muscheln, fehlt es auch nicht. Demgemäß darf man wohl annehmen, daß die genannten Küsten gegenüber dem Wald wie Vorzugsgebiete wirkten. Das gilt namentlich für Dänemark, für die buchtenreiche cimbrische Halbinsel, für Südschweden und Südnorwegen mit ihren Fjorden und Inseln, weniger wohl für die Küsten des Wattenmeeres und die deutschen Ostseeküsten. Auch die Kanalküsten, Großbritannien und Irland müssen günstig gewirkt haben. Zu den Vorzügen, die Strandkost und Fischreichtum boten, kam aber noch ein anderer Vorzug, nämlich die Entwicklung der Heiden und Moore. Mag dort der Boden für Feldbau auch nicht günstig sein — Abbrennen der Heide düngt übrigens nicht unerheblich den Boden und wird wohl auch früher schon ausgiebig ausgeübt worden sein — die Hauptsache war, daß kein Wald hindernd im Wege stand. Auch für Viehzucht waren die Heiden geeignet. Südschweden, die dänischen Inseln — zeitweise bestand übrigens eine Landbrücke nach Schweden — wie auch der Osten der cimbrischen Halbinsel waren für Feldbau viel besser als die Nordseeküsten, da jene sonniger und trockener als diese sind.

Die Bedingungen während der Diluvialzeit.

Fassen wir die Ergebnisse zusammen, so muß man sagen, daß sich von Südfrankreich nach der unteren Donau ein Vorzugsgebiet hinzog, wo sich, mit den verschiedenen Klimaschwankungen wechselnd, bald Wälder, bald Steppen hinzogen. Für Fischervölker waren ferner die Küsten Westeuropas geeignet, und namentlich tritt uns das Baltische Festungsgebiet

Digitized by Google

als ein verhältnismäßiges Vorzugsgebiet entgegen, in dem der Mensch besonders günstige Bedingungen fand.

Die klimatischen und damit kulturellen Bedingungen waren aber nicht immer die gleichen wie heute; seit der Diluvialzeit haben sich unter mannigfachen Schwankungen erst die heutigen Verhältnisse entwickelt.

Während der Diluvialzeit lag Nordeuropa unter Inlandeis, daran schloß sich in Mittel- und Osteuropa ein Gürtel mit Tundren und Subpolarwäldern, aus dem sich vereiste Gebirge erhoben, z. B. die Alpen. Südeuropa war wohl mit gemäßigten Wäldern bedeckt und in dem heutigen großen Trockengürtel könnten an der Westküste Hartlaubgehölze, im Innern Steppen und Waldsteppen entwickelt gewesen sein. Renntierjäger im Tundren- und Subpolarwaldgebiet, Fischer an den Küsten der Mittelmeerländer, dagegen Hackbauern, Jäger und Fischer in den Steppen Nordafrikas darf man wohl annehmen; z. T. ist ihr Dasein nachzuweisen.

Nun kam die — anscheinend wiederholte — Umwandlung des Klimas. Betrachten wir nur den Abschluß der Eiszeit! Das Inlandeis zog sich zurück und verschwand. Der Wald drang nach Norden vor, das subtropische Klima eroberte sich endgültig die Mittelmeerländer. Birken- und Kiefernzeit wurden in Mitteleuropa sogar durch die Eichenzeit abgelöst, die wärmer war als das heutige Klima und die der Grenztorfzeit entspricht. Infolge der Entwicklung des heutigen Trockengürtels in den Subtropen dürfte in jeder Zwischeneiszeit eine bedeutsame Abwanderung der Völker nach Norden erfolgt sein. Der Hackbau breitete sich über die Mittelmeerländer aus, während in den neu entstehenden Salzsteppen und Wüsten — z. B. Niltal, Babylonien — der Bewässerungshackbau aus der Not der Zeit heraus, wohl begünstigt durch religiöse Vorstellungen, geboren wurde. Man darf wohl annehmen, daß ebenso, wie sich die Renntierjäger nach Norden zurückzogen, die Fischervölker der Mittelmeerländer an der atlantischen Küste entlang nach West- und Nordwest-Europa entwichen. In jener Zeit gelangte wohl der Hackbau mit auswandernden Völkern in die heutigen gemäßigten Waldsteppen- und Waldländer.

Mit ganz besonderem Nachdruck sei auf die Grenztorfzeit hingewiesen, die in das Alluvium fällt. Bereits am Ende des Diluviums gab es in Mitteleuropa eine Lößsteppenzeit. Bis nach Frankreich hinein sind Löß, d. h. Steppenstaubablagerungen, zu finden; Südrußland mag damals Salzsteppen besessen haben. Die oben genannte Birken- und Kiefernzeit brachte ein Klima, das feuchter und kühler war als heute. Wälder und Moore bedeckten damals Mitteleuropa. In der Grenztorfzeit, in der eine Walddecke die Moore überzog, wuchsen dagegen Eiche und Haselnuß bis hinauf nach Norwegen und Mittelschweden, Waldsteppen bis Steppen breiteten sich aber über Süddeutschland bis Südfrankreich aus. Das Klima war also wärmer und trockener als heute. Damals drangen die Neolithiker nach Mitteleuropa vor, und nach Gradmann und anderen haben sie das offene Gelände besiedelt, Feldbau und Viehzucht getrieben, und als das heutige Klima sich herausbildete, als die Eichenwälder den Buchen- und Nadelwäldern weichen mußten, hätten sie durch ihre Siedlungen, ihre Felder- und Weidewirtschaft die Bewaldung verhindert. So wäre es zu erklären, daß mit dem Beginn der geschichtlichen Zeit ein großer Teil Germaniens besiedelt war trotz des ausgesprochenen Waldklimas; denn den Wald hätte der primitive Mensch nicht beseitigen können.

Indem wir uns nun der Frage zuwenden, wie die Landschaften auf die menschliche Kultur eingewirkt haben, müssen wir uns zunächst einmal die Schwierigkeiten klarmachen, die sich ihrer Beantwortung entgegenstellen. Die Natur der Landschaften hat sich in vorgeschichtlichen Zeiten seit der

Alluvialzeit wiederholt geändert, damit aber auch die Einwirkung auf den Menschen. Unsicher sind freilich alle Vorstellungen, sobald wir versuchen, ins Einzelne zu gehen. Die archäologischen Funde bestehen aus den Resten dauerhafter Geräte, aus Resten von Häusern, Gräbern, Wandmalereien u. a. m., aus denen man auf die Natur des Landes keine sicheren Schlüsse ziehen kann. Die Reste der Säugetiere lassen sich schon eher verwenden. Während der Alluvialzeit haben die Moore mancherlei Anzeichen von Klimaänderungen aufbewahrt, allein sie sind selten mit archäologischen Funden in Zusammenhang zu bringen.

Aus den vorgeschichtlichen Kulturen sind unter Beeinflussung durch die Mittelmeerkulturen, die in historischer Zeit erfolgte, die heutigen Kulturen entstanden. Sie begannen als Pflugbaukulturen, daneben finden sich die Kulturen der Hackbauern, Jäger, Fischer und Hirten. Später kam es zu einer Entwicklung der Handwerkskultur unter Begründung der Städte. Auf diese folgte die heutige Maschinenkultur.

Der Gang der Untersuchung sei folgender. Zunächst sei ein Blick auf die vorgeschichtlichen Tatsachen und Probleme geworfen, dann seien die Reste der heute noch nachweisbaren Heimatskulturen betrachtet, und schließlich soll die Besprechung der Handwerks- und Maschinenkultur folgen.

Die vorgeschichtlichen Kulturen.

Schuchardt entwirft in seinem „Alteuropa" folgendes, noch stark hypothetisches Bild.

Paläolithikum. Während der Diluvialzeit und zwar angeblich während der vorletzten großen Interglazialzeit war Westeuropa — namentlich Frankreich und Spanien — der Mittelpunkt einer altpaläolithischen Kultur mit den Unterabteilungen des Chelléen, Acheuléen und Moustérien. Das Klima war warm, Elefant, Nashorn und Flußpferd lebten dort. Die Neandertalrasse war der Träger der Kultur.

Mit dem Moustérien wurde das Klima kühler. Ren, Mammuth, Bison, Pferd tauchen auf, die frühere Tierwelt zieht sich auf die Südseite der Pyrenäen zurück. Der Neandertalmensch wird von einer neuen Rasse, der des Aurignac- oder Cro-Magnon-Menschen verdrängt. Diese neue Rasse könnte der Vorfahr der heutigen europäischen Rassen sein. Die Ornamentik weist auf Nähen, Flechten, Häkeln, also auf kühleres Klima hin. Man wohnte in Höhlen, die wundervolle Wandmalereien enthalten. Die Leichen wurden in Höhlen bestattet, und zwar ist Hockerstellung nebst Beigabe von Rötel — Symbol des Blutes und des Lebens — von Schmuck und Geräten üblich.

Das Jung-Paläolithikum zerfällt in das Aurignacien, Solutréen und Magdalénien. Es besitzt eine bedeutende ausstrahlende Kraft, da es bis zur mittleren Donau vordringt. Auffallend ist die Einheitlichkeit des Kulturbesitzes aller Gegenden.

Mesolithikum. Während das Jung-Paläolithikum die ganze Zeit der letzten Vereisung mit allen ihren Schwankungen umfassen soll, fällt die Übergangszeit zwischen alter und neuer Steinzeit in die Zeit nach der Vereisung. Zwar betont Schuchardt den allmählichen Übergang von der einen zur anderen Kultur, allein es muß doch auffallen, daß das Mesolithikum nur stellenweise nachgewiesen worden ist, und zwar zwischen Dänemark und Portugal. Bestimmte Feuersteingeräte und die ersten Töpfe sind bezeichnend. M. E. weist der Besitz von Töpfen auf den Besitz von Feldbau mit verhältnismäßig seßhafter Lebensweise hin. Wenn man also landschaftskundlicher Betrachtung folgt, würde man die Einwanderung des Hackbaus aus dem Süden ins Mesolithikum verlegen.

Neolithikum. Eine ganz neue Kulturzeit entsteht mit der künstlichen Bearbeitung der Steine unter Schleifen und Polieren. Aus landschaftskundlichen Gründen wird man die Erfindung dieser Kunst in ein Gebiet verlegen, das keine Feuersteine besaß. Denn aus diesen lassen sich durch Schlagen so leicht Geräte herstellen, daß man es nicht nötig hat, Steine mühsam zu schleifen und zu polieren. Wo sich aber die Heimat oder die Heimaten dieser neuen Steintechnik befanden, ist wohl noch nicht festgestellt worden.

Das Neolithikum hat sich in Europa hauptsächlich in drei Kreisen entwickelt. Der westeuropäische Kreis umfaßt Spanien, Frankreich, Westdeutschland, Belgien, England; der Donaukreis — Böhmen, Mähren und das mittlere Donaugebiet als Zentrum — der nordische Kreis aber das Baltische Festungsgebiet. Ein Gebiet für sich ist das Lößgebiet Thüringens. Es tritt die Bedeutung des Waldsteppengürtels im Süden und die des Baltischen Festungsgebietes im Norden bereits für jene alte Zeit klar und deutlich hervor.

Der westeuropäische Kulturkreis. Er scheint der älteste zu sein und wird durch folgende Erscheinungen gekennzeichnet. Die Keramik ahmte Ledergefäße nach und hat demgemäß bestimmte beutelförmige Töpfe. Die Häuser waren steinerne Rundbauten mit Kuppeldach, das durch Überkragen der Steine erzielt wurde. Befestigte Burgen mit Gräben, Wällen und Palissaden wurden errichtet. Die Toten wurden in Höhlen beerdigt und zwar als Hocker auf der Seite liegend, also in Schlafstellung, unter Beigabe von Rötel als Farbe des Lebens und der Auferstehung, von Geräten, Schmuck und dergleichen. Statt der natürlichen Höhlen wurden auch künstliche angelegt, d. h. oberirdische Grabhügel oder unterirdische Grabkammern mit Steinen. Das sind die bekannten Dolmen. Für die Seele wurde in dem Grabhügel ein Loch angelegt und neben ihm ein Stein, der Menhir, errichtet, auf dem sie sich niederlassen konnte. Zu dem Seelenkult gehörten auch die Steinsäulenreihen und die Cromleghs d. h. Steinringe. Landschaftskundlich interessant ist die Auffassung Schuchardts, daß die Beerdigung in Hockerstellung auf warmes Klima mit Schlafen auf der Erde hinweise.

Aus dem westeuropäischen Kreis haben der Nordische und der Donaukreis augenscheinlich ihren Ursprung genommen.

Der Nordische Kreis. Nach Norden längs der Küste vorstoßende Völker des westeuropäischen Kreises faßten im Baltischen Festungsgebiet Fuß und entwickelten dort den Nordischen Kulturkreis und zwar in der Weise, daß der südliche Kulturbesitz in den Waldländern mit kälterem Klima umgeändert wurde. Die Dolmen setzten sich in den nordischen Megalith- oder Hünengräbern fort, die Rundhütte aus Stein und Lehm verschwand, das rechteckige Blockhaus aus Stämmen trat an ihre Stelle. Die Keramik aber ahmte Holzbecher und Korbgeflechte nach; Tiefstichornamente sind bezeichnend.

Ein örtlicher kleinerer Kulturkreis entstand in Thüringen, der Thüringische Kreis. Er ist ausgezeichnet durch Tongefäße, die sich der Form nach an die westeuropäische Keramik anschließen, aber die Verzierungen sind die eigenartigen Schnurornamente. Auch die Hockergräber mit Steinkisten weisen auf Westeuropa hin. Merkwürdigerweise sind niemals Häuser gefunden worden. Deshalb meint man, die Träger dieser Kultur hätten lediglich Jagd und Fischfang getrieben. Dem widerspricht aber die Tatsache, daß eine sich reich entwickelnde und weithin ausbreitende Keramik — nach dem baltischen Gebiet, nach Mähren, Süddeutschland, Schweiz, sogar nach England ist sie gelangt — unmöglich

einem Waldjägervolk angehört haben kann. Thüringen muß damals wie ein Festungsgebiet gewirkt haben, und die Keramik weist auf seßhafte Lebensweise hin. Feldbau — mindestens aber Viehzucht — müssen die Thüringer besessen haben.

Mischkulturen zwischen dem nordischen und thüringischen Kreis sind in Norddeutschland entstanden. Ihnen gehören an die Latdorfer, Walternienburger und Molkenberger Keramik. Eine Beimischung der Donaukultur zeigt außerdem deutlich die Rössener Keramik (Rössen bei Merseburg).

Der Donaukreis . Schon die paläolithische Kultur entsandte einen Strom durch Süddeutschland zur mittleren Donau. Während des Neolithikums entstand im Gebiet von Böhmen, Mähren und an der mittleren Donau eine im hohen Grade auffallende Kultur. Sie ist durch die Bandkeramik ausgezeichnet; breite, oft spiralige Bänder sind anfangs eingeritzt, später aufgemalt. Rechteckige Häuser mit Wohngrube, ferner Verbrennung der Leichen nebst Bestattung der Asche in Töpfen im Hause sind bezeichnende Merkmale. Bei Besprechung der Erfindung des Ofens kommen wir noch einmal hierauf zurück.

Die Donaukultur hat eine starke Expansionskraft bewiesen. Nach Westen ist sie bis zum Rhein vorgestoßen, nach NW über Thüringen zum Harz, nach Osten aber bis tief nach Südrußland, nach der Balkanhalbinsel und Kleinasien, nach Griechenland und über Albanien nach Unteritalien und Sizilien. Auf den Wegen nach Griechenland wurde sie durch einen aus dem Nordischen Kreis kommenden Kulturstrom kräftig unterstützt. Der Donaukreis ist sogar in Turkestan und Babylonien nachweisbar.

Schuchardt hat in dankenswerter Weise versucht, manche Erscheinungen durch das Klima zu erklären; indes könnte man auf Grund der bisher gewonnenen Vorstellungen vielleicht noch ein Stück weiterkommen.

Über die Einwirkung der Landschaften im Paläolithikum ist kaum etwas zu sagen, da wir über das Klima der verschiedenen Zeiten doch herzlich wenig wissen. Daß das Klima auf- und abgeschwankt hat, wird man annehmen dürfen, allein im einzelnen den Zusammenhang von Klima- und Kulturentwicklung zu bestimmen, dürfte wohl noch nicht gelingen. Sicherlich hat es in unseren Gebieten zeitweilig Renntierjäger und Tundrentiere gegeben, desgleichen wird man auch zeitweise Waldjäger annehmen können. Das Jägerleben erklärt wohl auch die ursprüngliche Verwendung von Ledergefäßen. Man kann sich dem Eindruck nicht entziehen, daß die westeuropäischen Kulturen lediglich ein Ausläufer eines großen afrikanisch-westmediterranen Kulturkreises sind. Man könnte daraus schließen, daß die Kulturträger, also der Aurignac-Mensch, aus dem Süden gekommen seien. Das wäre eine Bestätigung der hypothetischen Annahme einer Verdrängung der Saharavölker durch Austrocknung. Mehrere solcher Stöße und Rückwanderungen müßte man entsprechend den Klimaschwankungen theoretisch wohl annehmen.

Solcher Auffassung widersprechen aber die Anzeichen, daß das Klima kühler geworden ist, als der Aurignac-Mensch zusammen mit Ren, Mammuth Bison, Pferd in SW-Frankreich erschien. Eine Austrocknung Nordafrikas müßte doch mit einer Temperatursteigerung in Frankreich verbunden gewesen sein. Wie wäre die Einwanderung aus Norden zu erklären? Wenn wirklich der körperlich höher stehende und kulturreichere Aurignac-Mensch mit kälterem Klima und nordischen Tieren nach Frankreich kam, dann müßte man annehmen, daß die Wirkung des Tundra-Waldes mit seinem größeren Tierreichtum die Ursache war. Der Neandertaler lebte in den wildärmeren Wäldern des Südens, der Aurignac-Mensch in dem an Renn-

tieren reichen Tundra-Wald des Nordens, vielleicht sogar an den vereisten Küsten mit einer Kultur, die der der Eskimos ähnlich gewesen sein könnte. Man muß sich nur darüber klar sein, daß das arktische Jägerleben eine gewaltige geistige Entwicklung hervorrufen muß. Denn der Kampf ums Dasein stellt dort die höchsten Ansprüche. Wenn dann die Ernährung reichlich war, dann war trotz der Ungunst des Klimas die Entstehung einer auch körperlich hochstehenden Rasse durchaus möglich. Auch der Eskimo ist ja körperlich keineswegs rückgebildet. Es gibt sogar große, stattliche Stämme in Kanada. Damit würde man auch dem Problem der Entstehung der blonden europäischen Hauptrasse näherkommen, und man müßte außerdem die obigen hypothetischen Vorstellungen über die Herkunft der Völker und Kulturen aus den Trockengebieten etwas abändern. Weiter sollte man mit Vermutungen vorläufig wohl nicht gehn; daß aber landschaftskundliche Vorstellungen bei der Aufstellung und Lösung vorgeschichtlicher Fragen nicht vernachlässigt werden dürften, wird man wohl kaum leugnen können.

Während man in dem Tundra-Wald und an den Eisküsten mit ihrer reichlichen Nahrung und der gewaltigen körperlichen Auslese bei gleichzeitiger Entfaltung der geistigen Kräfte sehr wohl die Entstehung einer geistig und körperlich hochstehenden Rasse annehmen kann, liegen die Bedingungen für die Entwicklung des Neolithikums mit Hackbau, Keramik und geschliffenen polierten Geräten ganz anders. Keinesfalls darf man an eine Entstehung in kaltem Klima denken. Feldbau mit seßhafter Lebensweise und eine bestimmte Gehirnentwicklung, die die erforderliche Ausdauer, Stetigkeit und Arbeitslust ermöglichte, war die unabweisliche Vorbedingung für den so gewaltigen Kulturfortschritt. Vielleicht mußten auch bei der Herstellung polierter, sauber gearbeiteter Steinwerkzeuge Not und religiöse Verstellungen mitwirken, um den Menschen zu solchen Leistungen zu befähigen. Man könnte sich denken, daß der aus der an Feuerstein reichen Sahara gedrängte Mensch in feuersteinlose Gegenden kam und gezwungen war, zu anderen Gesteinsarten zu greifen, die indes erst sorgfältig bearbeitet werden mußten. In jedem Fall konnte erst der Hackbau die notwendige Ruhe, Ausdauer und die genügenden Lebensmittelvorräte geschaffen haben, die zu ruhigem Nachdenken und Arbeiten erforderlich sind, bevor eine stetige Arbeit einsetzen konnte. Der Jäger hat nie Rast noch Ruhe, der Nahrungsmangel zwingt ihn zu jagen und zu wandern.

Man wird wohl annehmen dürfen, daß in einer Zeit der Wärme und Trockenheit — Lößzeit? — Hackbauern in den lichten Wäldern oder Steppen Frankreichs festen Fuß fassen und die Entwicklung des Waldes verhindern konnten, als das Klima ein Waldklima wurde. Die Ausbreitung des Hackbaus mit Keramik erfolgte wohl bereits im Mesolithikum.

Auf einen Punkt sei noch hingewiesen. Gewöhnlich heißt es, das Klima sei kalt und naß gewesen, deshalb sei der Mensch in die Höhlen geflüchtet. M. E. sind Höhlen wegen des Tropfwassers im nassen kalten Klima unerträglich, namentlich zur Zeit der Schneeschmelze. Dazu kommt als ungünstiger Faktor die Gefahr des Verschneiens des Einganges bei Schneestürmen in kaltem Klima. Dagegen sind sie in warmem, trockenem Klima angenehm. Höhlenwohnungen zeigen also eher warmes Klima an.

Die Rolle des Baltischen Festungsgebietes in der Kulturentwicklung Alteuropas tritt in Schuchardts Darstellung klar hervor, und es ist wohl nicht notwendig, nochmals die Vorzüge dieses Gebietes hervorzuheben. Die Übereinstimmung zwischen landschaftskundlichen Vorbedingungen und archäologischen Funden ist jedenfalls erfreulich. Auf eine

Frage sei noch kurz eingegangen, nämlich auf die der Herkunft der gesamten indogermanischen Kultur aus dem Baltischen Festungsgebiet, für die Kosinna mindestens zeitweilig eingetreten ist.

Die Entwicklung der Kulturen auf mitteleuropäischem Boden setzt das Vorhandensein des Feldbaus und der Viehzucht voraus. Nun sind aber die Bedingungen für einen bereits entwickelten Feldbau — Hackbau sowohl als Pflugbau — nur mäßig bis wenig günstig. An eine heimische Entstehung des Feldbaus hier kann also nicht gedacht werden. Auch ist es ausgeschlossen, daß primitive Jäger lediglich infolge äußerlicher Kulturübertragung Hackbau, Pflugbau und Viehzucht sich angeeignet hätten; dazu fehlt primitiven Jägern durchaus die Entwicklung des Gehirns, namentlich die bestimmter Hemmungszentra. Es müssen also von auswärts einwandernde Eroberer Feldbau und Viehzucht ins Land gebracht haben, und demnach müssen auch die Träger der Megalithkultur von auswärts gekommen sein und zwar, wie die Archäologie lehrt, aus Frankreich.

Deutlich tritt in Schuchardts Alteuropa die Bedeutung der Heide- und Moorländer an der Nordseeküste als Wandergebiet heraus, wenn auch der norddeutsche Waldkeil wohl keine unübersteigbare Schranke war, weil dort augenscheinlich die Flüsse den Verkehr der Ostseeländer mit den südlicheren Waldsteppen vermittelten. Obendrein gab es dort ja auch wohl Steppeninseln, so im Kulmerland an der Weichsel und namentlich im Bereich der Lößgebiete Sachsens und Thüringens. Dort hat sieh sogar Thüringen als ein Zentrum eigenartiger Kultur erwiesen.

Das Thüringische Festungsgebiet, das die Archäologie aufgedeckt hat, bietet eine Fülle von Rätseln. Warum kam es dort bereits im Altpaläolithikum — Acheuléen und Moustérien — zu einer örtliehen Besiedlung?

Dann die Schnurkeramikkultur! Jäger sollen die Träger gewesen sein, Jäger mit Mattenflechterei und hoch entwickelter Keramik; man glaubt das, weil sich nie Anzeichen von Häusern gefunden haben. Hockergräber in Steinkisten weisen auf den westeuropäischen Kreis als Ursprungsland hin, eine und Expansionskraft haben diese „Jäger" gehabt! Bis nach Dänemark, Mähren, der Schweiz, dem Rhein — selbst nach England gelangten sie. Da stimmt verschiedenes nicht!

Der neolithische westeuropäische Kulturkreis könnte recht wohl Völker mit Feldbau nach Thüringen entsandt haben. Daß in den durch Waldebenen und Waldgebirgen gut geschützten Lößländern und auf den Muschelkalktafeln Thüringens, deren durchlässiger Boden einst wohl lichte Eichenwälder trug, sich eine besondere Kultur mit reicher Keramik entwickeln konnte, ist verständlich, ebenso daß eine solche Kultur infolge von Übervölkerung über die Grenzen hinausdrängen konnte. Jäger besitzen aber niemals Expansionskraft, mindestens nicht hoch entwickelten Feldbauvölkern gegenüber. Auch ist die Entwicklung einer eigenartigen Keramik bei ihnen ganz ausgeschlossen. M. E. müssen seßhafte Feldbauern die Träger der Schnurkeramik gewesen sein. Daß man bei ihnen keine Reste von Häusern gefunden hat, beweist höchstens, daß sie nur leichte vergängliche Hütten hatten. Die Ausbreitung über ein so großes Gebiet könnte vielleicht den Gedanken aufkommen lassen, daß von dem thüringischen Festungsgebiet als Heimat aus Hirten nomadisierend herumgezogen sind. Allein auch dann ist m. E. die Annahme eines Feldbauzentrums, das die Keramik entstehen ließ, notwendig.

Der Donaukreis ist z. T. schon von Schuchardt nach landschaftskundlichen Gesichtspunkten behandelt worden. Wenn der Flaschenkürbis von der mittleren Donau bis herauf nach Böhmen als Vorbild für die entstehende Keramik dienen konnte, so muß damals mindestens ein sommer-

warmes Waldsteppenklima bestanden haben, und dieses wäre wiederum mit der Grenztorfzeit in Verbindung zu bringen. Sollte ferner nicht die erstaunliche Farbenfreudigkeit der Donaukeramik psychologisch den gleichen Ursprung haben wie die Farbenfreudigkeit der Kleinrussen, also eine Folge der Reaktion gegen den Staub und Schmutz sein, den die Steppenwinde mit sich brachten?

Der Donaukreis ist durch einen großen Reichtum an Getreideabarten ausgezeichnet, die sich in Gräbern gefunden haben und die dort herangezüchtet worden sein müssen. Dieser Umstand läßt die Frage entstehen, wie es eigentlich mit der Umwandlung des Hackbaus in den Pflugbau steht, und wo und wann diese Umwandlung stattfand. Dieses Problem wollen wir im nächsten Abschnitt einmal ins Auge fassen, mit ihm aber noch ein zweites verknüpfen.

Wo die Träger der Donaukultur herstammen, ist nicht bekannt. Schuchardt scheint sie wie auch die Germanen des Baltischen Festungsgebietes von dem Aurignac-Menschen ableiten zu wollen. Demgemäß wäre eine einheitliche, aus SW kommende Kulturwelle anzunehmen. Allein eine Fülle von Abweichungen, wie die rechteckige Form der Häuser mit Fachwerk-, Geflecht- und Lehmwänden, die Brandbestattung mit Beerdigung in Töpfen im Hause, die Form und Ausstattung der Tongefäße, alles das könnte m. E. recht wohl durch eine Einwanderung von Völkern aus anderer Richtung erklärt werden. Vor allem aber spricht für letztere Auffassung die Verschiedenheit der Sprachen im Westen und Osten. Schuchardt selbst betont, daß die Sprachen des westeuropäischen Kreises denen der anderen Kreise durchweg fremd gegenüber stehen. Iberer, Ligurer, Etrusker standen einst zu den indogermanischen Sprachen in scharfem Gegensatz, wie noch heute das Baskische. Der Donaukreis dagegen ist nach Schuchardt die Heimat der keltischen, italienischen, illyro-thrakischen und griechischen Sprachen. Dieser tiefgehende sprachliche Gegensatz weist auf eine Herkunft der Träger der Donaukultur aus anderer Richtung als gerade aus dem Kernland der westeuropäischen Kulturvölker hin. Damit taucht aber auch das uralte Indogermanenproblem mit der Annahme einer asiatischen Herkunft auf. Diesen beiden Fragen, dem Pflugbau und dem Indogermanenproblem, wollen wir uns nun zuwenden. Wir ständen also vor zwei Fragen, nämlich nach der Heimat der Pflugkultur und nach der der Indogermanen.

Das Pflugbau- und Indogermanenproblem.

Bisher hat man m. W. nur oder doch ganz überwiegend auf Grund archäologischer Funde, sprachlicher Forschung und religiöser Überlieferung diese Probleme zu lösen versucht. Man kann sie aber auch auf Grund landschaftskundlicher Betrachtungsweise untersuchen.

Eduard Hahn hat das große Verdienst, gezeigt zu haben, daß die Erfindung des Feldbaus auf Grund religiöser Vorstellungen erfolgt ist. Er hat das zunächst für den Pflugbau nachgewiesen. Allein auch die erste Stufe des Feldbaus, der Hackbau, hat augenscheinlich religiösen Ursprung. Das beweisen seine Aussaat- und Erntefeste. Bei diesen erscheinen Masken als Tote; der Totenkult ist also bereits mit dem Hackbau verknüpft, d. h. Gedanken an Tod (= Einbetten des Saatkorns) und Auferstehen (= Aufgehen der Saat). Der Hackbau wird mit dem Zeugungsakt verglichen. Die Erde ist das weibliche Prinzip, gleichsam eine Göttin, die gewaltsam befruchtet wird. Der Grabstock — später die Hacke — wird mit dem Phallus verglichen, und Phallussymbole werden auf den Feldern aufgestellt.

Aus dem einfachen Hackbau, der in der Hand der Frau lag, entwickelte

sich, vermutlich während des Austrocknungsvorganges am Ende der Diluvialzeit in den heutigen Oasengebieten, der Hackbau mit künstlicher Bewässerung. Mit den auswandernden Völkern gelangte der Hackbau dann nach Mitteleuropa, wo sich aus der grauen Vorzeit Reste und Überlieferungen erhalten haben, die sein ehemaliges Vorhandensein beweisen. Die Finnen haben sogar am Ende des 18. Jahrhunderts und wohl bis in das vergangene hinein Hackbau getrieben, und zwar eine Hackwaldwirtschaft mit Brandkultur. Statt des Wagens hatten sie Schleifen und statt der Egge Bündel von Tannenzweigen. Die Waldungen waren ja auch, wie wir sahen, für den Hackbau mit Branddüngung recht geeignet.

Später tritt nun der Pflug auf, vom Orient bis Westeuropa, nach Osten bis China. Auch Ägypten hat den Pflug erhalten.

Wie und wo ist nun die Pflugkultur entstanden? Machen wir uns zunächst das Wesen der Pflugkultur klar.

Das Wesen der Pflugkultur kann man kurz so bestimmen, daß die Hacke in ein Werkzeug verwandelt wird, das Zugtiere ziehen. Das ursprüngliche Zugtier war stets der Ochse. Anfangs dürfte freilich der Mensch selbst sich vorgespannt haben. Die Pflugkultur ist also mit der Viehzucht verbunden. Mit dem Pflug und den Zugtieren kann man ausgedehntere Felder bestellen. Pflugkultur ist also extensiver als Hackbau. Der Boden muß steinarm und frei von Wurzeln sein, auch ist Tiefgründigkeit erwünscht. Man erzielt große Ernten. Um diese transportieren zu können, sind Vorrichtungen notwendig, die das Getreide fortschaffen, also am besten Wagen. Lasttiere eignen sich weniger dafür. Für kleinere Mengen genügen sie, falls Säcke, Schläuche, Körbe und sonstige Behälter vorhanden sind.

Babylonien soll nach Ed. Hahn die Heimat der Pflugkultur sein. Seine Ansichten sind folgende. In Babylonien wurden auf der Grundlage religiöser Vorstellungen Pflug, Wagen und die Züchtung des Rindes erfunden. Dort spielte der Kult zweier Gottheiten, die einander nahe verwandt waren und oft ineinander übergingen, eine große Rolle, nämlich der Kult der Astarte, der Göttin der allgebärenden Naturkraft, der Liebe und Zeugung, sowie der Kult der Kybele oder Magna Mater, die der Erde entsprach. Es ist leicht verständlich, daß die Göttin der Naturkraft leicht mit der alles gebärenden Erde verwechselt wurde. Der Astarte war der Mond heilig, und da die Hörner des Rindes die Form der Mondsichel haben, war ihr auch dieses Tier heilig. Zum Kult der Astarte gehörte das Zähmen heiliger Rinder.

Die Mutter Erde = Kybele war die Göttin des Ackerbaus. Ihre Priester verstümmelten sich selbst; sie mußten Eunuchen sein. Ihr war der Wagen heilig, auf dem man das Bild der Göttin auf die Felder zog. Ursprünglich ersetzten untergeschobene Baumstämme die Räder, dann folgte die Erfindung des Wagens. Diesen Wagen mußten anfangs die Eunuchen-Priester ziehen, später aber — hier zeigt sich die Verwechslung mit dem Astartekult — das der Göttin heilige Tier, das Rind. Auch diese Zugtiere mußten gewissermaßen „Eunuchen", d. h. kastrierte Stiere, Ochsen sein.

Der Kybele heilig war auch die Hacke, mit der man die Erde aufriß. Der Phalluskult der Hackbauzeit zeigt bereits, daß die Bestellung des Feldes mit dem Zeugungsakt verglichen wurde. Mit der Hacke — dem männlichen Prinzip — wird der Leib der Mutter Erde aufgerissen und die Saat ausgestreut. Der Gedanke lag nun nahe, das der Göttin heilige Tier auch vor die Hacke zu spannen. Damit war der Pflug erfunden. In der Tat war das ursprüngliche Zugtier des Pflugbaus der Ochse.

Soweit Eduard Hahn. Es ist ein außerordentliches Verdienst dieses Gelehrten, darauf hingewiesen zu haben, daß ein so gewaltiger Kulturfort-

schritt, wie er durch Erfindung von Pflug, Wagen und Rinderzucht erzielt wurde, auf religiöser Grundlage erfolgte, und seitdem zeigt es sich immer deutlicher, daß ohne Religion in den ältesten Zeiten überhaupt keine Kulturentwicklung gekommen wäre. Allein man muß sich doch fragen, ob nicht praktische Gesichtspunkte auch eine Rolle gespielt haben, ob nicht vor allem die Not hinzukommen mußte, die die religiösen Gefühle erst aufpeitschen und Vorstellungen von Schuld und Sühne erwecken mußte. Die Schuld mußte gesühnt werden — deshalb strengte sich der Mensch körperlich und geistig an — und so kamen Leistungen und Fortschritte zustande. Wenn dann die Erfindungen den Menschen retteten, so waren sie ganz besonders wertvolle Geschenke einer Gottheit, und so entstanden die Vorstellungen von Kulturgöttern und Kulturheroen, kurz die Mythologie.

Prüfen wir nun von solchen Gesichtspunkten aus und im Lichte landschaftskundlicher Betrachtungsweise die Frage, ob Babylonien die Heimat des Pfluges, des Rindes und Wagens sein kann, oder ob andere Landschaften in Frage kommen könnten, so darf man wohl folgendes sagen.

In Babylonien hat wohl vor der Pflugkultur geradeso wie in Ägypten der Bewässerungshackbau die Grundlage der Kultur gebildet. Bei künstlicher Bewässerung in Trockengebieten ist der Mensch in hohem Grade von den Naturgewalten, die ihn sonst schädigen, also namentlich von Dürren, Nässe, Überschwemmungen, Frösten unabhängig. Es fehlen also jene Nöte und Sorgen, die seine religiösen Vorstellungen beeinflussen und ihn nach jener Richtung hin zu ungewöhnlichen Anstrengungen anspornen könnten. Was für einen Grund hätte er also haben sollen, durch ganz besondere Anstrengungen die Göttin des Ackerbaus zu versöhnen?

Rein praktische Bedürfnisse nach Pflug, Wagen und Rind bestanden in Babylonien nicht. Die Haeke ist bei der Bebauung kleiner, ertragreicher Feldstücke viel geeigneter als der Pflug. Der Pflug ist ein Gerät der extensiven Wirtschaft, die Oasenkultur ist dagegen der Gipfel der intensiven Wirtschaft. Selbst in dem Klima und bei der Bodengüte der Mittelmeerländer ist der Pflug nicht unbedingt notwendig. Hier wie im Orient hat sich der ganz einfache Hakenpflug allein oder doch als Hauptgerät gehalten gegenüber dem germanischen schweren Pflug. Es besteht eben kein Bedürfnis nach solchem Gerät.

Der Wagen ist bis zum heutigen Tag im Orient kein unentbehrliches Gerät; Alt-Ägypten hat ihn eigentlich nur als Kriegswagen gehabt. Packtiere und Reittiere sind dort unendlich viel wichtiger, und ganz ähnlich stand es, mindestens im Altertum, in den Mittelmeerländern. Auch das Rind ist in den Oasen kein Haustier, dessen Einführung von den Bauern als eine ganz besonders erwünschte Göttergabe begrüßt worden wäre. — Tauben sind die wichtigsten Düngerlieferanten. Für ausgedehnte Rinderherden aber fehlt in den Salzsteppen Babyloniens das Weideland. Aus praktischen Gründen hätte sich dort also der Mensch nicht der ungeheueren Mühe unterzogen, das so gefährliche Wildrind zu züchten.

Gibt es Gebiete, in denen Pflug, Wagen und Rind als göttliche Geschenke begrüßt, als Retter in der Not gefeiert werden mußten, wo Naturgewalten in dem Menschen religiöse Vorstellungen von Schuld und Sühne erwecken, seine Kräfte und Fähigkeiten bis aufs äußerste anpeitschen mußten? Solche Landschaften sind m. E. die Waldsteppen und Steppen der Mittelgürtel, in die Völker eindrangen, die den Hackbau als Hauptwirtschaftsform mit sich brachten. In diesen fanden die Hackbauern alle Bedingungen vor, die oben gefordert wurden.

Einmal zwangen die langen, kalten Winter, in denen man außer Wild, Fischen und mancherlei Früchten und Wurzeln nichts fand, womit man

bei seßhafter Lebensweise den Hunger stillen konnte, zur Anlage von Wintervorräten; Getreidebau war demgemäß notwendig. Demnach bestand das Bedürfnis nach ausgedehnter Feldbestellung. Ein solches Verlangen wurde durch die Dürren ganz wesentlich gesteigert, die ja dort oft genug mehrere Jahre hintereinander die Ernte vernichten oder doch schwer schädigen. Es mußten also Ernten erzielt werden, die unter Umständen mehrere Jahre ausreichten. Das Dasein der Hackbauern in den Waldsteppen und Steppen war also dauernd bedroht, und schwere Katastrophen sind sicherlich nicht selten gewesen. Man denke an das heutige Rußland! Der Hackbau eignet sich wohl am besten für die dauernde Erzielung kleiner Ernten in warmem Klima, paßt aber nicht in jene Waldsteppen.

Das Bedürfnis nach extensivem Feldbau unter Gewinnung großer Wintervorräte war also sicherlich vorhanden. Doch noch eins ist wohl wichtig. Die Feldbau treibenden Neolithiker sind nach Mitteleuropa in einer Zeit eingerückt, wo vermutlich Klimaschwankungen in erheblichem Ausmaß erfolgten. Daß gerade in solchen Zeiten Dürren und übermäßig nasse und kalte Jahre miteinander wechselten, ist nicht unwahrscheinlich. Solche Zeiten waren aber ganz besonders geeignet, die religiösen Gefühle der Menschen zu erregen und Vorstellungen von Schuld und Sühne, von Beleidigungen einer Gottheit — der des Feldbaus natürlich — die versöhnt werden mußte, zu erwecken.

Eine Beobachtung hatten die Hackbauern sicherlich längst gemacht, nämlich die, daß bei tiefer Auflockerung des Bodens das Getreide besser Dürren überstand als bei oberflächlicher Bearbeitung. Wenn aber die Erde mit der Hacke tief aufgearbeitet werden sollte, verringerte sich die Größe des von einem Arbeiter bestellbaren Landes und damit die Ernte. Das Verlangen nach einer Kraft, die mehr leistete als der Mensch, also nach einem Arbeitstier, wie es das Rind war, war gewiß erklärlich. Wildrinder, die Urahnen unserer Hausrinder, lebten aber in den Waldsteppen, Waldgebirgen und nordischen Waldländern Mittel- und Osteuropas. Die Züchtung dieser der Mondgöttin heiligen Tiere war also möglich. Dazu kommt folgende Überlegung.

Pflugbau verlangt tiefgründigen Boden, ohne Baumstubben und -wurzeln, die den Hackbau nicht unbedingt unmöglich machen, ferner möglichst ebenes Gelände, Frühsommerregen und Hochsommertrockenheit. Das alles findet man aber in Waldsteppen und Steppen. Hatte man aber eine reiche Ernte, dann mußte sich auch das Bedürfnis geltend machen nach einem Verkehrsmittel, das große Lasten befördern konnte, also nach dem Wagen oder mindestens der Schleife, die wohl die Vorläuferin des Wagens war. So darf man denn wohl sagen, daß in den Waldsteppen Ost- und Mitteleuropas alle Bedingungen vorhanden waren, damit dort in der von Ed. Hahn angegebenen Weise Pflug, Wagen und Züchtung des Rindes vor sich gehen konnten. Diese Möglichkeit wird noch durch folgende Tatsache wahrscheinlicher gemacht. Einmal bestanden in Mitteleuropa bei den Indogermanen die gleichen religiösen Vorstellungen und Kulthandlungen bezüglich des Ackerbaus wie in Babylonien. Auch dort wurden Aussaat- und Erntefeste gefeiert, indem ein heiliger Wagen auf's Feld gezogen wurde, auf dem das Bild der Ackerbaugöttin stand. Nun darf man aber Kossinna wohl darin recht geben, daß solche Kulturen, wie auch geschlossener Kulturbesitz, nicht durch Handel und Verkehr übertragen werden, sondern durch Wanderungen von Völkern, die ihren Kulturbesitz und ihre Anschauungen in das fremde Land verpflanzen. Nun zeigt aber die Geschichte immer und immer wieder Völker, die im Altertum aus Europa nach dem Orient einwandern, Völker, die mit Wagen, Rindern, Pferden herumziehen,

Reiche gründen und blühende Kulturen im Verein mit den orientalischen Bewohnern entstehen lassen. Diese Völker sind aber durchweg Indogermanen. Damit taucht denn die Frage auf, ob nicht zwischen Pflugbau und Indogermanen engere Beziehungen bestanden haben.

Bekanntlich stehen sich zwei Anschauungen feindlich gegenüber. Die einen, namentlich die Sprachforscher, erklären die Verbreitung der Indogermanen von Vorderindien bis NW-Europa durch eine Heimat in Zentralasien, in Pamir oder Turkestan z. B. Viele huldigen ja dem Wahlspruch: Ex oriente lux. Alte Kultur soll nach dem rohen, barbarischen Europa aus dem Orient gekommen sein. Solchen Anschauungen gegenüber haben vor allem Archäologen auf Grund der Sachfunde darauf hingewiesen, daß die ältesten Kulturzentren Europas sich in der Richtung auf den Orient hin ausbreiten und dessen Kulturen aufs empfindlichste beeinflussen. Indogermanisches oder sogar germanisches Genie soll die Kulturentwicklung des Altertums in den Mittelmeerländern und im Orient in erster Linie bedingt haben.

Vor der Erörterung sei ausdrücklich folgendes betont. Prähistorische Forschung hat mir lange fern gelegen, und zu der Behandlung der Fragen bin ich durchaus von der Landschaftskunde aus gelangt. Erst nachdem ich die landschaftskundlichen Grundlagen für die Entwicklung der Kultur in Europa mir zurecht gelegt hatte, habe ich mich mit neueren Auffassungen der Prähistoriker und Sprachforscher vertraut gemacht, und namentlich Kossinnas und Schuchardts Werke gelesen. Die Übereinstimmung der prähistorischen Kulturgebiete mit den landschaftskundlichen Vorbedingungen ist so verblüffend, daß ich ausdrücklich auf die Unabhängigkeit der Forschungsergebnisse hinweisen möchte. Die landschaftskundliche Betrachtungsweise dürfte ihre Daseinsberechtigung erwiesen haben.

Sodann seien aber noch folgende Grundsätze aufgestellt, die maßgebend sein müßten.

Einmal halte ich den Satz Kossinnas für absolut richtig, daß Kulturen niemals durch Handelsübertragung, sondern nur durch Eroberungen und Wanderungen von Völkern erklärt werden können. Ich gehe noch weiter als Kossinna, indem ich behaupte, daß namentlich religiöse Auffassungen und alle damit zusammenhängenden Erscheinungen, wie Bestattung, heilige Wagen u. a. m., ohne Eroberungen oder Wanderungen undenkbar sind. Einen Beweis liefert z. B. das Christentum. Aus den Mittelmeerländern zurückkehrende Germanen, nach NW-Europa einwandernde römische Völker, später die erobernden Franken verbreiteten das Christentum. Kolonisation ist bis in die Gegenwart die Grundlage für die Ausbreitung der christlichen Religion. Auf primitiver Stufe gilt der Satz aber doppelt und dreifach, weil die religiösen Anschauungen sich stark an die Erscheinungen des Landes anlehnen. Dagegen halte ich die Vorstellung Kossinnas nicht für richtig, daß innerhalb eines Volkes mit gemeinsamem Wohngebiet sich verschiedenschädelige Rassen — Lang- und Kurzköpfe — entwickeln können. Gewiß wird man zugeben, daß infolge äußerer Einwirkungen, die von der Lebensweise, der Arbeit, dem Klima ausgehen, oder die sich auf die Entwicklung des Gehirns oder des mütterlichen Beckens beziehen mögen, der Schädelindex verschiebbar ist. Allein daß sich ohne Isolierung, trotz der unausbleiblichen Vermischung innerhalb eines Volkes zwei ganz verschiedene Rassen mit ganz verschiedenen Charaktereigenschaften entwickeln können, von denen dann der eine Teil — der unternehmende, aristokratische, idealgesinnte Langkopf — auswandert, während die minderbegabten, demokratischen, auf eigenen Vorteil bedachten, zäh beharrenden Kurzköpfe zurückbleiben (Kossinna: Die Indogermanen. S. 27), das ist schon bei einem großen, hochstehenden

Kulturvolk unmöglich, dessen verschiedene Berufsstände verschiedenen Einflüssen ausgesetzt sind, ganz und gar undenkbar aber bei einem primitiven Jäger-, Sammler-, Fischervolk, dessen Mitglieder erstens wenig zahlreich, sodann aber alle den gleichen Einflüssen ausgesetzt sind. Es ist ja bekannt, wie sehr sich die Individuen tiefstehender Völker bezüglich ihres Charakters ähneln. Gleichzeitiges Vorkommen von verschiedenartigen Menschen innerhalb eines Naturvolkes beweist meines Erachtens stets Rassemischungen.

Schließlich muß auf das bestimmteste darauf hingewiesen werden, daß der Übergang eines primitiven Volkes von einer tieferen Kulturstufe zu einer höheren durchaus schwierig, z. T. unmöglich ist. Vor allem gähnt eine ungeheure Kluft zwischen ursprünglichen Jagd- und Sammelvölkern einerseits und Hackbauern andererseits. Die Gehirnentwicklung beider ist grundlegend verschieden. Nur ganz allmählich haben sich bei den Hackbauern die Hemmungszentren entwickelt, ohne die die freiwillige Übernahme einer lästigen Arbeit undenkbar ist. Das Buschmannsgehirn z. B. ist unfähig, geraubte Haustiere auch nur zu hüten, geschweige zu züchten; alles wird sofort abgeschlachtet. Selbst zum Hüten des Viehs fehlt ihm also die notwendige Gehirnentwicklung. Deshalb darf man nicht annehmen, daß gleichsam spielend Jäger und Fischer zum Feldbau und zur Viehzucht übergehen könnten. Erst durch eine lange, lange, mühsame Züchtung hat sich das menschliche Gehirn die Fähigkeit erworben, Hackbau und Viehzucht zu treiben. Wo sich also prähistorisch der Übergang vom Jägerleben zur Hackbaustufe feststellen läßt, ist eine Einwanderung von Völkern anzunehmen, wobei es zu einer Vermischung mit den Jägern oder zu deren Verdrängung kam.

Nicht ganz so schwierig ist der Übergang vom Hackbau zur Pflugkultur. Immerhin ist er nicht ganz leicht; denn der Mann hat sich sicherlich nur sehr schwer zur Übernahme des Feldbaus entschlossen. Deshalb ist auch beim Übergang vom Hackbau zur Pflugkultur Einwanderung eines Pflugbauvolkes wahrscheinlich. Dagegen dürfte die Übernahme des Pfluges durch Oasenbauern, die ja an sich schon die Feldarbeit betreiben, einfach sein — Übernahme des Pfluges durch die Chinesen. Wo aber gleichzeitig mit dem Pflug die religiösen Vorstellungen — z. B. heilige Wagen mit dem Bild der Ackerbaugöttin u. a. m. — übernommen wurden, ist wiederum Einwanderung unbedingt anzunehmen — Babylonien.

Wenn wir nun auf Grund obiger Grundsätze und der Landschaftsgürtel den Versuch machen, ein Bild von der Herkunft der Indogermanen zu entwerfen, so wollen wir uns zunächst noch einmal folgendes ins Gedächtnis zurückrufen.

Die während der Herausbildung der Trockengebiete nach Norden gedrängten Hackbauvölker — wenn damals im Süden eine Wüste lag, müßte die Abwanderung fast allein nach Norden erfolgt sein — schoben die Fischer und Jäger der Mittelmeerländer nach Mitteleuropa hinein, und diese drängten die Renntierjäger nach Nordeuropa. Abgeschlossen durch Eisgebirge bzw. das Meer hatten sich während der Diluvialzeit auf der spanischen und italienischen Halbinsel, aber wohl auch auf der Balkanhalbinsel, in Kleinasien, in Nordafrika, in Arabien, im Iran usw. infolge der Isolierung — Seefahrt gab es wohl noch nicht — verschiedene Rassen bilden können, Langköpfe und Kurzköpfe, Brünette und in den Tundra-Waldländern vielleicht Blonde. Die Richtung der Wanderung könnte sehr wohl in der Richtung auf das zurückweichende Eis Nordeuropas erfolgt sein, also aus Nordafrika in N-, aus Asien in NW-Richtung. Mit der Entwicklung der neuen Klimagürtel ergriff der Hackbau Besitz von den Mittelmeerländern

und drang auch nach Mitteleuropa vor. Vermutlich vollzogen sich allenthalben Rassen- und Sprachmischungen. Während der Hackbau in den subtropischen Mittelmeerländern aber die Grundlage der Kultur wurde, spielte er im waldigen Mitteleuropa mit seinen kälteren Wintern und kürzeren Sommern wohl nur eine Nebenrolle neben Fischfang, Jagd und Sammeln. Innerhalb Mitteleuropas mußte sich die Kultur aber in zwei Gebieten ganz besonders kräftig entwickeln, nämlich einmal in den Waldsteppen des Südens, sodann im Bereich der Heiden und fischreichen Flüsse und Meere der westeuropäischen Küstengebiete. Unter diesen aber mußte das Baltische Festungsgebiet mit dem sonnigen Dänemark als Mittelpunkt ganz besonders heraustreten, und das um so mehr, als der Reichtum an Fischen und das Auftreten zweier wichtiger Zufallsformen — Bernstein und Feuerstein — damals sehr ins Gewicht fielen. Zwischen dem Waldsteppengürtel und dem Baltischen Festungsgebiet lag ein kulturfeindlicher, feuchter Waldkeil, der indes von schiffbaren Strömen durchquert wurde.

Man könnte sich sehr wohl denken, daß die nach Mitteleuropa zusammengedrängten Hackbauvölker gerade in den östlichen Waldsteppen und Steppen in Not gerieten, während die in das Waldland Gedrängten durch Jagd, Fischfang und Sammeln bei bescheidenem Hackbau mit Brandkultur leichter ihr Dasein fristeten. Könnte nicht damals in dem Waldsteppengürtel in einem bestimmten Gebiet der Pflugbau erfunden worden sein? M. E. konnte eine solche Erfindung nur dort erfolgen, wo politisch ruhige Verhältnisse eine stetige kulturelle Entwicklung gestatteten. Die Umwandlung der Hacke in den Pflug, die Züchtung des Rindes, die Erfindung des Wagens, alle diese Kulturbewegungen müssen sich über einen langen Zeitraum erstreckt haben, können also nicht das Ergebnis eines glücklichen Gedankens, die Tat einer einzigen Persönlichkeit gewesen sein. Es hat sich also wohl um ein geschütztes, außerhalb der Völkerstürme befindliches, leicht zu verteidigendes Gebiet gehandelt. Unwillkürlich richtet sich der Blick nach dem Donaublock, wo eine so hervorragende neolithische Kultur mit reicher Keramik und eigenen Kulturpflanzen emporblühte. Namentlich an die durch Gebirge so gut geschützten Länder von Ungarn bis Böhmen könnte man denken, und wenn Plinius erzählt, daß kurz vor seiner Zeit in Pannonien der Räderpflug erfunden worden sei, so liegt der Gedanke nahe, daß die Heimat des einfachen Hakenpfluges recht wohl ebendort gelegen haben könnte.

An das Garonnegebiet oder andere Teile des westeuropäischen Kulturkreises zu denken, würde m. E. unannehmbar sein. In dem milden ozeanischen Klima mußte der Hackbau recht günstige Bedingungen finden. Es fehlte also ein Hauptantrieb zu kulturellen Anstrengungen, nämlich Not und religiöse Gewissensbisse. Deshalb darf man mit viel größerem Recht an die binnenländischen winterkalten Steppenländer denken.

Wie dem auch sei, das Volk, das den Pflugbau zuerst erfunden und ausgebaut hat, muß unbedingt eine ganz gewaltige Überlegenheit über alle Nachbarvölker erhalten haben, die recht wohl dazu hat führen können, daß sich unter religiös-kultureller Fahne ein riesiges Sprachvolk hat entwickeln können, dem sich kleinere Völker gern anschlossen, in das sie aufgingen. Die Gründe, die für solche Auffassung sprechen, sind folgende.

Einmal bedingte der Pflugbau eine gesicherte Ernährung des Menschen und damit eine bedeutsame Steigerung der körperlichen Entwicklung der Kinder. Da nun obendrein nicht mehr wie beim Hackbau die Frau, sondern der Mann die Feldarbeit leisten mußte, kam es zu der Ausbildung eines starken Körpers, der die schwere Arbeit auszuführen imstande war. Ausdauernd, zäh, abgehärtet mußten die Bauern sein, die in dem Gebiet der

Pflugkultur heranwuchsen, wenn auch vielleicht weniger an das rauhe Leben in Wind und Wetter angepaßt als Hirt und Jäger. Denn der Bauer schläft im Haus, jene aber müssen oft im Freien übernachten.

Sodann entwickelte sich notwendigerweise der so ausgesprochene Charakter unserer Bauern. Tagtäglich mußten diese einen aufreibenden Kleinkrieg mit der Natur führen, mit Sturm und Regen, Dürren und Überschwemmungen, Wald- und Hausbränden, mit Wölfen, die das Vieh rissen, und mit Viehkrankheiten. Ungünstiges Wetter bedrohte die Aussaat und Ernte. Ein solches Leben ertrugen nur körperlich und geistig gesunde Menschen mit guten Nerven. Und so entwickelte sich denn der Charakter unserer Bauern — zäh, unerschütterlich, ausdauernd, aber auch namenlos eigensinnig, kurzsichtig, verbissen, feind jeder Neuerung, ein Hemmnis für rasche Kulturentwicklung.

Bald nach der Erfindung und Ausbreitung des Pfluges und der Züchtung des Rindes dürfte sich in den Steppen die Hirtenkultur entwickelt haben und mit ihr der früher geschilderte Charakter der Hirtenvölker, der in scharfem Gegensatz zu dem des Bauern steht. Der leicht bewegliche, schnelle, kriegerische Hirt mit seinem organisatorischen Talent und Feldherrnblick ergänzt jenen ausgezeichnet. Wo also Hirten als geistige und politische Führer zäher Bauernvölker auftreten, können starke Bewegungen entstehen, die über die Grenzen fluten.

Die Erfindung von Pflug, Wagen, Rinderzucht mußte wirklich in den Waldsteppenländern als eine erlösende Tat, als ein göttliches Geschenk betrachtet werden und demnach auf alle Waldsteppen- und Steppenvölker gewaltig einwirken. Die Verbindung von Religion und Kulturfortschritt konnte sehr wohl ganz besonders wirksam gewesen sein und die kulturärmeren Völker zu schnellem, freudigem Anschluß an die Bewegung veranlaßt haben. Daß sich bei solchen religiös-kulturellen Bewegungen aber auch die Sprache des überlegenen Volkes hat ausbreiten und daß sich daher ein so ausgedehntes Sprachvolk wie das der Indogermanen, das augenscheinlich frühzeitig in Unterabteilungen — Centum- und Satemsprachen — zerfiel, hat bilden können, dürfte verständlich sein. Man denke an den Siegeszug der arabischen Sprache in Verbindung mit der Ausbreitung des Islams.

Man muß annehmen, daß die im Donaublock zuerst entstandenen Indogermanen durch den norddeutschen Waldkeil Anschluß an das Baltische Festungsgebiet gewannen oder auch vom Niederrhein her auf dem bekannten Wege durch den Heidegürtel vordrangen. Dagegen scheint der kulturell so hoch stehende westeuropäische Kulturkreis, den seine Burgen an der Ostgrenze schützten, der Bewegung widerstanden zu haben. Solche politische Widerstandsfähigkeit schließt natürlich eine gewisse kulturelle Beeinflussung nicht aus, z. B. Übernahme des Pflugbaus ohne Pflugbaureligion.

Mit der Feldarbeit der Männer mußte auch bei den Westvölkern eine erhebliche Steigerung der körperlichen, geistigen und kulturellen Fähigkeiten erfolgen, und ferner konnte — vielleicht doch unter dem Druck der Indogermanen — die Ausbreitung des Pfugbaus von Frankreich aus nach O über das Mittelmeergebiet bis Kreta und Vorderasien vor sich gehen. Ist das richtig, dann hätte sich die westeuropäische Kultur in Frankreich den Indogermanen gegenüber ebenso behauptet wie in Italien die mit ihr verwandte etruskische Kultur, die lange Zeit hindurch eine Besiedlung Westitaliens mit Indogermanen gehindert hat.

Nach Südrußland und der Balkanhalbinsel drang die Donaukultur mit überwältigender Kraft vor, anfangs allein, später mit nordischer Unterstützung. Namentlich die Steppenländer konnten wohl, sobald im An-

schluß an Pflug, Wagen und Rinderzucht die Zähmung des Pferdes und das Reiten geglückt war, mit großer Schnelligkeit besiedelt werden, und damit könnte sich gleichzeitig eine Trennung in West- und Ostindogermanen vollzogen haben. So erfolgte die Besetzung Kleinasiens, Irans, Turkestans und Indiens. Damals konnten die Sumerer über Turkestan nach Babylonien vordringen und zusammen mit einheimischen Oasenkulturen die babylonische Kultur entstehen lassen. Daß bei stürmischem Vordrängen nach O auch westindogermanische Völker den tocharischen Dialekt nach Mittelasien brachten, wäre nicht weiter auffallend.

Daß Bronze und Eisen bei den Indogermanen zuerst gewonnen worden sind, erscheint nicht wahrscheinlich. Das erzreiche Spanien und Südengland, beide im Bereich des westeuropäischen Kulturkreises, scheinen zuerst Kupfer, dann Bronze geliefert zu haben, und damals mag der Vorstoß der westeuropäischen Bronzekultur nebst deren Haus bis nach Süddeutschland erfolgt sein. Indes hängen diese Verhältnisse und Bewegungen nicht mehr mit landschaftskundlichen Fragen zusammen.

Das Ergebnis, zu dem man auf Grund landschaftskundlicher Untersuchungen kommt, wäre also folgendes. Die Entwicklung des Pflugbaus und der Indogermanen könnte im Donaublock bis hinauf nach Böhmen im ursächlichen Zusammenhang erfolgt sein. Die überlegene Kraft der Indogermanen und namentlich auch die der Germanen im Baltischen Festungsgebiet würde so eine befriedigende Erklärung finden.

Auf einen Punkt sei noch zum Schluß aufmerksam gemacht, nämlich auf die Zeitbestimmungen der Archäologen und Sprachforscher. Meines Erachtens werden die Zeiten für die Entwicklung der Indogermanen meist viel zu niedrig angesetzt.

Während der Alluvialzeit sind ganz gewaltige Veränderungen vor sich gegangen, die z. B. im Ostseegebiet durch Strandverschiebungen und Wechsel der Fauna gekennzeichnet werden. Aber auch nach der Besiedlung Mitteleuropas mit den Messolithikern fand ein bedeutsamer Klimawechsel statt, der zu der Entwicklung der nordischen Eichenzeit und des Waldsteppengürtels führte. Dieser bedeutsame Klimawechsel muß viele Jahrtausende zurückliegen, demgemäß auch die Entwicklung der Pflugbaukultur, der neuen Steintechnik und der Indogermanen. Eine solche Zunahme der Wärme und Trockenheit in Mitteleuropa mußte auf die Mittelmeerländer und den Orient ganz bedeutend einwirken. Wenn sie also in die geschichtliche Zeit der altägyptischen und babylonischen Kultur gefallen wäre, so müßte man dort m. E. Anzeichen für eine solche Klimaänderung haben, die mit Austrocknung und großen Nöten verbunden gewesen wäre. Nachrichten hierüber fehlen aber ganz. Deshalb muß man wohl annehmen, daß die Grenztorfzeit mit Waldsteppenklima lange vor den ältesten orientalischen Überlieferungen lag. Die Grenztorfzeit muß weit zurückliegen, da erst nach jener Zeit sich die Buche allmählich Mitteleuropa erobert hat. Solche Klima- und Pflanzenverschiebungen brauchen aber lange Zeiten. Verlegt man also den Beginn des Neolithikums in die Grenztorfzeit zurück, so macht es keine Schwierigkeit, das Aufblühen der Orientkulturen auf die Verschmelzung der einwandernden indogermanischen Pflugkultur mit subtropischen Hackbau- und Bewässerungskulturen zurückzuführen. Auch für die Entwicklung der aus SW-Frankreich stammenden Megalithkultur, die nach dem Baltischen Festungsgebiet gelangte, und deren Weiterentwicklung zu der germanischen Kultur bleibt dann genügend Zeit.

Es kann sich hier nicht um eine Hypothese handeln, die die Ergebnisse

der Sprachforschung und Archäologie ersetzen soll, vielmehr soll nur gezeigt werden, daß die landschaftskundliche Betrachtungsweise, die man m. W. bisher nur ungenügend angewandt hat, verlangen darf, neben sprachlicher und archäologischer Methode berücksichtigt zu werden. Nur wenn in Zukunft alle drei Methoden bei der vorgeschichtlichen Forschung gleichmäßig zur Anwendung kommen, wird man hoffen dürfen, zu einigermaßen gesicherten Ergebnissen zu gelangen. Eine Anregung soll vorliegende Betrachtung bieten, keine Beweisführung.

2. Die Einwirkung der Landschaften auf die Heimatskulturen vor Entstehung der Handwerkskulturen.

Da die ozeanischen und die Monsunwaldländer sowie die Steppenländer bereits behandelt worden sind, so kommen hier nur folgende Gebiete in Frage: einmal die gemäßigten binnenländischen Nadelwaldländer Skandinaviens und Rußlands sowie Nordamerikas, sodann die mittel- und westeuropäischen Mischwaldgebiete und die subtropisch-gemäßigten Laubwaldgebiete Europas. In Nordamerika soll das subtropisch-gemäßigte Gebiet nicht hier, sondern an anderer Stelle zusammen mit den subtropischen Waldländern behandelt werden.

Die Wirtschaft.

Jägerzeit. Primitive Jägervölker lassen sich im Bereich der heutigen gemäßigten und subtropisch-gemäßigten Waldländer z. B. im Diluvium als Renntierjäger nachweisen, und ihre Kultur dürfte wohl der der Lappen und anderer Tundra-Wald-Völker gegliehen haben. Renntiergeweihe, Knochen, Zähne, Steine wurden zu Geräten verarbeitet. Es ist wohl unnötig, näher darauf einzugehen. Das wären die Paläolithiker Kauffmanns.

Haekbauzeit. Hackbau trieben noch bis in neueste Zeit die Finnen im nördlichen Mittelrußland. Vielleicht waren in den nördlichen gemäßigten Waldländern die Präneolithiker Kauffmanns Finnen. Sie lebten zur Eichenzeit, trieben Jagd auf Elch, Ur, Hirsch, Wildschwein, Auerhahn, und Fischfang auf Dorsch, Hering, Schollen. Feldbau war vorhanden. Die Litorina diente als Muschelnahrung, Mya arenaria fehlte damals noch. Die älteren Kjökkenmöddinger der Litorinazeit wären also nach solcher Auffassung finnischen Ursprungs. Im Süden aber hätte man nach Kauffmann Völker mit ähnlicher Beschäftigung, von denen die Ligurer und Pikten in der Vorzeit, die Basken in der Jetztzeit Reste sein könnten. Die Präneolithiker Kauffmanns entsprechen vielleicht den Mesolithikern Schuchardts.

Der Hackbau hat sich lange gehalten. Die Finnen hatten zu Storchs Zeit (Ende des 18. Jahrhunderts) noch nicht den Hakenpflug, sondern die Hacke, statt der Wagen aber Schleifen. Die Egge bestand aus zusammengebundenen Tannenzweigen. Gerste und Hafer wurden immer auf neu gerodetem oder vielmehr abgebranntem Waldboden angelegt. Man darf wohl annehmen, daß die finnische Hackwaldwirtschaft in Mittelrußland der letzte Rest einer Wirtschaftsform war, die die aus den Mittelmeerländern nach Norden drängenden Hackbauvölker während der Diluvial- oder Altalluvialzeit in die Wälder Mitteleuropas verpflanzten.

Neben dem Hackbau und vielleicht selbst als Hauptsache betrieben die Finnen — wohl auch die vorgeschichtlichen Hackbauvölker der gemäßigten Waldländer — Jagd, Fischfang und Bienenzucht. Sodann aber darf man mit Bestimmtheit annehmen, daß nach dem Schwarzen Meer und später nach der Ostsee hin während des Altertums und Mittelalters

ein lebhafter Pelzhandel betrieben wurde, daß also die Pelztierjagd eine große Rolle spielte. Daß die primitiven Fangmethoden der Jetztzeit damals bereits bestanden, ist wohl wahrscheinlich. Das gleiche gilt für das Sammeln von Pilzen, Beerenfrüchten und sonstigen Lebensmitteln.

Pflugbauzeit. Erheblich mehr Nachrichten liegen über die Kulturverhältnisse dieser Zeit in den gemäßigten Waldländern Skandinaviens, Deutschlands[1]) und namentlich Rußlands vor. In Rußland hat sich die ursprüngliche Pflugbaukultur bis in die jüngste Zeit erhalten. Der Einfluß des Landes und namentlich die nahen Beziehungen zu der primitiven Heimatskultur Sibiriens treten klar in Erscheinung.

Das Sammeln bezieht sich in den Waldländern auf die gleichen Gegenstände wie in der Hackbauzeit. Bemerkenswert ist, daß die Salzgewinnung aus Salzquellen und Meerwasser im alten Germanien und Skandinavien keine unbedeutende Rolle gespielt zu haben scheint. Das deutet auf einen gesteigerten Verbrauch von Getreide hin. Denn bei überwiegender Wild- und Fischnahrung ist das Salzbedürfnis gering. In Schweden goß man das Salzwasser auf brennendes Holz, damit es verdampfte und das Salz sich anreicherte. Auffallend ist der Reichtum an nützlichen Gegenständen in den Waldsteppen. Also müssen auch in der Zeit der primitiven Jäger und Sammler die Waldsteppen Vorzugsgebiete gewesen sein.

---

[1]) Um die Verhältnisse im alten Germanien verstehen zu können, sei auf folgendes Problem hingewiesen. Bekanntlich schildert Tacitus die Germanen als halbnomadische Krieger und Hirten. Dieser Auffassung sind aber viele Forscher ganz entschieden entgegengetreten. Sie weisen darauf hin, daß für ein Hirtenvolk die Menschenmassen viel zu groß gewesen seien, die im Laufe der Völkerwanderung auftauchten, daß notwendigerweise sehr ausgedehnte Gebiete besiedelt und bebaut waren, daß also Feldbau die wichtigste Grundlage gewesen sein muß. M. E. haben beide Recht, sowohl Tacitus wie die genannten Gelehrten. Die anthropologische Zusammensetzung der Deutschen weist mit Bestimmtheit darauf hin, daß mehrere Rassen — blonde nordische Rasse, Alpenmensch und Mittelmeermensch — sich an ihr beteiligen. Das gibt dem Gedanken Raum, daß Alpenmensch und Mittelmeerrasse die große Masse des Volkes, also die Grundlage gebildet haben, und zwar in von S. nach N. abnehmendem Umfang, und daß die blonde Hauptrasse als Eroberer eindrang — Kelten und Germanen. Während aber die Kelten vielleicht immer nur eine dünne Oberschicht gebildet haben, sind die Germanen aus Skandinavien nach Norddeutschland in großen Massen eingedrungen. Immerhin wäre es, wie Parallelen in Afrika und anderswo zeigen, sehr wohl denkbar, daß ein germanischer Hirtenadel über Unterworfenen herrschte. Diese Unterworfenen können sehr wohl im NO. Slawen, im S. keltisierte Völker gewesen sein. Nun gelten solche unterworfene Völker nie als voll, werden von fremden Reisenden — so noch heutzutage in Afrika — leicht übersehen. Tacitus' Schilderung hätte sich also lediglich auf die Viehzucht treibende germanische Herrenschicht, nicht aber auf die unterworfenen Feldbauvölker bezogen. Noch ein anderes Problem würde damit klargestellt werden, das der Slawisierung des Ostens. Die Slawen sind in Norddeutschland und Böhmen plötzlich da, nie wird von ihrer Einwanderung berichtet. Deshalb hat man wohl eine langsame Infiltration mit Slawen angenommen. Sind aber obige Anschauungen richtig, dann macht es gar keine Schwierigkeit, sich vorzustellen — und auch dafür finden sich in Afrika, wo Hirten über Feldbauern herrschen, Parallelen — daß während der Völkerwanderung der germanische Hirtenadel abwanderte, die Slawen aber zurückblieben und den Rest der Herrenschicht abserbierten. Dann müßten die Slawen, ohne daß man von Wanderungen hörte, in den scheinbar urdeutschen Ländern vorhanden gewesen sein, als nach der Völkerwanderung jene Länder und Völker bekannt wurden. Dann würde sich auch der so gänzlich verschiedene Charakter der Polen und Russen einerseits und der Sorben, Serben und Tschechen andererseits erklären. Auch muß es ja ganz unwahrscheinlich erscheinen, daß das kleine Galizien — die „Heimat der Slawen" — im Laufe von 2—3 Jahrhunderten alle die zahlreichen und starken Slawenvölker entsandt haben sollte, von der Elbe bis zur Wolga, von der Ostsee bis zur Adria und Ägäis. Sorben, Tschechen und Kroaten saßen eben längst in ihren heutigen Gebieten, verschwanden nur unter der germanischen Herrenschicht und waren mit der Abwanderung dieser plötzlich da.

Daß selbst die Germanen anthropologisch nicht einheitlich waren, geht daraus hervor, daß die Burgunder brünett, nicht blond waren. Sie müssen also der Alpen- oder Mittelmeerrasse angehört haben und ein germanisierter Stamm gewesen sein. Es würde sich für einen Historiker und Germanisten wohl der Mühe lohnen, von diesem Gesichtspunkt aus die Frage zu untersuchen.

Auch für das Wild bieten ja die Waldsteppen ausgezeichnete Bedingungen. Da wären von Nutzpflanzen zu nennen wilder Flachs, Lein, Hanf für Gewebestoffe. Wilder Buchweizen wächst heute in Westbaikalien; ebendort nimmt der Steppenhirt die oberflächlich vergrabenen Knollen- und Wurzelvorräte der Mus oeconomicus aus und kann deshalb den Ackerbau entbehren. Wilde Äpfel sammelt man in Zeiten der Not und stellt aus den getrockneten Früchten Mehl und Brot her.

Die Jagd zeigt überall große Einheitlichkeit. Ja, diese geht weit über die Grenzen der Mittelgürtel hinaus. Im alten Germanien und Skandinavien hatte man die gleichen Fallen, Schlingen, Schwibgalgen, Selbstschüsse, Quetschfallen aus herunterfallenden Klötzen wie in Afrika noch heutzutage. In den weiten, kalten, binnenländischen Nadelwaldländern war die Schneeschuhjagd auf Elch, Hirsch, Reh allenthalben zu finden, und in den südostrussischen Waldsteppen wird sie noch aus neuerer Zeit beschrieben, desgleichen Hetzjagden zu Pferde in den Steppentalungen Baikaliens auf Bergziegen; die Bedeutung offenen Geländes wird ersichtlich. Noch im 14.—15. Jahrhundert war nach Miljukow in Mittelrußland die Jagd die Grundlage der Wirtschaft; vom Biberfang lebten ganze Dörfer.

Der Fischfang hat überall eine große Rolle gespielt, namentlich im baltischen Festungsgebiet, wo riesige Lachs- und Heringszüge für Wintervorräte sorgten. Überall finden sich die gleichen Fangarten mit Netz und Angelhaken, mit Fischwehren Fischfallen und Reusen. An die Jägerzeit erinnert die Nachricht, daß in Alt-Skandinavien die Netze ursprünglich aus Lederriemen, später erst aus Garn hergestellt wurden. Ebendort kannte man auch die Jagd auf Wale und Seehunde im Boot mit der Harpune. Daß an den Küsten mit Meereseisbildungen auch die Jagd auf dem Eis an den Atemlöchern bestand, darf man vermuten; desgleichen gab es wohl den Fischfang auf dem Eis der Seen und Flüsse.

Feldbau. Bezüglich des Feldbaus weisen Misch- und Laubwaldländer, binnenländische Nadelwaldländer und Waldsteppen mancherlei Unterschiede auf und zwar wegen des verschiedenen Klimas, der Böden, der Wasserverhältnisse und der Pflanzendecke.

Wichtig ist die Länge der Jahreszeiten. Während in den subtropisch-gemäßigten Waldländern der Feldbau nur für 2—3 Monate ruht, beträgt die Zeit der Untätigkeit für den Bauern in Deutschland 4—5 Monate, in Skandinavien und Mittelrußland aber etwa 7—8. Das hat notwendigerweise wichtige Folgen. In den wenigen Sommermonaten drängt sich hier die Arbeit zusammen; dann kann man nicht Hilfskräfte genug haben. In den Wintermonaten dagegen ist wenig zu tun. Infolgedessen können ohne Frondienste der Bauern oder Leibeigenschaft Großbetriebe gar nicht bestehen.

Sodann sind in den Gebieten der binnenländischen Nadelwälder Früh- und Spätsommerfröste oft genug sehr schädlich; die ganze Ernte kann vernichtet werden. Auch Übermaß an Regen, Hochwasser und umgekehrt Dürren veranlassen oft genug schwere Schäden. Infolgedessen hatte man verschiedentlich, so z. B. zu Mügges Zeiten in Norwegen, ferner gelegentlich in Rußland und an den Ufern der Lena (nach Wrangel) Getreidemagazine, besonders auch für Saatgetreide, errichtet, die die Gemeinden in Zeiten der Not versorgen sollten. Mischwaldländer und Waldsteppen — von den subtropisch-gemäßigten Gebieten ganz zu schweigen — haben günstigere Bedingungen, und daher fehlen dort solche Vorsichtsmaßregeln. Das gilt freilich nur für Europa und Asien. In Nordamerika schädigen die Fröste im Frühsommer sogar bis in das subtropisch-gemäßigte Gebiet hinein die Ernte oft genug ganz empfindlich.

Vom Klima hängt auch der Anbau von Winter- und Sommergetreide ab. Bei uns gestattet der milde Winter, in den binnenländischen Waldländern von Skandinavien und Mittelrußland die geschlossene Schneedecke das Überwintern der Getreidesaat. In den abgeholzten Waldsteppen und namentlich in der Steppe liegt der Schnee aber nicht mehr als geschlossene Decke, das Getreide friert aus, und die Verwendung von Wintersaat nimmt stark ab bzw. hört auf.

Auf die Behandlung des Getreides, das Dörren u. a. m., wird bei Besprechung der Siedlungen eingegangen werden.

In unmittelbarem Zusammenhang mit dem Klima wirken die Wasserverhältnisse stark auf den Feldbau ein. In unseren Mischwaldländern wie auch in den subtropisch-gemäßigten Waldländern ist die Verdunstung kräftig; Sümpfe, Teiche, Moore sind demgemäß nicht reichlich. Bei uns mögen namentlich im Norden die Bewässerung der Waldsumpftäler, die Eindeichung der Flüsse mit Überschwemmungssohlen, die Kultivierung der Moore die ursprünglichen Verhältnisse wesentlich umgestaltet haben. Trotzdem darf man sagen, daß auch ohne solche Kultureinwirkung die binnenländischen Nadelwaldländer erheblich reicher an Mooren, Sümpfen, Seen und Überschwemmungssohlen der Flüsse sind als unsere Gebiete. Wegen solchen Übermaßes an Wasser haben die Entwässerungsarbeiten keine solchen Fortschritte wie bei uns gemacht. Die Folge davon ist Mangel an Weideland für Vieh; deshalb fehlt es wiederum an Dünger für die Felder, und dieser Mangel ist um so bedauerlicher, als der Boden so wenig nährstoffhaltig ist. In den Ostseeprovinzen hat man nach Kohl zu dem System der Säeteiche gegriffen. Man läßt das Wasser ab, säet in den Teichschlammboden die Saat und hat für 2—3 Jahre gute Ernten. Dann staut man den Teich wieder auf, und der Schlamm erholt sich durch Fäulnis pflanzlicher und tierischer Stoffe. Der Reichtum an Grundwasser hat ferner in den Ostseeprovinzen dazu geführt, die Felder mit tiefen Gräben einzufassen, um Abfluß zu schaffen.

Ganz anders sieht es in den Waldsteppen und Steppen aus. Die Flüsse haben dort breite Überschwemmungsflächen, deren Wiesen eine reichliche Heuernte gestatten. Der Grundwasserstand ist niedrig; deshalb sind die Wasserplätze wie auch Gehölze in tiefen Regenschluchten zu finden, während auf den Steppen- und Waldsteppenplatten Bäume fehlen oder spärlich sind. Die große Entfernung von den Wasserplätzen und damit von den Siedlungen hat wiederum zur Folge, daß man einen nomadischen Feldbau betreiben muß; zur Zeit der Aussaat und der Ernte zieht man in die Steppe hinaus und wohnt auf den Feldern in Zeltlagern.

Allein nicht in allen Steppen und Waldsteppen ist es so. Wo, wie in der Baraba, der Boden aus undurchlässigem Ton besteht, bilden sich massenhaft Seen, Sümpfe und selbst Moore, und der Feldbau muß sich auf die trockenen Steppenplatten zurückziehen.

Den größten Einfluß übt der Verwitterungsboden in den verschiedenen Gebieten aus. Die Nadelwaldländer Skandinaviens und Mittelrußlands sind durch die Entwicklung des ausgelaugten, nährstoffarmen Podsols ausgezeichnet, die Waldsteppen aber haben die viel bessere graue Walderde und die noch viel bessere Schwarzerde, während in dem Gebiet der Misch- und Laubwälder die Braunerden heimisch sind. Podsol, graue Walderde und Schwarzerde überziehen als erstaunlich einheitliche Decke die verschiedenartigsten Gesteine. Nur die Kalkböden pflegen im Podsolgebiet wegen des Kalkgehalts abweichende Eigenschaften zu besitzen. Im Bereich der Braunerden dagegen hat jedes Gestein seinen besonderen Verwitterungsboden. Demgemäß herrschen in den binnenländischen Nadelwaldländern

und in den Waldsteppen sehr einheitliche Feldbaubedingungen, in den Mischwaldländern dagegen wechselt der Bodenwert oft rasch mit den Gesteinen. Auf die verschiedenartigen Verwitterungs- und Aufschüttungsböden, z. B. Löß, Marschboden, Kalkton, Basaltboden u. a. m., einzugehen, würde natürlich zu weit führen; der allgemeine Hinweis muß genügen.

Der Gegensatz zwischen Podsol, Braunerden und Schwarzerden bezüglich ihrer Wirkung auf den Menschen ist ganz gewaltig und geht weit über den Rahmen der eigentlichen Feldbauverhältnisse hinaus. Hier sollen nur die unmittelbar für die Landwirtschaft wichtigen Beziehungen zur Sprache kommen.

Der verschiedene Nährstoffgehalt ist entscheidend. Im Bereich der fruchtbaren Waldsteppen ist die Bodenrente hoch, deshalb ist Kleinbesitz — Bauernwirtschaft — das gegebene. Düngung fällt ganz fort, mindestens verträgt der Boden anfangs überhaupt nicht Düngung und gibt Jahre und selbst Jahrzehnte lang gute Ernten, wenn das Wetter günstig ist. Der Dünger ist oder war im Bereich der Waldsteppen eine wahre Last. In den Steppen benutzt man ihn als Brennstoff, indem man ihn mit Häcksel knetet, d. h. durch Tierhufe festtrampeln läßt. Er wird in Ziegelform geschnitten und brennt wie Steinkohle. In den Waldsteppen dagegen, wo Holz genug vorhanden ist, wirft oder warf man ihn in die Regenschluchten. Schmelzwasser und Wolkenbrüche schwemmten ihn in die großen Flüsse, wo die Mist- und Schlammassen die Betten verstopften und die Schiffahrt verhinderten.

Der Podsol dagegen ist so nährstoffarm, daß nur Brandkulturen unter Abhauen des Waldes und nachträglichem Abbrennen des trockenen Holzes gute Ernten geben können; in dem waldreichen Mittelrußland und in den Ostseeprovinzen hat daher das „Küttisbrennen" eine große Rolle gespielt. Ohne Brandkultur müßte sehr stark gedüngt werden; es fehlt aber an Weiden und damit an Vieh und Dünger. So leidet denn auch der Feldbau in hohem Grade. Großgrundbesitz kann nur mit Hilfe kostenloser Fronarbeit bestehen, Kleinbetrieb aber krankt leicht unter Verschuldung. Für intensive Kultur der Waldsümpfe und Überschwemmungsgebiete der Flüsse mit ihrem verheerenden Eisgang fehlen die Geldmittel, kurz eine kräftige Entwicklung der Landwirtschaft ist nicht möglich, mindestens nicht aus sich selbst heraus.

Die Braunerden stehen bezüglich der Bodenrente zwischen Schwarzerde und Podsol. Wo der Boden gut ist — große Teile Mittel- und Süddeutschlands — herrscht Bauernwirtschaft, auf mässigen bis minderen Böden dagegen Großbetrieb — Norddeutschland.

Auch die Bestellungsart der Felder hängt von dem Boden ab, ebenso wie von der Größe der Felder. Auf dem Podsol, wo große Flächen abgemäht werden müssen, gebraucht man leichte, die Arme nicht ermüdende Geräte, wie Sichel und leichte Handsense, dagegen auf schweren Braunerden und Schwarzerden mit ihren kleinen Feldstücken die schwere deutsche Sense. Auch der Pflug richtet sich nach dem Boden. Der leichte Hakenpflug, den ein Pferd zieht, kann wohl den feinsandigen Podsol durchfurchen, der deutsche Pflug auf dem schweren Boden dagegen verlangt zwei starke Zugtiere. Der kleinrussische Bauer spannt vor seinen schweren, tief greifenden Pflug sogar 6—8 Ochsen. Früher — vielleicht auch heute noch — mußte der großrussische Bauer, aus Mangel an Gespannen — eine Folge des Mangels an Weideland — mit einem einzigen Pferd gleichzeitig säen, pflügen und eggen. Dieses eine Pferd zog durch den leichten Boden den Pflug, an dem hinten die leichte, oft nur aus Tannenästen bestehende Egge befestigt war, und gleichzeitig säete der Bauer das Korn vor dem Pflug.

In den Waldsteppen und Steppen hat der fruchtbare Boden noch eine andere, bereits besprochene Begleiterscheinung, die Selbstaussaat. Das Getreide, namentlich der Buchweizen, säet sich unter Ausfall der Körner selbst aus, und damit kommen viel größere Ernten zustande. Auch räumlich verbreitet sich die Selbstaussaat. In Westsibirien genügt das einmalige Pflügen und Säen von Buchweizen in der Steppe, um jahrelang mühelose Ernten zu erhalten.

Skandinavien hat wohl im Süden Braunerde, in der Mitte Podsol, weist aber wegen der glazialen Ausräumung besondere Verhältnisse auf. Fels, Moor, Sumpfwald, Seen nehmen einen großen Teil des Landes ein; der Anbau ist auf Moränenflachland und marine Schwemmlandplatten an den Küsten beschränkt. Sonst gleichen die Verhältnisse dort wesentlich denen in Deutschland.

Die Pflanzendecke hat auf den Feldbau eine leicht verständliche Einwirkung. Die Anlage der Felder ist in Gras-, Kraut- und Mattensteppen viel einfacher als im Wald. Namentlich der Steinzeitmensch stand dem nassen Urwald recht hilflos gegenüber, während ihn Steppe und Heide geradezu einladen mußten. Aber auch die Steppe hat einen Feind, mit dem der Bauer einen unausgesetzten Kleinkrieg führen muß, das Unkraut, der Burian der Russen, also Disteln und viele andere mannshoch und baumhoch wuchernde Stauden mit nicht auszurottenden Wurzelstöcken. Auch die Insektenplage der Steppe ist schlimm und kann deren Besiedlung einfach verhindern — Irtischufer.

Ganz kurz sei noch auf die Steppen Südrußlands hingewiesen, wo der Ackerbau gleichsam ein Ableger der russischen Waldsteppenkultur ist. Der Getreidebau nimmt in der Richtung auf das Schwarze Meer hin ab und beschränkt sich außerdem mehr und mehr auf die Nähe der Flüsse, weil dort allein der Mensch das notwendige Wasser findet. Dürren zwingen obendrein zur Einschränkung, so daß schließlich ausgedehnte Anpflanzungen von Arbusen, d. h. von Wassermelonen, die Getreidefelder in der Steppe verdrängen. Die Wassermelonen liefern dem Menschen und z. T. auch dem Vieh, Wasser und Nahrung zugleich.

Viehzucht. Klima und Futterverhältnisse sind in den binnenländischen Nadelwaldländern entscheidend. Im Winter findet das Vieh kaum Futter, kann sich nur so durchhungern, leidet auch sehr unter der Kälte. So ist denn jedes Aufblühen der Viehzucht an Stallfütterung gebunden. Daß abgehärtete Rinder, Schafe, Pferde bei geringer Pflege den Winter im alten Skandinavien überstanden, ist sicher, allein die Tiere gehörten keiner wertvollen Rasse an, kamen im Winter sehr herunter und waren halb wild. Man kann es sich also wohl vorstellen, daß der vorgeschichtliche Mensch, ohne besondere Vorsichtsmaßregeln zu treffen, Viehzucht trieb. Vermutlich brachten die Hackbauern bereits Kleinvieh — Schaf, Ziege, Schwein — mit. Das Rind aber wurde wohl erst von Pflugbau treibenden Völkern gezüchtet.

Die Futterverhältnisse hängen wesentlich von der Landschaft ab. Die binnenländischen Nadelwaldländer sind am schlechtesten gestellt. Moose und Flechten bieten kaum das rechte Futter, ebensowenig Zwergsträucher am Boden. Gras wächst z. T. auf Mooren, an den Rändern der Seen und im Überschwemmungsgebiet der Flüsse. Es herrscht aber doch ausgesprochener Futtermangel, und dieser Mangel, verbunden mit der langen, teuren, winterlichen Stallfütterung, läßt keine Viehzucht aufblühen. Das Baltische Festungsgebiet macht z. T. eine Ausnahme. Wie der Giljak sich zahlreiche Hunde halten kann, weil die Fische als Hundefutter dienen, so verwendet auch der Skandinavier die Fische und Fischabfälle als Viehfutter und kann deshalb reichlicher Rinder usw. halten.

Im Bereich der Laubwälder, namentlich der lichten Eichenwälder, sind die Bedingungen viel günstiger. Das Laub der Sträucher, der Gras- und Krautwuchs in den lichten Waldungen, die Wiesen an Bachrändern und auf natürlichen Lichtungen gestatten eine Wald-Weidewirtschaft. Bekannt ist ja die Benutzung der Eichengehölze zur Schweinomast; allein auch die Rinder weideten früher im Laubwald; die Benutzung von Glocken am Hals ist eine treue Begleiterscheinung solcher Wald-Weidewirtschaft. Allmählich wurden in Mitteleuropa die Sümpfe entwässert und in Wiesen verwandelt, die Flüsse eingedeicht, und so entstand die hochstehende Viehwirtschaft mit Stallfütterung, Brachweide und Felddüngung.

In den Waldsteppen steigert sich die Viehzucht ganz erheblich gegenüber dem Nadelwaldland, namentlich Rinder- und Pferdezucht blühen, da dort Weideland, Korn für Stallfütterung, Heu auf den Überschwemmungsflächen der Flüsse reichlich zur Vorfügung stehen. Auch pflegen die Waldinseln grasreich zu sein. Immerhin beeinträchtigen Plagen wie Mücken und Bremsen die Viehhaltung, und wo sich Gelegenheit bietet, treibt man das Vieh im Sommer ins Gebirge auf die Wald- und Bergwiesen — Ural, Baikalien.

In den Steppen steigert sich die Viehzucht mit der Abnahme des Feldbaus. Umgekehrt nimmt sie ab, wenn sich dieser ausdehnt. Die Rinder bleiben in Südrußland bei den Tataren trotz der Burane im Freien, höchstens hält man sie in offenen Erdgruben, wo sie gegen den Wind etwas geschützt sind, oder in korbähnlichen Ställen ohne Ausfüllung der Lücken des Geflechtes mit Lehm oder Gras. So wachsen denn auch dort abgehärtete, aber nicht hochwertige Rassen heran. Die Viehzucht ist primitiv, extensiv, aber nicht notwendigerweise nomadisch; vielmehr haben die viehzüchtenden Tataren heutzutage, gezwungen durch die Russen, feste Siedlungen mit Feldbau. Nach den Salzsteppen hin verdrängt das Schaf immer mehr das Rind, und als neues Haustier erscheint das Kamel.

Die Lebensmittel. Aus den wirtschaftlichen Verhältnissen ergeben sich die Nahrungsmittel von selbst. Auf einige Punkte nur sei aufmerksam gemacht. Der Reichtum an Bienen und Honig hat in allen Waldländern und in den Waldsteppen zu dem reichlichen Genuß von Met geführt. Die wachsende Kultur, die Verdrängung der Wälder und Wiesen durch Felder, veranlaßt aber eine Einschränkung des Honigs und des Metes — letzterer ist z. B. in Deutschland ganz unbekannt geworden — und an seine Stelle traten Gerste und Bier. In den Podsolländern aber ist eine ganz bezeichnende Erscheinung das Rindenbrot, das wir bereits in den Subpolarwaldländern fanden. Vermutlich hat es im alten Germanien in Zeiten der Not auch nicht gefehlt, obwohl es entsprechend der besseren Bodenbeschaffenheit des Landes vielleicht nicht so nötig gewesen ist. In Skandinavien gab es Rindenbrot noch in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, in Rußland wird es noch jetzt ausgiebig verwandt. Damit hängt es wohl auch zusammen, daß nach Haxthausen der Großrusse durchschnittlich am Tag 3 Pfd. Brot ißt, während der Ernte 4 Pfd., in Weißrußland aber 7 Pfd.; hier ist nämlich der Gebrauch von Rindenbrot besonders stark.

Waldwirtschaft. Erst auf der Höhe der später zu besprechenden Handwerkskultur hat eine geordnete Waldwirtschaft begonnen, am frühesten in Mitteleuropa. Dort waren die Wälder nicht gar so ausgedehnt wie in den binnenländischen Nadelwaldgebieten, und da man im Winter Holz zum Heizen brauchte, so begann frühzeitig ein Waldschutz, dem Aufforstung und geordnete Waldwirtschaft folgten. Bezeichnenderweise entwickelte sich dagegen in den subtropisch-gemäßigten Waldländern, wo man, wie Hoops betont, den Winter nicht zu scheuen brauchte, kein Waldschutz, vielmehr

schlimme Waldverwüstung,. Das gleiche gilt von den Waldsteppen, wo die ursprünglichen Verhältnisse unter Entwicklung einer Raublandschaft — z. B. in Westsibirien und in Baikalien — bzw. einer Kulturlandschaft — in Rußland — gänzlich umgestaltet worden sind. Im Bereich der binnenländischen Nadelwaldländer haben sich bei dünner Bevölkerung die Wälder mindestens als Nutzwälder erhalten, oder es ist auch dort in ausgedehntem Umfang eine Umwandlung in Kulturland erfolgt, wie z. B. in Mittelrußland. Dazwischen sind aber auch größere Strecken Waldes erhalten geblieben.

Siedlungen und Hausformen.

Siedlungen haben sich in den modernen Kulturländern unter sehr verschiedenen Einflüssen entwickelt. Laune, Bedürfnisse, der Schönheitssinn der Bewohner haben in vieler Hinsicht einen ausschlaggebenden Einfluß ausgeübt. Allein in einer ganzen Anzahl von Fällen läßt sich der Einfluß der Landschaft doch klar erkennen, namentlich auf niedriger Kulturstufe. Klima, Rohstoffe, Wasserverhältnisse, Oberflächenformen, Boden und Pflanzendecke sind von Einfluß gewesen.

Die heutigen Bauernhäuser sind im wesentlichen ein Rest der alten Heimatskulturen, die während der Pflugbauzeit blühten, allerdings zum Teil stark verändert, modernisiert durch die heutigen Kulturfortschritte. Immerhin lassen sich die alten ursprünglichen Einrichtungen z. T. noch feststellen. Außerdem liegen einige Berichte aus dem Altertum vor, und schließlich haben Ausgrabungen mancherlei Reste ans Tageslicht gefördert. So haben denn die Archäologen und Altertumskundler längst die Bauten der früheren Zeiten in großen Zügen entschleiert. Hier kann es sich nicht darum handeln, einen systematischen Überblick über ihre Forschungsergebnisse zu bringen, sondern diese lediglich im Lichte landschaftskundlicher Betrachtungsweise zu prüfen. Indem wir diese Aufgabe ins Auge fassen, wollen wir zunächst die ältesten Zeiten in hypothetischer Form betrachten, dann kommen wir allmählich zu archäologischen Funden, zu historischen Überlieferungen, schließlich zu den Resten in der Jetztzeit.

Theoretische Überlegungen. Während der Diluvialzeit und älteren Alluvialzeit, als der Mensch noch ausschließlich als Sammler und Jäger die Steppen und Waldländer bewohnte, hat er wohl ähnliche Behausungen gehabt wie die Jäger und Sammler der Gegenwart. Mit Zelten aus Stangen und Fellen in der Steppe, aus Rindendecken und Fellen in den Waldländern zog er herum, besaß wohl auch schon Erdjurten im Winter, die aus einer Grube mit Zeltstangendach bestanden. Höhlen und Schutzfelsen wurden bestimmt bewohnt, und zwar wohl nicht so sehr in nassen, kalten, als in trockenen, warmen Zeiten. Man darf wohl annehmen, daß die damaligen Kulturen denen der heutigen Waldjäger der subpolaren Länder und der Steppenindianer, aber auch denen der Feuerländer und der Fischervölker NW-Amerikas ähnlich waren.

Die großen Ströme der Waldländer wurden wohl von Fischern ausgenutzt, und der Gedanke dürfte nicht unberechtigt sein, daß diese damals in Europa in ganz ähnlicher Weise wohnten wie heute noch in den Amurländern. Das würde heißen, daß sie bestimmte Winterhäuser hatten, nämlich in die Erde eingegrabene Erdjurten mit Zeltdach. Im Sommer aber bezogen sie in der Nähe der Winterlager Sommerhäuser, die auf einem Pfahlbau standen. Vorratshäuser für getrocknete Fische standen gleichfalls auf einem Pfahlrost; es gab wohl auch Sommerküchen. Erinnern wir uns daran, daß das Winterhaus einen langen gedeckten Gang besitzt, der in die ca. 1 m tief eingegrabene Erdjurte hinabführt, daß ferner in dieser ein vertiefter Boden und rund herum an den Wänden Schlafbänke vor-

handen sind. Wir denken auch daran, daß im Winter eine strenge Kälte am Boden, Wärme dagegen in der Höhe der Sitzbänke und Hitze oben unter dem Dach herrschen. Der Rauch entweicht durch ein Luft- und Lichtloch in der Dachspitze und gerade unter diesem brennt auf erhöhtem Herd aus Erde in einem Holzkasten das flackernde Herdfeuer. Am Ende des Winters zwingen Schneeschmelze und Ungeziefer zum Verlassen des Winterhauses. Die Sommerküche mit Herd in einer Hütte aus Laub und Geflecht sowie der luftige Pfahlbau treten dann in ihr Recht. Schließlich erinnern wir uns daran, daß nicht selten ein Haus für Dampfbäder vorhanden ist, in dem durch Begießen heißer Steine Dampf erzeugt wird. Wir werden sehen, daß in den Gehöften der uralten europäischen Bauernhöfe immer und immer wieder die gleichen Elemente in mannigfachen Abänderungen auftreten.

Über die Häuser und Gehöfte der Hackbauzeit und ältesten Pflugbauzeit in unseren Gegenden liegen keine unmittelbaren Beobachtungen vor, allein man wird annehmen können, daß die primitiven Hackbauern entsprechend der halbnomadischen Lebensweise nur schnell zu bauende Wohnungen hatten, und daß in der Pflugbauzeit diese wesentlich verbessert wurden. Ferner darf man wohl annehmen, daß zu obigen Häusern noch Viehställe und Scheunen für Getreide hinzugekommen sind.

Vorgeschichtliche Funde. Die Häuser der vorgeschichtlichen Kulturkreise haben wir bereits kurz kennen gelernt. Es zeigt sich, daß sie im wesentlichen von dem Landschaftscharakter abhängen. Das Haus der westeuropäischen Kultur, die augenscheinlich nur der Ausläufer einer subtropischen Mittelmeerkultur war, tritt uns als Steinhaus entgegen, das anfangs rund, später aber rechteckig ist. Im Laufe des Mittelalters hat dann der Steinbau bzw. Backsteinbau von der romanischen Kulturwelt aus Mitteleuropa erobert. Im Bereich der Waldsteppen Süddeutschlands und des Donaugebietes war augenscheinlich ursprünglich das Rundhaus heimisch, und zwar ein in die Erde gesenktes Rundhaus. Winterkälte, Staub- und Schneestürme machen ja gerade in Steppen die Einsenkung wünschenswert. Auch mögen von dem westeuropäischen Kulturkreis her Vorstellungen eingedrungen sein, die zu der Anlage künstlicher Wohngruben, wie ja auch künstlicher Grabhöhlen, geführt haben. Die Beziehungen zwischen Grab und Wohnung sind dort ja offensichtlich, ganz besonders aber im Bereich des Donaukreises. Denn man verbrannte dort die Leichen und bestattete die Asche in großen Töpfen unter dem Boden des Hauses, also gleichsam in der Wohngrube.

Das Rundhaus ebenso wie die Wohngrube waren bis Skandinavien verbreitet; sie sind dort entsprechend den Verhältnissen bei heutigen rückständigen Heimatskulturen ja auch zu erwarten. Selbst im hohen Mittelalter sind in Deutschland Wohngruben bezeugt, die mit Dünger zugedeckt waren und die schon Tacitus beschreibt. Sie hießen tung = Dung. Allein das eigentliche Haus des Nordens war das rechteckige bis fast quadratische Blockhaus mit einer offenen Vorhalle und loderndem Herdfeuer im Hauptraum. Aus diesem Blockhaus, das augenscheinlich mit eindringenden germanischen Stämmen frühzeitig den Donaukreis erreichte, müssen sich die rechteckigen Bauernhäuser der Gegenwart entwickelt haben. Allein mit diesem germanischen rechteckigen Giebeldachhaus, das ursprünglich nur eine weite Halle enthielt, vereinigte sich später — anscheinend erst im Laufe des Mittelalters — jener eigenartige Bau, der allgemein „Stube" heißt und den Ofen enthält.

Nach Lauffer bedeutet das Wort Stupa = Stube ursprünglich eine steilwandige Vertiefung — Staub = Becher, Stübchen für ein Gefäß, Brunnen-

stube — also in diesem Fall eine Wohngrube. In solchen unterirdischen Wohngruben sei der Ofen erfunden worden. Dieser sei ursprünglich ein Topf gewesen — ovan = Ofen bedeutet Topf, d. h. einen Kohlentopf. Später sei er aus Steinen hergestellt worden, hätte aber den alten Namen ovan behalten. Die Stube aber wurde ein feststehender Begriff für einen mit einem Ofen heizbaren Wohnraum, auch dann noch, als man die Wohnungen nicht mehr in die Erde senkte. Lauffer, der damals, als er sein Buch schrieb, den vorgeschichtlichen Donaukreis noch nicht kennen konnte, verlegt in dessen Gebiet die Erfindung des Ofens und schreibt sie den Kelten zu. Man wird wohl sagen dürfen, daß seine Erfindung in dem von Lauffer angegebenen Gebiet von den Trägern der Donaukultur gemacht worden sei, und könnte sie mit der Erfindung des Pflughaus und der Entstehung der Indogermanen in Verbindung bringen.

Einmal sind Steppenländer mit trockenem, lockerem Boden für Erdwohnungen ganz besonders geeignet. Sie schützen gegen Kälte, Staub- und Schneestürme. Stellen wir uns eine Wohngrube mit einem oberirdischen Teil aus Lehm und Geflecht vor, so haben wir im Grunde genommen einen großen Topf vor uns. Vorgeschichtliche Hausurnen haben in der Tat eine verzweifelte Ähnlichkeit mit einem ovalen Topf. Nun ist es sicherlich oft genug vorgekommen, daß das Innere einer solchen „Topfstube" in Brand geraten ist, namentlich in Kriegszeiten. Dann verbrannten nicht nur Menschen in diesem „Ofen", sondern seine Heizkraft mußte auch deutlich in Erscheinung treten. Nun wissen wir, daß der Naturmensch keine großen Erfindungen ohne religiöse Beeinflussung macht; religiöse Vorstellungen müssen ihn antreiben. Wir finden aber gerade im Bereich des Donaukreises die Brandbestattung mit Aufbewahrung der Asche in einem Topf und dessen Aufbewahrung unter dem Boden des Hauses. Sollte diese heilige Brandbestattung nicht mit der Erfindung des Ofens zusammenhängen? Kam es nicht häufig vor, daß Menschen in ihren Erdgruben verbrannten? Die Verwendungsfähigkeit einer erhitzten „Topfstube" zu Heizzwecken hat man bei solchen Bränden sicherlich schnell erkannt, und ein zweiter Wohnraum ließ sich um den ersten, in einen Ofen verwandelten Wohnraum leicht anlegen. Noch heute baut man in Kleinrußland ein neues Haus um einen alten Ofen. Eine solche Entstehungsweise würde auch die Größe der alten Öfen erklären, die einem kleinen Haus gleichen.

Ob der Ofen im Zusammenhang mit der Brandbestattung auf Grund religiöser Vorstellungen entstand, wird sich wohl nie nachweisen lassen. Sollte solche Vermutung richtig sein, dann wird er wohl ursprünglich für heilige Handlungen allein benutzt worden sein, dann mag er anfangs heilig, ein Symbol der Leichenverbrennung gewesen sein, und man könnte es sich sehr wohl vorstellen, daß im Anschluß an seine Erfindung auch die des Backens heiliger Opferbrote einherging. So wäre denn die Vereinigung von Heiz- und Backofen zu erklären, die gerade in dem Gebiet des Donaukreises und namentlich bei den heutigen Slawen so glänzend durchgeführt worden ist. Daß hier der Ofen gleichzeitig zum Kochen dient, und zwar zum Kochen in Töpfen, im Gegensatz zum germanischen Kessel über dem Herd, sei nur nebenbei erwähnt. Man könnte also zu der Vorstellung kommen, daß im Bereich des Donaukreises aus der Wohngrube und ihrer Bedachung aus Lehm und Flechtwerk — noch heute baut man aus diesen Rohstoffen in Osteuropa den Ofen, z. B. den Baschkirenofen — unter Einwirkung religiöser Vorstellungen, die mit der Brandbestattung zusammenhingen, die Erfindung des Ofens vor sich gegangen sei.

Im Bereich des rechteckigen Blockhauses der Germanen herrschten ganz andere Vorstellungen. Nicht der Ofen war dort heilig, sondern das

flackernde Herdfeuer, dessen Flamme beim Opfern mit dem Trinkhorn benutzt wurde. In der heißen Asche wurden die Opferbrote gebacken. Dem Germanen war dieses Herdfeuer das Heiligtum seines Hauses. Gegen dieses heilige Herdfeuer hat das eindringende Christentum einen vernichtenden Krieg geführt. Es mußte der Herd mit seinem offenen lodernden Feuer verschwinden, und statt dessen zog die Ofenstube ein. Dadurch wurden aber in der ganzen Ausstattung, in der ganzen Bauart des Hauses grundlegende Änderungen herbeigeführt.

Heutige Verhältnisse. Gehen wir nunmehr über zu einer kurzen Betrachtung des Baus der verschiedenen Bauernhäuser und -gehöfte — denn auf diese kommt es hier an. Es sollen aber lediglich die landschaftskundlich wichtigen Gesichtspunkte gebracht werden.

Sämtliche heutzutage gebräuchlichen Bauernhäuser — Wohn- und Wirtschaftsgebäude — sind Giebeldach- oder Walmdachhäuser von verschiedenen Formen. Die Bauart der Dächer und sonstige rein architektonisch Merkmale interessieren hier nicht. Die Abhängigkeit von den Rohstoffen ist offensichtlich, in den ältesten Zeiten noch deutlicher als später, wo die ursprünglichen Rohstoffe z. T. knapp, z. T. durch fremde ersetzt wurden.

In den Waldländern herrschte ursprünglich durchaus das rechteckige bis quadratische Blockhaus. Wo genügend Stroh vorhanden war, also bei reichlichem Getreidebau wie in den gemäßigten Breiten erhob sich ein Strohdach, in stroharmen Gegenden — subpolare Breiten — traten Schindeln, Birkenrinde, Torfsoden, Heidesoden an dessen Stelle. Strohdächer sind steil, die anderen flach gebaut. So beherrschte denn ursprünglich der Blockhausbau Skandinavien, Finnland, Nord- und Mittelrußland und das nördliche Mitteleuropa.

In den Waldsteppen ändern sich die Bedingungen. Das Holz wird knapper. So nimmt man denn im südlichen Groß- und Weißrußland halbe Stämme, noch südlicher Bretter. In den Waldsteppen beginnt der Fachwerkbau, dessen Rahmenöffnungen mit Flechtwerk, Lehm und Häcksel ausgefüllt werden. Nach den Steppen zu müssen Stöcke, Flechtwerk und Lehm genügen, und schließlich hat man in den gehölzarmen Steppen reine Lehmwände. Diesen Übergang kann man in Rußland ausgezeichnet beobachten. Man darf wohl annehmen, daß er in ähnlicher Form einst auch in Deutschland bestand; vorgeschichtlich ist er ja auch erkennbar. Später hat sich der fränkische Fachwerkbau weit in das Waldland vorgeschoben und die Holzhäuser in die Waldgebirge gedrängt. Der romanische Stein- und Backsteinbau folgt dann in der Zeit der Handwerkskultur nach.

Daß in Löß-Steppenländern die leicht zu grabende, trockene Erde Veranlassung zu ausgedehnten Höhlenwohnungen gegeben hat, ist bereits früher erwähnt worden.

Betrachten wir nunmehr die Elemente, aus denen sich die Bauernhäuser und -gehöfte zusammensetzen. Wir finden fast alle Bestandteile bereits bei den Amurfischern und in Sibirien, und wenn wir uns daran erinnern, daß sich die Altasiaten augenscheinlich an der Zusammensetzung der Indogermanen stark beteiligt haben und von manchen Anthropologen geradezu als die Vorfahren der Indogermanen angesehen werden — Tolstoi hatte Ainotypus, wie auch sonst viele Russen — so darf man annehmen, daß die Übereinstimmungen nicht zufällig sind.

Bei den Giljaken und allen anderen primitiven Völkern hat jedes Haus die Bedeutung eines bestimmten Wohnraumes oder Wirtschaftsraumes. Höchstens treten einzelne Vorräume und Nebengelasse auf. Im Laufe der Entwicklung vereinigen sich die einzelnen Häuser zu zusammengesetzten Häusern, die aus mehreren Stuben, Ställen u. a. m. bestehen. Eine solche

Zusammenziehung der Häuser hat heute überall stattgefunden, war in diesem Umfang in der alten Pflugbauzeit aber wohl noch nicht vorhanden. Es würde sich darum handeln, in den heutigen, verwickelt gebauten Gehöften und Häusern die einzelnen Urhäuser wiederzufinden.

Das Winterhaus, d. h. ein Gebäude mit Heizvorrichtung, die gleichzeitig zum Kochen dient, ist überall nachweisbar, z. T. eingegraben, z. T. der Erde aufgesetzt, z. T. sogar erhöht. Letztere Bauart ist wohl nachträglich entstanden. Auch die innere Einrichtung stimmt mit der der Winterhäuser der primitiven Heimatskulturen überein. Der Boden ist nämlich vertieft gegenüber den Schlafbänken, die an den Wänden rund herumlaufen und gegenüber dem erhöhten Herd. Die Gründe für eine solche Einrichtung sind uns bekannt; über dem Fußboden sammelt sich die eisige Luft und zur Zeit der Schneeschmelze das Wasser an. Auf den Bänken ist es warm, unter dem Dach heiß. Die Wandbänke sind in der Form ganz ähnlicher Wandbänke oder erhöhter Schlafbühnen — pol und polati der Slawen — allenthalben nachweisbar. Im altgermanischen Haus war der „Golf" eingesenkt, das „Flet" erhöht. Auch hier kannte man die erhöhten Schlafstellen. Rauch- und Luftloch im Dach sind überall zu finden.

Der gedeckte Gang der bei den Amurfischern zum Schutz des Hauses gegen Wind und Kälte dient, tritt in stark verkürzter Form als Laube vor dem Wohnraum auf.

Das Winterhaus zerfällt nun in Mitteleuropa in zwei Abarten, in das Herdfeuerhaus und in das Rauchofenhaus. Die Ansicht über die Entstehung des letzteren haben wir kennen gelernt. Unter dem Einfluß der christlichen Kirche, die gegen das heilige Herdfeuer der Heiden zu Felde zog, wurde das Ofenhaus = Stube eingeführt. Dieses Ofenhaus hat nun das Herdhaus nicht einfach verdrängt, sondern Herd- und Ofenhaus sind miteinander in einem Gebäude vereinigt worden, blieben aber getrennt bestehen. Da ist es nun interessant zu sehen, wie sich bei Slawen und Germanen entsprechend dem verschiedenen Volkscharakter das heidnische Herdhaus gegenüber dem von der Kirche begünstigten Ofenhaus gehalten hat. Der Slawe ist unterwürfig, fügsam, und so hat er, den kirchlichen Wünschen entgegenkommend, mit großem Geschick den Ofen nicht nur zum Heizen benutzt, sondern auch zum Backen und Kochen eingerichtet. Es verschwand der Kessel über dem flackernden Herdfeuer, den die Kirche so haßte. In Töpfen wurde gekocht und gebacken, höchstens eine Plattform vor dem Ofen diente zum Kochen auf Kohlen im Sommer. Der Ofen blieb ein Rauchofen.

Das Herdhaus verschwand indes nicht ganz. Es wurde eine Abteilung der Ofenstube — der izba — ein durch Bretter abgetrennter Verschlag, in dem nur noch die obenerwähnte Plattform zum Kochen an das ehemalige Herdhaus erinnert. Dort lag auch das Heizloch für den Ofen. Der Verschlag — der tschulan der Russen — ist gleichzeitig der Aufenthaltsraum der Frauen, und an das ehemalige Herdhaus erinnern auch noch die über dem tschulan befindlichen Schlafbühnen, sodann aber ein unterirdischer Vorratsraum, der Rest der überdeckten Wohngrube.

Der Germane mit seinem störrischen Freiheitsdrang hat wohl den Ofen und die warme Stube übernommen, sich aber den Herd nicht rauben lassen. Neben die neue Ofenstube wurde die Küche mit dem Herd gelegt, aber nicht als Verschlag, wie der tschulan, sondern als besonderer Küchenraum. Diese Vereinigung Wand an Wand hat nun zu einer neuen Erfindung geführt, nämlich zur Erfindung des Hinterladerofens, der in der Wohnstube steht, aber von der Küche aus geheizt wird. Vermutlich unter romanischem Einfluß erfolgte später der Bau von Zimmerdecken zwischen Erd- und Obergeschoß, nebst Rauchfang und Schornstein.

Im niedersächsischen Haus erscheint die Ofenstube zunächst wie ein Kasten, der ganz unorganisch hineingestellt bzw. hinten angeklebt ist, und erst allmählich unter Ausbau anderer Wohn- und Schlafräume ein organischer Teil des Hauses wird. Die inneren Einrichtungen des ursprünglichen Winterhauses bleiben z. T. erhalten, so namentlich Schlafbänke rund herum an den Wänden, hohe Schlafbühnen, gleich den polati der Slawen, und in Süddeutschland bis in das Mittelalter hinein als Rest der Wohngrube ein unterirdisches Frauengemach — der Webekeller.

Das Sommerhaus der Giljaken finden wir in einer ganz ähnlichen Form in Skandinavien und Osteuropa. Der „Bur" der Skandinavier, der „Klet" der Russen ist ein zweistöckiger Bau, in dessen Obergeschoß man im Sommer schlief, und wo auch die Kleider und andere Güter aufbewahrt wurden. Daß man im Sommerhaus gerade die Kleider läßt, erklärt sich aus dem Ausfrieren des Ungeziefers im Winter. Unter dem Obergeschoß befindet sich das Untergeschoß mit Stall oder sonstigen Wirtschaftsräumen. Seine Entstehung durch Abschließen des Raumes zwischen den Pfählen des Pfahlrostes ist leicht verständlich. In Skandinavien bleiben die Burs als Einzelhäuser — oft, vielleicht sogar stets verbunden mit Speichern für Eßwaren u. a. m. — bestehen. In Groß-Rußland dagegen, namentlich in dem Stockhaus, sind sie mit dem Wohnhaus vereinigt, aber durch das Vorhaus —sseni — getrennt, als ursprünglich selbständige Häuser erkennbar. In Deutschland tritt der althochdeutsche Gaden als Sommerhaus weniger deutlich in Erscheinung. In Kleinrußland ist die „Komora" (= Kammer), die mit der Rauchstube zu dem sog. Niederhaus vereinigt ist, vermutlich das alte Sommerhaus. Sie steht aber auf ebener Erde, wie auch die Rauchstube, an der die ehemalige Wohngrube nicht mehr erkennbar ist.

Mit der Entwicklung des Feldbaus kommt es zu einer Vermehrung der Scheunen, Speicher und Ställe, die alle zusammen das Gehöft bilden. Die Art und Weise, wie sich die Wohn- und Wirtschaftsgebäude vereinigen, ist ganz verschieden, z. T. liegen alle Gebäude nebeneinander, in einem Haufen — Streubau Rhamms — oder sie ordnen sich zu einem Wohnhof und einem Wirtschaftshof — Schweden — oder sie umgeben alle einen Hofraum; die Gebäude sind aber, wenn auch aneinander gedrängt, baulich getrennt. Eine wichtige Form der Zusammenziehung ist der Vierkant in Dänemark. Dort sind alle Wirtschaftsgebäude auf drei Seiten zu einem Viereck unter einem Dach vereinigt. Auf der vierten Seite steht das Wohnhaus. Zwischen diesem und dem Wirtschaftshaus liegt auf jeder Seite ein Tor, das mit dem Wohnhaus und Wirtschaftshaus auch unter einem Dach steht. Das Einhaus oder Einheitshaus — bezeichnender vielleicht „Gehöfthaus" — ist ein einheitliches, aus Wohn- und Wirtschaftsräumen bestehendes Haus. Es findet sich bei den Friesen im Marschland, ferner im Schwarzwald und in den Nordalpen. In den steirisch-kärtner Alpen ist das Wohnhaus von einem geschlossenen Wirtschaftshaus getrennt, dem sog. Futterhaus.

Am einheitlichsten von allen Einhäusern oder Gehöfthäusern ist das niedersächsische Haus, ein einheitlicher Bau unter einem gewaltigen Dach mit mächtiger Diele. Die Ställe liegen rechts und links von dieser, darüber die Getreideböden, während im Hintergrund das Flet mit Herdküche und dahinter die Wohnstuben liegen. Es ist tatsächlich baulich ein einheitliches Gebäude mit drei Schiffen, die durch Holzständer gebildet werden.

Neben diesen Wohn- und Wirtschaftsgebäuden lassen sich im Bereich des nordischen Kulturkreises noch Gebäude mit bestimmten sozialen Aufgaben erkennen. Das erste ist das Saalhaus — der Salr (altnordisch); das zweite die jüngere Stofa = hirdstofa.

Das Saalhaus wird von Rhamm für ein Sippenhaus gehalten, gleich dem von Seebohm beschriebenen Waliser „Sippenhaus". Das würde bedeuten, daß das Saalhaus von den Familienmitgliedern eines Clans bewohnt worden sei. Allein der Name „Salr" zeigt m. E. bereits, daß wir darin nichts anderes zu sehen haben als ein Junggesellenhaus, in dem die „Saalgenossen = Gesellen" schliefen. Das zeigt auch die Einrichtung. Genau so wie das niedersächsische Bauernhaus bestand es aus einem Dach mit Wänden und zwei Säulenreihen. In dem Mittelschiff lag der heilige Herd, in den Seitenschiffen die Schlafstellen der „Gesellen". Der Mittelraum war der in die Erde eingegrabene „Golf", die Schlafstellen bildeten das erhabene Flet, das aber anscheinend mit dem Erdboden draußen identisch, also dessen Verlängerung in das Haus hinein war.

Als die Junggesellenorganisation verschwand und die politische Macht in die Hände der Fürsten und ihrer Mannen geriet, mußte sich das Saalhaus mit seinen Schlafstuben in einen Herrschersaal, eine Halle, verwandeln. Es verschwanden die Betten, und statt dessen baute man Sitzbühnen aus Stufen — pallr. Auch der Herd wurde wohl verlegt; als Schlafhaus diente aber fortan die Skali, die im wesentlichen die Gestalt des alten Saalhauses behielt. In ihr gab es eine besondere Schlafstelle für den Hausherrn — hvilugolf. Es ist interessant, daß unter dieser sich wieder einmal die alte Wohngrube einstellt, das jardhus = Erdhaus, das manchmal einen unterirdischen Gang ins Freie besaß — ein Hinweis auf das unruhige gefahrvolle Leben der damaligen Machthaber und die veränderte Verwendung eines uralten Bauelementes.

Die Bauart des Saalhauses bzw. der Skali ist augenscheinlich im Grunde genommen die der Winterhäuser uralter Zeiten. Der Golf ist der eingegrabene Teil, kalt und naß; den erhöhten Wandbänken entsprechen die erhöhten Seitenschiffe, und lediglich die Größe, die wiederum die Säulen notwendig macht, unterscheidet das alte Saalhaus von den primitiven Winterjurten sibirischer Heimatskulturen der Gegenwart. Die großen Bauten der Junggesellenhäuser der Südsee sind ja auch lediglich vergrößerte, infolge der Vergrößerung aber baulich veränderte Wohnhütten.

Nun ist es belangreich zu sehen, daß die hallenartigen Bauten der altgermanischen Heldenzeit in späterer Zeit Bauernhäusern als Vorbild gedient haben, wie das Rhamm ausgeführt hat. Die Skali mit ihren Bettstätten in den Seitenschiffen wird zur mittelalterlichen Setstofa der skandinavischen Bauern, das Saalhaus aber hat genau das gleiche Gerüst wie das niedersächsische Bauernhaus. An die Stelle der Lagerstätten sind indes die Ställe getreten, die Däle (= dal = niedrig, tiefer gelegen) wäre der Golf, das Flet aber der Rest der Querwandbank. Neu wäre der Getreideboden über den Ställen auf jeder Seite der Däle.

Nachdem wir so einen Überblick gewonnen haben, über die Entwicklung der Bauernhäuser, die ja der Hauptsache nach auf die Siedlungen der ersten Pflugbauzeit zurückgehen, wollen wir den Einfluß der Landschaft einmal ins Auge fassen. Diesen zu erkennen, ist nicht immer leicht; Irrtümer können sich einschleichen. Denn einmal hängen viele Einzelheiten, namentlich in der Formengebung und Anordnung, von der Neigung einzelner sowie von Stammesüberlieferungen ab, sodann aber machen sich Rohmaterial oder architektonische Bauweisen nicht selten grundlegend bemerkbar. Indes ist der Einfluß der Landschaft in manchem doch entscheidend. In gewissen Gebieten ist eben eine bestimmte Bauweise praktisch, zumal wenn auch noch bestimmte Rohstoffe hinzukommen. Z. T. aus diesem Grunde, z. T. weil Häuser nicht zu transportieren sind, erklärt sich wohl der Umstand, den besonders Lauffer betont, daß während der Völkerwanderung, und

auch sonst wohl bei einfachen Kulturen, zwar die Stämme wandern, nicht aber das Haus. Die Einwanderer beziehen die alten Gehöfte, denn diese sind einerseits an die Landschaft angepaßt, andererseits sind die Unterworfenen, die die Hauptlasten des Wirtschaftslebens zu tragen haben, gewohnt in den vorliegenden Höfen zu leben und bauen nach ihrer Gewohnheit auch ihren Herren solche. Höchstens gewisse Herrensitze und Fürstenhallen mögen die Herren nach eigenem Geschmack und Wunsch haben bauen lassen. So ist z. B. das Saalhaus der Germanen bei den Warägern in Kijew anfangs vorhanden, verschwindet aber mit der Slawisierung.

Das Wandern der Stämme ohne Mitnahme des Hauses (cfr. S 77 Anm.) ist noch leichter verständlich, wenn die Annahme richtig ist, daß eine germanische Herrenschicht über slawisch-keltischen Unterworfenen saß, und daß erstere wanderte, letztere aber mindestens teilweise zurückblieb.

Sehen wir von den Rohstoffen ab, die bereits besprochen wurden, so hat einmal das Klima entscheidenden Einfluß. Im Verlauf der Darstellung mußte auf die wichtigsten Punkte schon eingegangen werden, nämlich auf den Gegensatz der Jahreszeiten, der zu einem Wohnungswechsel zwingt, auf die Notwendigkeit zu heizen, auf das Eingraben wegen Kälte und Wind. Wichtig ist auch die Schneeschmelze. Folgender Gesichtspunkt muß aber noch erwähnt werden, die Einwirkung des nassen unbeständigen Klimas auf die Gehöftanlage und auf das Trocknen des Getreides.

Das Zusammenfassen aller Hofgebäude unter einem Dach scheint mindestens teilweise durch überwiegend nasses, stürmisches Regenwetter mit aufgeweichtem Boden bewirkt zu werden. Es muß auffallen, daß in dem winterkalten Mittelschweden mit ausdauernder Schneedecke, aber doch nicht übermäßiger Kälte der Streubau vorherrscht. In SW-Schweden und Dänemark schließen sich die Häuser zum Vierkant zusammen, in NW-Deutschland aber, mit seinem ewig nassen, stürmischen Winterwetter entsteht das friesische Gehöfthaus, das Rhamm von dem skandinavischen Streubau ableitet. Auch in dem nassen, milderen Klima Norwegens entwickelt sich das Gehöfthaus aus dem Streubau. NW-Deutschland aber ist die Heimat des bezeichnendsten Einhauses Europas, des niedersächsischen. Die Beziehungen sind leicht verständlich. Im Sturm und Regen und auf aufgeweichtem Boden geht niemand gern über den Hof oder aufs Feld. Wenn man es einrichten kann, Stall und Scheune trockenen Fußes zu erreichen, so tut man es. In dem so sehr viel trockeneren Mittel- und Süddeutschland begnügt man sich damit, den Hauptviehstall mit dem Wohnhaus zu verschmelzen — fränkische Hofanlagen. Sobald man aber ins Gebirge kommt, ja schon in dessen Vorland, beginnt mit dem Steigen der Niederschläge, der Bewölkung und Kälte wieder das Gehöfthaus der Alemannen und Bajuwaren. In den steirisch-kärtner Alpen, wo die Niederschläge geringer sind, baut man ein Wirtschaftshaus neben dem Wohnhaus. Man wird wohl kaum fehlgehen, wenn man annimmt, daß der Mensch seinen Wohn- und Schlafraum, wenn irgend möglich, d. h. wenn das Klima es erlaubt, in einiger Entfernung vom Vieh hält. In dem günstigen Klima der Steppen- und Waldsteppenländer bestehen durchaus die Gehöfte aus Einzelhäusern. In Kleinrußland liegt der Giebel in WO-Richtung und die Fenster und Türen gehen nach Süden wegen der Sonnenwärme. In Skandinavien hatten die Hallen dieselbe Richtung und der Fürstensitz blickte nach Süden.

In Großrußland mit dem zwar strengen, aber gleichmäßig kalten Winter, wo nur während der kurzen Zeit der Schneeschmelze der Boden aufgeweicht ist, gibt es sowohl Gehöfthäuser mit Ställen als auch Wohnhäuser mit Wirtschaftsgebäuden im Hof. Nach Rhamm ist das Gehöft für den Russen

bezeichnend, während das Gehöfthaus, der Stockdvor (dvor = Hof) auf einen aus Skandinavien ausgewanderten, germanischen, später slawisierten Stamm zurückzuführen sei. Das Gebiet des Stockdvors liegt östlich der Linie Ladogasee — Waldaihöhe; Jaroslaw und z. T. Kostroma bezeichnen die Südgrenze.

Das nasse Klima im Herbst und Winter zwingt ferner zur Dörrwirtschaft, d. h. zu besonderen Maßnahmen, um das Getreide zu trocknen. In dem winterkalten Skandinavien und Großrußland, die einen nur kurzen nassen Herbst haben, sind Dörrhäuser im Gebrauch. Diese bestehen in Skandinavien — einst wohl auch in Mittel- und Westdeutschland — aus einem Haus mit einem Badeofen. Dieser Badeofen, der aus dem offenen Herdfeuer entstanden sein dürfte, war in seiner einfachsten Form ein Gewölbe aus losen Feldsteinen, in dessen Hohlraum ein Feuer angemacht wurde. Um zu baden, begoß man die heißen Steine mit Wasser; heißer Dampf erfüllte den Raum. Um das Getreide zu dörren, wird im Badhaus einfach ein Feuer angezündet. In Nord- und Mittelrußland benutzt man dazu eine Grube, in der das Feuer brennt, und die mit losen Balken gedeckt ist; auf dem Balken liegen die Garben. Bei solcher Dörrwirtschaft, die nach Rhamms Ansicht aus Deutschland nach Osteuropa gelangt ist, wird im Laufe des Winters nacheinander das Getreide gedörrt und dann sogleich auf der Diele ausgedroschen.

Wesentlich anders ist der Betrieb in den deutschen Gehöfthäusern, in denen das Getreide in einer Scheune liegt, die von dem Herdrauch durchzogen wird. In dem niedersächsischen Bauernhaus, in dem alemannischen und bajuwarischen Gehöfthaus durchdringt der Rauch die ganzen Scheuer, schwärzt die Balken, schützt sie gegen Feuerfangen, und gleichzeitig windet er sich durch die lagernden Garben. Dadurch werden die Ähren getrocknet; die geräucherten Körner aber werden von Schädlingen nicht gern gefressen. Im bajuwarischen Haus besteht sogar eine besondere Vorrichtung, die Garben so aufzustellen, daß der Rauch überall eindringen muß. Daher spricht man dort geradezu von einem Rauchboden. Es ist schon wiederholt, so z. B. von Lauffer, der Gedanke ausgesprochen worden, daß bei der Entwicklung des Einhauses die Absicht, das Getreide zu räuchern, eine wichtige Rolle gespielt habe.

In den verhältnismäßig feuchten Ostseeprovinzen haben die Esten und Letten eine Form der Dörrwirtschaft, die zwischen der russisch-skandinavischen und der im deutschen Gehöfthaus üblichen steht. Das niedersächsische Haus ist im Mittelalter nach den Ostseeprovinzen gelangt; die „Rige" ist nach Rhamm ein übertragenes niedersächsisches Haus. Allein die hohe luftige Rige ist lediglich eine Scheune, in der mit Hilfe einer Darre das Getreide im Herbst auf einmal getrocknet wird. Während dieser Tage entwickelt sich in der Rige ein sehr lustiges, bewegtes Treiben. Im Winter wird dann allmählich gedroschen.

Ganz anders liegen die Bedingungen in den trockenen Waldsteppen und Steppen. Auf dem Felde wird das Getreide — z. T. mit Hilfe tretender Ochsen — gedroschen oder man bewahrt die Ähren in Gruben auf, da der Boden so trocken ist, daß sie sich lange halten. Auch schüttet man sie wohl — so bei den Tataren — auf eine Balkenunterlage und deckt sie zu. In solchen Fällen wird dann auch in den Steppenländern im Laufe des Winters allmählich alles ausgedroschen.

Die Oberflächenformen haben im Gebirge gewöhnlich einen recht deutlichen Einfluß auf Bau und Anlage der Gehöfte. Einmal zwingt die Natur dort, wo Ebenheiten nur in beschränktem Umfang vorkommen, den Menschen zum Zusammendrängen der Gebäude und unter Umständen

zur Entwicklung eines Gehöfthauses. Ferner legt man den First parallel zur Isohypse der Böschung, und damit ist man dann gezwungen, auch die Türen auf die Langseite zu legen. Rhamm gibt aus Tirol schlagende Beispiele für solche Verlegung des Tores und damit der Tenne von der Quer- auf die Langseite; die ursprünglich parallel zum First liegende Tenne nimmt dann eine Querlage ein. Sodann ist eine allbekannte Erscheinung die Entwicklung eines Untergeschosses auf steilem Abhang und damit die Entwicklung einer Hochtenne, in die man von der Bergseite aus auf einer Brücke mit dem Erntewagen hineinfahren kann. Beim Schwarzwaldhaus z. B. ist das der Fall.

Außer dem Einfluß des Klimas läßt sich der der Bewässerung in manchen Fällen deutlich erkennen. Die vorgeschichtlichen Pfahlbauten in den Seen, z. T. der Schweiz, sind wohl weniger aus der Wirtschaft als aus politischen Verhältnissen heraus zu erklären. Anders steht es bei Pfahlbauten in sumpfigen Gebieten, z. B. im Überschwemmungsgebiet der Flüsse. Dort zwingt die Bodennässe zum Pfahlbau. In den osteuropäischen Waldländern, wo die Häuser meist heute noch auf Pfählen stehen, wie auch in den Monsunwäldern dürfte die Schneeschmelze eine ausschlaggebende Rolle spielen bzw. gespielt haben.

Ganz besonders eigenartige Verhältnisse fand der Mensch in den Nordseemarschen vor. Regte das nasse Klima bereits zu der Umwandlung des Gehöftes in ein Gehöfthaus an, so zwang die Natur des Landes den Bauern, der auf den Uferwällen, Inseln und Wurten festen Fuß faßte, geradezu zu einer solchen Entwicklung; Nur eng war der zur Verfügung stehende Raum; man mußte also möglichst alles unter ein Dach bringen. Umbrüllte aber die Sturmflut das Haus, schlugen die Sturzwellen gegen die Wände, dann mußte das Dachgerüst die letzte Rettung sein. Demnach war man gezwungen, die Haupttragbalken sehr tief in die Erde zu graben, bzw. es wurde um das Traggerüst die Wurt aufgeschüttet. Damit man aber mit seiner Familie und seinem Vieh unter dem Dach eine Zuflucht fand, war die Anlage eines Oberbodens geradezu vorgezeichnet. Vermutlich ist das friesische Haus durch die Wurtsiedlungen erheblich beeinflußt worden.

Flüsse bestimmen in hohem Maße die Form der Dörfer. An den Ufern entstehen gern Zeilendörfer, deren Gehöfte gegen den Fluß gerichtet sind, der als Fahrstraße dient. In den Steppen findet man alle großen Orte in Tälern am Rande der Überschwemmungsflächen, namentlich an Prallhängen, die eine dauernde Benutzung des Flusses als Schiffahrtsweg gestatten. Ganz besonders bezeichnend ist die Lage der Dörfer in Kleinrußland im Bereich der Steppen und Waldsteppen. Die älteren Dörfer liegen alle in den tiefen Regenschluchten, wo man gegen die Stürme geschützt ist. Da ist es während des Winters im Sonnenschein warm, im Sommer freilich heiß genug. Die Lage in den Schluchten, der Schutz vor Stürmen und Staub hat möglicherweise zur Folge gehabt, daß die Häuser der Kleinrussen von der Wohngrube keine Andeutung mehr besitzen. Sie brauchten eben nicht Schutz vor Wind und Staub, während sich im Donaugebiet, auf deutschem Boden, die Webekeller, die genügend Schutz für die Gewebe boten, bis weit ins Mittelalter hinein gehalten haben.

Das örtliche Auftreten der Wasserplätze veranlaßt in den Steppen außerhalb der Flußtäler nicht nur eine zerstreute Lage der Siedlungen, sondern bedingt z. T. wohl auch die Größe der kleinrussischen Dörfer. Diese wird außerdem freilich durch die große Ertragsfähigkeit des Bodens und die politische Unsicherheit der früheren Zeit erklärt.

Der Einfluß der Pflanzendecke kommt in den Steppen höchstens darin zum Ausdruck, daß man sich in der Nähe von Gehölzen, wo sich wohl

auch gerade Wasser fand, mit Vorliebe niederließ. Im dichten Wald veranlaßt das Dickicht die Entwicklung eines Straßendorfes zu beiden Seiten der Waldstraße. In Großrußland sind diese Beziehungen deutlich. Wenn aber in dem Übergangsgebiet zwischen Waldland und Steppe im südlichen Großrußland die Häuser des Straßendorfes so dicht nebeneinander stehen, daß sich die Strohdächer nicht nur berühren, sondern auch untereinander verflochten sind, so daß man viele Kilometer weit zwischen zwei Dachreihen fährt, so sind wohl kaum landschaftliche Ursachen hierfür zu finden. Es ist vielmehr die Furcht vor dem „roten Hahn", d. h. vor der Rachsucht böswilliger Nachbarn die Ursache. Bei Brandstiftung brennt eben das ganze Dorf ab. Brände haben früher in Großrußland ungeheuren Schaden angerichtet. Seit Jahrzehnten hat die Regierung deshalb solche Bauart verboten; sie existiert vielleicht nicht mehr.

Die aus Stämmen und Brettern gebauten Häuser der Waldländer haben noch eine landschaftskundlich wichtige Eigentümlichkeit: sie lassen sich nämlich leicht auseinandernehmen und auf Wagen verfrachten; die einzelnen Stücke sind numeriert. So konnte man denn in Großrußland früher wenigstens Häuser auf dem Transport sehen, und daß es im mittelalterlichen Deutschland nicht anders war, geht aus frühmittelalterlichen Gesetzen hervor, nach denen die Häuser zur beweglichen Habe rechneten!

Der Verkehr.

In den winterkalten binnenländischen Nadelwaldländern mit ihrer Schneedecke, mit ihren so ausgedehnten und zahlreichen Mooren, Waldsümpfen, Seen, mit dem Eisgang der Flüsse ist der Einfluß auf den Verkehr so klar und deutlich, daß immer schon mit allem Nachdruck seine Abhängigkeit von der Landschaft betont worden ist.

Der Verkehr in diesen winterkalten Nadelwaldländern ist in ganz bestimmter Weise geregelt. Im Sommer sind die Flüsse die Hauptverkehrsstraßen. Namentlich das Frühlingshochwasser zur Zeit der Schneeschmelze wird benutzt; viel weniger kommen sommerliche Gewitterhochwasser in Betracht. Im Herbst werden die Landwege für einige Zeit fast ungangbar, und bis zur Eisbedeckung der Flüsse und Sümpfe ist von Verkehr wenig die Rede. Im Winter gestattet dann die Eisdecke der Seen, Flüsse, Sümpfe und auf dem Lande die Schneedecke einen lebhaften Frachtverkehr. Dann werden die Kornvorräte nach den Märkten und Handelsstädten gebracht. In wenigen Monaten muß alles erledigt sein. Tauwetter kann, z. B. in den Ostseeprovinzen, wirtschaftlich katastrophal wirken, und namentlich muß der Schneefall ausreichen, die Wege zu bedecken, die in den Ostseeprovinzen z. B. überhöhte Dämme sind. „Sind die Wege noch kahl?" fragt man dort besorgt im Frühwinter. Die Schneeschmelze schaltet eigentlich jeden Verkehr aus. Deshalb benutzt man solange als möglich die Eisdecke der Seen und Flüsse, und wie im subpolaren Kanada reist man auf ihr im Frühling trotz des Wassers, das das Eis bedecken mag. Der Eisgang macht zunächst selbst ein Übersetzen für Tage und Wochen unmöglich; dann aber beginnt auf dem Hochwasser der Flüsse die Hauptverkehrszeit zu Schiff. Dann ist die Zeit der Messen, z. B. in Nischni-Nowgorod.

In Gebieten, die in der Diluvialzeit glazial ausgeräumt worden sind — Skandinavien und Finnland — sind die Verkehrsverhältnisse wegen der Schnellen, Fälle, Felsenriffe, wegen der Seen und Inselfluren in mancher Hinsicht anders als in dem glazial aufgeschütteten russischen Flachland, das kaum Schnellen kennt, und dessen Flüsse fast bis zur Quelle schiffbar sind. Deshalb gibt es hier so zahlreiche Tragplätze für die Boote zwischen verschiedenen Stromsystemen.

In den Waldsteppen und weiterhin in den Steppen sind die Verhältnisse ähnlich. Auch dort wird der Boden zur Zeit der Schneeschmelze aufgeweicht; Schlammströme, Rutschungen, Schmutzbäche unterbrechen den Weg. Auch dort ist das Frühlingshochwasser für den Verkehr wichtig; allein weit mehr als im Waldland schrumpft der Fluß im Sommer ein, und der Gegensatz zwischen dem „Sommerufer" und dem „Winterufer" ist bedeutend, d. h. es besteht zwischen beiden ein breites, mit Schilfsumpf und Wiesen bedecktes Überschwemmungsgebiet. Demnach können selbst große Ströme wie der Don als Schiffahrtsstraßen im Sommer versagen, zumal in Kleinrußland die als Last empfundenen Mistmassen, in die Regenschluchten gestürzt und in die großen Flüsse geschwemmt, diese verstopfen. Die Schneemassen können im Winter in den Steppen und Waldsteppen recht unangenehme Hindernisse bilden. Der Schnee wird von den Stürmen in den tiefen Schluchten angehäuft, und Menschen, Reiter, Wagen können in den Schneewehen versinken.

In den westasiatischen Birkensteppen, wo undurchlässiger Ton dem Wasser das Eindringen verbietet, ist das Aufweichen des Bodens, ist die Sumpf- und Seenbildung ganz besonders schlimm. In manchen Zeiten werden die Wagenwege so gut wie unpassierbar. Im großen Ganzen muß man aber sagen, daß die Steppen namentlich für Reitervölker leicht zu durchreisen sind; sie sind Verkehrsgebiete ersten Ranges.

In den gemäßigten Misehwald- und Laubwaldländern herrschen viel weniger ausgesprochene Verhältnisse. Im Winter unterbricht Tauwetter umso häufiger die Winterkälte, je mehr man nach Westen und Süden kommt. Die Eisdecke der Gewässer, die Schneedecke wird immer unsicherer, und in Westeuropa sind Frost, Eis- und Schneedecke mehr Ausnahme als Regel. Damit fällt aber der Winter als Hauptzeit des Frachtverkehrs fort, und auch das Frühlingshochwasser hat nicht die Bedeutung wie in den binnenländischen Nadelwaldländern. Der Verkehr wird im Winter erschwert oder begünstigt, je nachdem Tau- oder Frostwetter herrscht, und der Sommer ist entschieden die beste Reisezeit, wenigstens heutzutage, wo die Sümpfe, namentlich im Verlauf der Flüsse, ausgetrocknet und deren Überschwemmungssohlen durch Eindeichung vor Überflutung geschützt sind. Wohl verstanden, wir müssen immer an die Zeiten vor dem Bau der Chausseen denken; denn die Herbstregen und die Schneeschmelze bzw. Winter- und Frühlingsregen machen nur die Landwege ungangbar; Chausseebau verändert die natürlichen Bedingungen gänzlich.

Die Verkehrsmittel richten sich deutlich nach der Natur der Landschaften, selbstverständlich aber nur vor der Zeit der Maschinenkultur. In den Waldsteppen und Steppen entstand wohl, wie wir gesehen haben, der Wagen. Er war ursprünglich eine zweirädrige Karre aus Holz mit zwei Holzscheiben ohne Speichen als Räder. Dort zähmte man auch das Pferd und erlernte das Reiten. Damit war die Möglichkeit zur Bewältigung großer Lasten und langer Wege gegeben. Wann Wagen und Pferd in die Waldländer eingedrungen sind, ist nicht bekannt; vermutlich spät und langsam. Dagegen boten die Heiden der Nordseeküstenländer einen Weg, auf dem der Wagen nebst dem Pferd und Pflug wohl früh ins Baltische Festungsgebiet gelangte. Demnach haben sich diese neuen Verkehrsmittel vielleicht von zwei Seiten aus die gemäßigten Waldländer erobert, aus N von dem baltischen Gebiet her wie auch aus S. In diesen war das Boot ursprünglich das gegebene Verkehrsmittel im Sommer, im Winter aber vielleicht der Handschlitten, später der Hundeschlitten und der Schneeschuh, den die Finnen noch im Mittelalter besaßen. Im Sommer aber diente die Schleife — nicht der

Wagen — zur Beförderung der Lasten. Das Material war Holz, zum Binden dienten Lederriemen und Bast.

Der Schiffsverkehr fand im Einbaum statt; er lebt noch auf den oberbayrischen Seen. Bisher fand ich nirgends das Birkenrindenboot erwähnt. Wohl aber gab es in Skandinavien Fellboote — Keip, Keipull, Rudkeip — die aus Rutengeflecht mit Lederüberzug bestanden. Die gleichen Fellboote hatten die Sachsen im 7. Jahrhundert und in Nordirland sollen sie noch heute vorkommen. Die Tagbanda waren Kähne ohne Nägel und Klammern, nur durch Zweige — Tâgir, holländisch takken — zusammengebunden.

Auf die weitere Entwicklung der Ruder- und Segelboote einzugehen, würde wohl zu weit führen. Nur auf einen Punkt sei hingewiesen, daß in unseren Landseen Boote mit flachen Boden zweckmäßig sind, weil man mit diesen leicht auf dem Sandstrand auflaufen kann, Sturm und Wellen aber dort keinen Kiel erforderlich machen.

Die Verkehrswege sind in den Waldländern außer an die Eisdecke und die Wasserläufe vor allem an die Sümpfe und Moore angepaßt. Große Umwege machen ihretwegen die ausgehauenen, einfachen Landwege, und wo Sumpfwald und Moore gekreuzt werden müssen, hat man Knüppeldämme gebaut. In Mittelrußland gab es auch mit Holz gepflasterte Straßen. Im Wald sind die Wege eng, und sie bleiben es auch dort, wo der Boden einen hohen Wert hat, wie im Gebiet fruchtbarer Braunerden. Dagegen gibt es auf wertlosem Sandboden, z. B. in Kiefernheiden und im Bereich des Podsols, breite Wege, die sogar Hunderte von Metern Durchmesser haben und dem Vieh als Weide dienen, das nach den großen Städten getrieben wird.

Der stoffliche Kulturbesitz.

Eine ausführliche Darstellung des stofflichen Kulturbesitzes und seiner Entwicklung kann natürlich nicht die Aufgabe dieses Abschnittes sein, vielmehr kann es sich nur um einen kurzen Hinweis auf das aus dem Lande stammende Rohmaterial handeln, das verarbeitet worden ist, bzw. noch verarbeitet wird. Waldländer und Steppen stehen sich schroff gegenüber, Waldsteppen bilden den Übergang.

Das wichtigste Material der Waldländer ist das Holz, aus dem die ursprünglichen Heimatskulturen Becher, Schalen, Tröge usw. herstellten. Dazu kommen Tongefäße, die nirgends fehlen, wo Feldbau getrieben wird. Der Hausbau richtete sich nach der Art der Baumstämme. Sodann spielte die Baumrinde eine große Rolle. Mit Baumrinde deckte man die Dächer und wohl auch die Hauswände. Aus Baumrinde verfertigte man Kinderwiegen, und nach Pomponius Mela hatten die alten Germanen sogar Birkenrindenkleider. Da ist es wahrscheinlich, daß sie auch Birkenrindenboote hatten. Der Bast der Bäume war auch nicht unwichtig, einmal als Bandmaterial, sodann zur Herstellung von Schuhen, zum Flechten von Matten, Körben usw. Das Horn verwandte man zur Herstellung von Löffeln und Bogen. Die Jagdtiere lieferten Felle und Leder zur Kleidung und für Bandmaterial, d. h. für Riemen. Die Schafwolle aber wurde zum Weben benutzt; man stellte Tücher, Decken, Mäntel, Hosen, Röcke daraus her. Auch aus den Fasern der wilden Brennessel — es ist freilich fraglich, ob sie überhaupt benutzt worden ist —, aus Lindenbast, aus dem kultivierten Hanf und Flachs hat man Gewebe verschiedener Art hergestellt. Zum Färben dienten mancherlei Pflanzen, z. B. der Waid zum Blaufärben. Als Zufallsform von großer Bedeutung ist im Bereich der Ostseeländer der Bernstein zu nennen, aus dem namentlich Schmuck und Amulette hergestellt wurden.

In den Waldsteppen sind geradeso wie in den Waldländern Ton, Holz, Felle, Leder, Wolle, Hanf, Flachs verwendet worden. Dazu kommen

aber mancherlei Eigenarten. Es fällt der starke Gebrauch von Gras, Schilf und Rohr zu Flechtarbeiten auf. Kornkörbe, Schalen, Matten und Decken wurden geflochten, und auch die Rohrflöte sowie der Dudelsack wären als heimische Instrumente zu nennen. Namentlich wird aber der über die freien Flächen wehende Wind ausgenutzt durch Windmühlen, die in Kleinrußland in großer Zahl bei jedem Dorf, und zwar oben auf der Steppenfläche am Rand der Schlucht stehen, in der das Dorf liegt. Da man nun wenig Holz zur Verfügung hat und die Steppenwinde eine große Gewalt besitzen, so baut man, statt einiger großer, zahlreiche kleine Mühlen. In den noch holzärmeren und noch windstärkeren Steppen Südrußlands, bei den Tataren, sind sie noch kleiner, nämlich nur mannshoch. Neben den Windmühlen hat man auch, entsprechend dem Reichtum an Pferden, Mühlen, die von diesen Tieren getrieben werden. Merkwürdigerweise liegen jene in einer Erdgrube. Vielleicht schützt man so das Mehl vor dem Staub. Vielleicht hindern Wind und Staub auch die Webearbeiten in Zelten und primitiven Hütten ebenso wie das Getreidemahlen. Jedenfalls tritt in den Steppen ein Wechsel in der Herstellung der Gewebe ein. Statt der Gewebe aus Hanf, Flachs, Bast wird Filz hergestellt. Auf eine Strohmatte wird etwa einen Fuß hoch Schafwolle gehäuft; dann rollt man die Matte mitsamt der Wolle zusammen und walkt sie durch Knien, Treten, Drücken mit den Armen und dem Oberkörper zusammen, bis eine Filzdecke entstanden ist. Holzgeräte erfahren in den Steppen naturgemäß eine starke Einschränkung.

Handel und Gewerbe.

Die Kulturgeräte, die sich die Heimatskulturen angefertigt haben, lassen bereits einen Schluß auf die Gewerbe zu, die ihrerseits durch das Vorhandensein von Rohstoffen im Verein mit der Kulturstufe bedingt wurden, also Holztechnik mit Schnitzen und Drechseln, Weberei, Flechterei, Töpferei u. a. m. Auf einige Besonderheiten der Waldländer sei noch hingewiesen, nämlich auf das Kohlenbrennen, auf die Herstellung von Kienruß und Birkenteer, und von Pottasche für die Seifenbereitung. Der Reichtum an Sumpferzen hat zur Eisengewinnung und zum Emporblühen der Schmiedekunst beigetragen. Torfgewinnung, Ziegelbrennen, Steinbruchbetrieb wären auch zu nennen. Das Gewerbe der Frachtfahrer und Schiffer lehnt sich an das Vorhandensein von Wasserstraßen bzw. an die Notwendigkeit an, weite Landstrecken zu überwinden. Vor allem aber sei auf den Unterschied zwischen der Wirkung des Klimas und der Jahreszeiten in den Mischwaldländern und den binnenländischen Nadelwaldländern hingewiesen. Der lange Winterabend ist ein mächtiger Ansporn zur Entwicklung der Hausindustrie. Im Winter ruht die Feldarbeit ganz — 8 Monate lang in Rußland — und da liegt es nahe, sich anderweitig zu beschäftigen. Die Folge davon ist, daß gerade in den binnenländischen Nadelwäldern das Hausgewerbe eine große Rolle spielt.

Die Abhängigkeit des Handels von den Rohstoffen liegt so klar auf der Hand, daß man nur kurz darauf hinzuweisen braucht. Für den Binnenhandel ist der Austausch von Lebensmitteln, Handwerkswaren usw. bezeichnend, dagegen kommen für den Außenhandel gewisse, anderen Ländern fehlende Rohstoffe in Frage, wie Pelzwerk, Wachs, Borsten, Gänsedaunen. In Altgermanien spielte auch blondes Frauenhaar und namentlich die Zufallsform des Bernsteins eine Rolle.

Die Abhängigkeit des Handels von den Jahreszeiten ist in den binnenländischen Nadelwaldländern eine der auffallendsten Erscheinungen. Das Frühlingshochwasser veranlaßt einen wahren Karawanenhandel auf den

üssen Rußlands; dann werden große Jahrmärkte und Messen abgehalten. nn aber der Frost im Herbst die Wege gangbar macht, beginnt sich der andel kräftig zu regen, auch wieder in der Form der Jahrmärkte. Zeiten wird es nicht anders gewesen sein.

ánders im alten Germanien und später im mittelalterlichen l. Das Klima schreibt bei uns keineswegs bestimmte Verkehrs- emnach wurden die religiösen Feste für die Märkte maßgebend, ermanien namentlich das Fest der Sommer- und Wintersonnenwende.

In den Waldsteppenländern sind die Verhältnisse für eine Entwicklung der Gewerbe viel weniger günstig. Es fehlt an geeigneten Rohstoffen, falls nicht Zufallsformen auftreten. Auch hat man nicht so viel überflüssige Zeit wie in den kälteren Waldländern. Im Sommer nimmt die Landwirtschaft den Bauern genügend in Anspruch. Die Winter sind kürzer, das Reisen wegen der Schneestürme und des Fehlens der Schneedecke aber nicht angenehm. So ist es wohl zu erklären, daß sich in Kleinrußland, im Gegensatz zu Großrußland, das Gewerbe weniger entwickelt hat.

Soziale und staatliche Verhältnisse.

Während der primitiven Pflugbauzeit hängen die sozialen Verhältnisse in den Waldländern wesentlich von der Beschäftigung der Menschen ab. Ein Adel von Jägern und Hirten, ein Stand von Pflugbauern, Hörigen und Sklaven, die teils Kriegssklaven, teils Schuldsklaven, teils geborene Sklaven waren, lassen sich allenthalben nachweisen. Wo der Fischfang eine große Rolle spielte, stellte sich oft auch ein neuer sozialer Stand ein, der der Fischer. Die soziale Schichtung war also die gleiche wie in den heutigen Subpolarwaldländern mit Heimatskulturen. Eingedrungene Händler höher stehender Kulturvölker mögen auch damals mancherlei zersetzende Einflüsse ausgeübt haben.

In staatlicher Hinsicht bestanden die gleichen einfachen Verhältnisse wie heute noch in den Subpolarwäldern. Die Stammesstaaten waren wohl der Gipfel der Entwicklung. Ähnlich wie heutzutage in den Subpolarwäldern haben wohl auch einst im Bereich der gemäßigten Waldländer einzelne Völker mit einheitlicher Sprache weite Gebiete bewohnt und zwar in geringer Volkszahl, aber doch dichter als in den Subpolarwaldländern.

Körperliche Entwicklung.

Verschiedene Rassen sind während des Altalluviums und früher schon in Europa durcheinander gewirbelt worden. Die verschiedensten Mischungen sind eingetreten, und es ist daher beim besten Willen nicht möglich anzugeben, welche Eigenschaften vor der Einwanderung in ganz anderen Gebieten erworben wurden und welche nach der Einwanderung unter Anpassung an die Landschaft entstanden sind. Große und kleine Rassen, Lang- und Kurzköpfe, Blonde und Braune, alles kommt durcheinander vor. Manchmal besteht anscheinend die Herrschaft einer Rasse über Unterworfenen, allein selten ist eine Abhängigkeit von der Landschaft deutlich. Das blonde Haar soll eine Anpassung an das kalte Klima der Diluvialzeit sein; warum gibt es aber in Amerika und Nordasien keine blonden weißen Völker?

Alles, was bezüglich der Einwirkung der Waldländer auf die heutigen Jäger, Sammler und Fischer festgestellt worden ist, hat wohl auch für die Zeiten Geltung gehabt, als jene Wirtschaftsformen bei uns herrschten. Regelmäßige Hungersnot im Frühjahr und körperliche Schwächung wird man also annehmen müssen. Die Hackbauern werden etwas besser daran gewesen sein, allein in unserem Klima leistet diese Wirtschaftsform wenig.

Im Winter fällt sie ja ganz aus. So wird sie nicht erheblich die Daseinsbedingungen verbessert haben. Erst der Pflugbau mit der Bestellung großer Flächen konnte Wandel schaffen.

Hier sei noch auf ein Problem hingewiesen: warum gerade die Germanen sich körperlich so ausgezeichnet entwickelt haben. Es wäre ja denkbar, daß die mächtige Körperentwicklung, die in allen alten Berichten hervorgehoben wird und auch den Deutschen während des Mittelalters an den Normannen auffiel, doch eine Folge der Verhältnisse im Baltischen Festungsgebiet gewesen ist.

Daß unter allen Umständen eine rauhe Auswahl im Kampf ums Dasein dort stattgefunden hat, ist sicher, und wir wissen auch, daß diese Auswahl noch künstlich verschärft worden ist, weil man schwächliche Kinder nicht aufzog. Allein solche rücksichtslose Auswahl im Kampf ums Dasein hat bei allen Völkern früher stattgefunden; es muß also noch ein besonderer Umstand hinzugekommen sein, der die körperliche Entwicklung der Germanen beförderte. Bei Betrachtung der subpolaren Waldgebiete haben wir immer und immer wieder gesehen, daß eigentlich jährlich Hungersnöte die Kraft der Völker schwächen und namentlich die Entwicklung der Kinder schädigen. Im Baltischen Festungsgebiet aber waren die Bedingungen für die Ernährung äußerst vielseitig, und deshalb konnte leicht bei Ausfall einer Quelle eine andere ergänzend eintreten. Da gab es Pflugbau auf z.T. recht gutem Boden bei sonnigem Sommer, Viehzucht mit Milch, Käse, Butter, Fleisch, Fett, die Jagd, das Sammeln von Strandkost mit Muscheln, den normalen Fischfang in den Seen und Flüssen, und dazu kam der Reichtum an Seefischen, Schollen, Lachsen, Heringen, Dorschen. Die Ernährung mit Getreide, Fleisch, Fett, Waldbeeren usw. war also reichlich, und da obendrein ein abhärtendes Leben mit körperlichen Anstrengungen den Körper stählte, so wuchsen damals die Riesengestalten der Germanen heran, wohl als unmittelbare Folge der ungewöhnlich günstigen Ernährungsverhältnisse der Landschaft — d. h. des Baltischen Festungsgebietes.

Die Steppen mit ihrer Trockenheit sind wohl für die Magerkeit und den feinen schlanken Wuchs der Nomaden verantwortlich zu machen, wenigstens findet man diesen Körperbau bei allen Steppenvölkern. Und wenn wir einen Adel von schlankem feinem Bau über plumpen körperstarken Bauern herrschen sehen, so spricht das dafür, daß ein Steppenvolk als Hirten- und Kriegsadel ein Pflugbauvolk unterworfen hat — Polen.

Die Charakterentwicklung im Kampf mit den Naturgewalten — Natürliche Fundamentalcharaktere.

Die primitive Pflugbauzeit wird grundlegend für die Entwicklung mehrerer Charaktereigenschaften, die mit dem Ausdruck „Natürliche Fundamentalcharaktere“ gekennzeichnet werden mögen.

Natürliche Fundamentalcharaktere sind im Kampf mit Naturgewalten seit zahlreichen Jahrtausenden herangezüchtet worden. Auf die lange Dauer der Züchtung kommt es ganz wesentlich an. Infolgedessen sind nämlich die Eigenschaften nach langer, wiederholter Vererbung beständig geworden. Bezeichnend für diese Naturmenschen ist ein rücksichtsloser Realismus. Instinktiv reagieren sie auf Reize, ohne daß Überlegung, Berechnung den Ausschlag geben. Man könnte daher auch von „Instinktnaturen“ im Gegensatz zu „Erziehungsnaturen“ sprechen. Wenn der Kampf mit der Natur durch einen Kampf zwischen Mensch und Mensch ersetzt wird, namentlich aber wenn die Erziehung mit besonderer Entwicklung des Gehirns, der Hemmungszentren, des logischen Denkens, Überlegens, Berechnens einsetzt, kommt es schnell zu einer Abschleifung der

Instinkte, und überraschend schnell sogar vollzieht sich, in Städten namentlich, jener Vorgang der armenoiden Umwandlung, der später geschildert werden soll. Hier haben wir es zunächst nur mit der Entstehung der Fundamentalcharaktere der Naturvölker zu tun. Rufen wir uns zunächst kurz ins Gedächtnis zurück, wie Landschaften und Beschäftigungen auf den Menschen wirken. Bei der Wichtigkeit des Gegenstandes bitte ich, Wiederholung zu gestatten.

Das Steppenleben, der dauernde Aufenthalt im Zelt, das Vagabondieren, der Kampf mit Schneestürmen, Dürren, Überschwemmungsregen, alles Ereignisse, die die Viehzucht erschweren, die Kämpfe mit ebenso unruhigen Nachbarn oder feindlichen, kampfgerüsteten Bauernvölkern, das alles erzieht kühne, abgehärtete Krieger, Räuber, Jäger, verwegene Gesellen, die aber arbeitsscheu, ohne Ausdauer, unfähig zu wirklicher Arbeit sind. Ehrgefühl, aristokratische Gesinnung sind meist bezeichnend, so daß man recht wohl von einem Hirtenadel sprechen kann, der zum Regieren und Organisieren geeignet, nicht aber wirtschaftlich begabt ist. Werden solche Steppenhirten ins Waldland oder in die Waldsteppen gedrängt, so herrschen sie oft als Oberschicht über Feldbauern, und die Charaktergegensätze beider Völker werden auffallend. Bei den Polen hat sich die sarmatische Oberschicht eines Steppenvolkes mit der slawischen Unterschicht bis zum heutigen Tage nicht vermischt.

Anders im Waldland. Bei Jägern, die neben der Jagd Fischfang und etwas Viehzucht oder selbst ein wenig Feldbau treiben, entwickelt sich jener aristokratische, vornehm denkende Charakter, den wir z. B. beim Tungusen und Waldindianer antreffen. Mut, Ehrgefühl, Unternehmungslust, aber auch Haltlosigkeit, Mangel an Selbstbeherrschung, Spielwut und Verschwendungslust bis zur Schuldsklaverei sind bezeichnend. Ein unbändiger Freiheitsdrang, ein starker Individualismus macht sie ähnlich kulturfeindlich wie den Steppenhirten. Eines fehlt aber dem aristokratischen Waldjäger augenscheinlich, nämlich die Fähigkeit zu organisieren, eine Gabe, die erst die Viehzucht, die Notwendigkeit über Herden und Weideland zu disponieren, die jahreszeitliche Ausnutzung der Weide, die langen Wanderungen, die Teilung und Wiedervereinigung der Herden anzuordnen, die Hirten richtig anzustellen u. a. m. mit sich bringt. Man denke immer an das Heranzüchten von Charakteren im Kampf ums Dasein durch natürliche Auswahl und an die Vererbung, und man wird die Charakterentwicklung der Völker verstehen. Andererseits ist der Waldjäger, der allein den Ur und Bären angreift, stärker und mutiger als der Hirt.

Etwas anders steht es mit den mehr seßhaften Flußfischern, wie sie in den Amurländern vorkommen. Je weniger Jagd und Viehzucht eine Rolle spielen, umso abweichender wird der Charakter der Fischer von dem der Jäger und Hirten werden müssen. Die Amurvölker trieben aber früher kaum Jagd und gar keine Viehzucht hatten aber den Hund. Das geregelte Leben, die feste jahreszeitliche Arbeit, die Sorge für die Zukunft und die regelmäßige Arbeit, die das Anlegen von Wintervorräten erfordert, erziehen den Menschen mehr zu stetiger Arbeit als Jagd und Hirtenleben. Auch bedingt die Seßhaftigkeit, die Arbeit im Winterhaus, eine stärkere Entwicklung des Kulturgeräts — also auch hier Erziehung zur Arbeit. Damit verknüpft sich aber anscheinend auch eine Entwicklung des Handelsgeistes, sowie ein Wachsen des politischen Verständnisses — Eigenschaften, die ja bei den Giljaken so stark in Erscheinung treten.

Wesentlich anders entwickelt sich der Seefischer. Das Seefischerleben im Sturm und Wogendrang ähnelt dem an Gefahren reichen Jagdleben. Mut, Kühnheit, Ehrgefühl, Unternehmungslust und Phantasie

werden groß gezogen. Das Leben auf dem Schiff, das Befehlen, der Umgang mit Untergebenen, die schwere Arbeit beim Fischfang, Rudern, Schiffsbau, die Notwendigkeit zu disponieren, Zeit und Arbeit zu verteilen, das Anstellen bei der Arbeit läßt ähnliche Fähigkeiten und Eigenschaften wie das Hirtenleben entstehen, nämlich Fähigkeit zu organisieren und zu herrschen. Freilich Spielwut, Trunksucht, Leichtsinn fehlen ebensowenig; Glücksritter sind eben Kinder gefahrvollen Lebens.

Der Feldbau, namentlich der Pflugbau, läßt unseren Bauerncharakter entstehen. Der beständige Kampf mit der Natur, mit Frösten, Dürren und Regenwetter, die die Ernte vernichten, der Kleinkrieg mit dem die Felder zerschneidenden Wasser, mit Wölfen und Viehkrankheiten, mit Überschwemmungen und Feuersbrünsten — Strohdächer und Holzhäuser der Vorzeit! — und manchen anderen Plagen, zu denen noch feindliche Einwirkungen des Menschen kommen, züchtet körperlich und geistig ausdauernde, zähe, unerschütterliche, aber auch namenlos eigensinnige, kurzsichtige, verbissene Charaktere heran. Neuerungen, ja jeder Kulturentwicklung stellen sie zähen Widerstand entgegen. Andererseits beherrschen sie völlig ihr Arbeitsgebiet, und deshalb ist jeder Bauerncharakter gleichsam eine trotzige abgeschlossene Festung, seiner Kraft sich bewußt, aber passiv, ohne die Unternehmungslust und Beweglichkeit des Nomaden. An persönlichem Mut fehlt es dem Bauern keineswegs, allein er hat weniger die Kühnheit und den Abenteurergeist des Jägers, der allein auf seine Kraft vertrauend einen gefahrvollen Kampf mit dem Bären aufsucht, wohl aber hat er den Mut, in Schlachthaufen zu kämpfen, wo er Unterstützung vom Nebenmann erwarten kann. Diese Form des Mutes findet sich tatsächlich in ausgesprochenster Form bei dem reinen Bauernvolk der Kleinrussen und bei den von ihnen abstammenden Kosaken.

Der Charakter einiger europäischer Völker.

Es kann kaum zweifelhaft sein, daß in der Vorzeit die Entwicklung der genannten Fundamentalcharaktere, der der Jäger, Hirten, seßhaften Fischer, Seefischer und Bauern, von ausschlaggebender Bedeutung gewesen ist. Allein Mischungen der Völker und Umwandlung der Beschäftigung haben das Bild in hohem Maße getrübt. Gewöhnlich ist der Charakter der Bauern am klarsten, ebenso der der Seefischer. Der Hirten- und Jägercharakter findet sich auch beim ritterlichen Adel, ist aber heutzutage verschattet, weil sich infolge der Entwicklung der Städte und der Erziehung auch bei ihm ein ganz neuer Charakter ausgebildet hat. Im nachfolgenden sei der Versuch gemacht, den Charakter einiger Völker aus der Natur des Landes und den Lebensbedingungen heraus zu erklären.

Der Charakter der Germanen. Bei einem Volk, nämlich den Germanen, läßt sich vielleicht die geistige Entwicklung recht klar erkennen, weil sie sich in dem abgeschlossenen Baltischen Festungsgebiet vollzog.

Vergleicht man den Charakter der Germanen mit den oben genannten Fundamentalcharakteren sowie mit den Charakteren der heutigen Waldjäger Sibiriens, der heutigen Amurfischer und Steppenhirten, so findet man nach jeder Richtung hin viel Übereinstimmendes. Die alten Germanen zeigten alle Eigenschaften der Waldjäger und Hirten — Individualismus, Mut, Kühnheit, Ehrgefühl, Phantasie, Unternehmungslust, aber auch Trunksucht, Spielwut, Verschwendungssucht, Leichtsinn. Dazu kommen nun aber auch Organisationstalent, Herrscherblick, Zielbewußtsein der Hirtenvölker. Wir sehen an den Wikingern die Eigenschaften der Seefischer, aber auch den Handelsgeist, die Arbeitslust, die Zähigkeit, Ausdauer, Körperkraft der Flußfischer und Pflugbauern.

Läßt sich solche Vielseitigkeit aus der Landschaft heraus erklären? Meines Erachtens mit ziemlicher Sicherheit; denn in hohem Maße waren die Kulturbedingungen des Landes und die Beschäftigungsarten vielseitig. Im Baltischen Festungsgebiet spielten ja Viehzucht und Jagd eine sehr große Rolle, kaum weniger als die kühnen Seefahrten der Fischer und der Flußfischfang auf Lachs usw., wie in den heutigen Amurländern. Schließlich war der Pflugbau allgemein verbreitet. Demnach konnten sich alle obengenannten Fundamentalcharaktere gerade im Baltischen Festungsgebiet bei den Germanen gleichzeitig entwickeln, und daß eine solche Vielseitigkeit und Mischung eine gewaltige Überlegenheit mit sich bringen mußte, ist verständlich. Vermutlich werden mehr oder weniger scharf die Grundcharaktere bei einzelnen Ständen hervorgetreten sein, also beim Hirten- und Jägeradel, bei den Seefischern, Flußfischern und Bauern, allein Vermischung sorgte für Entwicklung eines geschlossenen Volkscharakters.

Im glazial ausgeräumten Skandinavien, in dem Viehzucht und Fischfang treibenden Dänemark war Einzelsiedlung das Gegebene, wie noch jetzt in Island z. B. Entsprechend der guten Ernährung und gewaltigen körperlichen Entwicklung wurden Selbstbewußtsein und Freiheitsdrang sowie jener unbändige Individualismus heran gezüchtet, der staatsfeindlich die Einheit unseres Volkes verhindert hat.

Bismarck sagte einmal (Poschinger, Tischgespräche 11. 35. 12. 3. 68.): „Denn hätten die Deutschen nicht ihren Absonderungsgeist gegen einander, so würde neben ihnen keine andere Nation bestehen können." Die Vielseitigkeit der Fundamentalcharaktere ist die Ursache für beides, den Absonderungsgeist und die umfassenden Fähigkeiten.

Der Charakter der Slawen. Der Germane ist durch einen erstaunlichen Individualismus, d. h. Selbständigkeitsdrang ausgezeichnet, eine Eigenschaft, die ihm, hinsichtlich der staatlichen Entwicklung namentlich, sehr geschadet hat. Der Slawe hat im Gegenteil ein erstaunliches Bedürfnis sich zusammenzuschließen und unterzuordnen — Assoziationsbedürfnis. Wo z. B. einige Russen zusammen sind, wird sofort ein Führer gewählt, dem man blind gehorcht; Einzelkämpfe sind bei den Germanen, Massenkämpfe bei den Slawen beliebt. Könnte die Landschaft dafür verantwortlich gemacht werden?

Im Baltischen Festungsgebiet entwickelte sich der Germane, im galizisch-karpatischen Waldsteppengebiet augenscheinlich der Slawe. Jenes Festungsgebiet war abgelegen; große Völkerstämme drangen dort nicht ein; ruhig, wenn auch mit inneren Kämpfen, entwickelten sich hier die Bewohner.

Anders bei den Slawen. In Galizien saß man in Steppenbecken zwischen Waldgebirgen. Eine nicht unerhebliche Zersplitterung muß die Folge gewesen sein. Allein noch wichtiger war die Weltlage. Die Steppen im Osten waren ein unruhiges Wandergebiet. Die Völker der Waldsteppen waren dauernd in Gefahr, überrannt zu werden. Am schlimmsten stand es mit dem langen schmalen russischen Waldsteppenstreifen; er war ganz widerstandsunfähig; jeder Stoß traf gleichsam die Schlagseite; Vernichtung folgte dem Angriff. Anders in Galizien. Dort traf der Stoß der Steppenvölker gleichsam den Schiffsbug, und da der Schiffsraum „gekammert" war — Wechsel von Waldgebirgen und Steppenbecken — so war der Stoß nicht so tötlich. So konnten die Slawen sich wohl halten, allein sie wurden doch gewaltig drangsaliert. Wollten sie sich behaupten, dann mußten sie sich geschlossen organisieren. Das Sippengefühl wurde demnach mächtig herangezüchtet, desgleichen das Assoziationsbedürfnis mit Unterordnung unter einen Führer. So gelang es ihnen,

sich zu halten. Die Massensiedlung, das Bedürfnis in Massen zu kämpfen, das Geselligkeitsbedürfnis, sowie die damit verbundene Fröhlichkeit, Heiterkeit, Leichtsinnigkeit ließen sich wohl so erklären, desgleichen die slawische Zähigkeit, Unbeweglichkeit. Denn nur Völker mit solchen Eigenschaften konnten so häufigen furchtbaren Stürmen trotzen, wie sie von den Steppen her über die Slawen hinwegbrausten. Die Natur des Landes, der Schutz der Waldberge namentlich, hat es ihnen dabei sicherlich sehr erleichtert, sich zu behaupten.

Auf eine Eigenart der kleinrussischen Charaktere sei noch aufmerksam gemacht, nämlich auf die erstaunliche Sauberkeit und Farbenfreudigkeit. Die Häuser werden peinlich rein gehalten, fast wöchentlich von den Frauen gekalkt, im Innern werden Möbel, Wände, Dielen mit Lößstaub eingerieben, so daß sie glatt und sauber aussehen. Die Kleider sind farbig, sauber die Teppiche und Tücher. Mit Blumen schmücken sich die Mädchen und Frauen, deren fröhliche Lieder bei der Arbeit durch die Dörfer schallen. Sollte nicht ähnlich wie in Holland und Flandern als Reaktion gegen das trübe, schlechte, schmutzige Wetter auch in den Steppen und Waldsteppen als Reaktion gegen den beständigen Staub das Bedürfnis nach peinlicher Sauberkeit und frischen Farben entstanden sein? Freilich ist eine gewisse Naturanlage notwendig; denn ohne solche versinkt man in jenen Ländern eben in Schmutz, und man wird von Ungeziefer aufgefressen — Tataren z. B.

Der Charakter der Kosaken. Wie stark die Lebensweise — freilich in Abhängigkeit von der Landschaft — ein Volk umwandeln kann, zeigt die Entwicklung der Kosaken. Sie sind als militärischer Grenzschutz entstanden, indem sich aus dem Bauernvolk der Kleinrussen die arbeitsscheuen, unsteten, willenstarken, mutigsten, kriegslustigen Elemente loslösten und als Schutzwall gegen die Steppenvölker organisierten. Jetzt hat sich bei ihnen der Charakter der Krieger, Hirten, Jäger als Volkscharakter entwickelt, der sich von dem Bauerncharakter der Kleinrussen scharf unterscheidet. Diese in historischen Zeiten erfolgte Entwicklung eines neuen Volkscharakters gewährt eine Vorstellung, wie in der grauen Vorzeit sich Völker geteilt und gegenseitig entfremdet haben mögen, bis zwei grundverschiedene Volkscharaktere entstanden.

Der Charakter der Polen. Den gewaltigen Gegensatz zwischen den blonden Bauern und dem brünetten, kurzköpfigen Adel hat man immer schon dadurch zu erklären versucht, daß ein indogermanisches Steppenvolk sarmatischer Herkunft die polnischen Slawen unterworfen hat. Der polnische Adel zeigt aufs deutlichste alle Vorzüge und Nachteile des Hirtencharakters, während der Unterworfene der echte slawische Bauer ist. Es ist ein Unglück für Polen gewesen, daß sich kein Mischvolk gebildet hat, daß zwischen dem leichtlebigen, politisch und wirtschaftlich unfähigen Hirtenadel und der schwerfälligen Masse der Bauern keine Verschmelzung stattfand, die eine kulturfähigere Bevölkerung ergab. So waren die Polen außerstande, einen Bürgerstand zu schaffen. Zwar gründeten Deutsche eine Anzahl von Städten, allein die polnischen Juden — das schildert Moltke bereits anschaulich — ließen keinen Mittelstand aufkommen. Sie demoralisierten den Adel, ruinierten ihn wirtschaftlich, sogen das geknechtete Bauernvolk aus, und so kam im 18. Jahrhundert der klägliche Zusammenbruch zustande.

Immer schon ist die Ähnlichkeit zwischen den Polen — dem Adel wenigstens — und den Franzosen bzw. den Kelten aufgefallen. Falls der französische Charakter in erster Linie den Kelten zuzuschreiben sein sollte, so wäre die Übereinstimmung vielleicht nicht zufällig.

Der Charakter der Kelten. Die Kelten, die ja sprachlich zwischen

Germanen und Italikern standen, nahmen im wesentlichen das ehemalige Gebiet der Waldsteppen zwischen Frankreich und dem Donaublock ein. Nach manchen Forschern waren Kelten die Träger der so hochstehenden Hallstädter Bronzekultur, und demgemäß wären sie ein eminent wichtiges Kulturvolk gewesen. Faßt man ihre physischen Eigenschaften ins Auge, so muß man sagen, daß sie augenscheinlich den Germanen nahe standen. Denn sie waren blond, blauäugig, hochgewachsen, und römische Quellen betonen auch nicht selten die Ähnlichkeit zwischen Kelten und Germanen. Betrachtet man aber ihren Charakter: die unruhige, unstete, gesetzlose, arbeitsscheue Veranlagung, den kriegerischen Geist, dem jeder Feldbau als schimpflich galt, ferner die sozialen Verhältnisse — ein keltischer Adel über Unterworfenen — so kann man sich dem Eindruck nicht verschließen, daß die Kelten ein Steppen-Hirtenadel waren, ähnlich dem sarmatischen Adel in Polen. So würde sich auch ihr Verschwinden erklären, ihr schnelles Aufgehen in Römer und andere Fremdvölker. Der keltische Adel war eben wenig zahlreich, Bauern fehlten. Die Unterworfenen dagegen bildeten die Hauptmasse des Volkes und hatten an der Aufrechterhaltung der fremden Sprache, Sitten und Gebräuche kein Interesse. Ist diese Auffassung richtig, dann muß man auch annehmen, daß die eigentlichen Kulturträger auf keltischem Boden die Unterworfenen waren, also wohl der Alpenmensch, d. h. der brünette Kurzkopf. Er wäre es gewesen, der die Fähigkeit besaß, so ausgezeichnete Kulturen wie die Hallstadtkultur entstehen zu lassen; dann müßte man auch annehmen, daß die Kelten ursprünglich aus den Steppen Südosteuropas nach Mittel- und Westeuropa eingedrungen sind — ein wichtiger Hinweis auf die Herkunft mindestens eines Teiles der Indogermanen.

Die Religion.

Wie bei allen Naturvölkern herrschte auch in den gemäßigten Waldländern und Steppen eine Religion der Naturgewalten. In der germanischen Mythologie kommt diese Religion recht deutlich zum Ausdruck, wie auch die Religion der Kulturgötter und Kulturheroen, auf die die verschiedenen Errungenschaften der Kultur zurückgeführt werden — ein deutlicher Hinweis auf die Entstehung der Kulturentwicklung auf Grund religiöser Vorstellungen.

Auf zwei Punkte sei namentlich hingewiesen, einmal auf die Pflugbaureligion, auf die heiligen Wagen mit Götterbildern, auf die Aussaat- und Erntefeste, auf das Fest des Saatgottes Froô zur Zeit der Getreideblüte, sodann aber auf den religiösen Einfluß der Jahreszeiten. Im Mittelpunkt des religiösen Empfindens stand der Gegensatz zwischen dem leidenbringenden Winter mit seiner Kälte, Nässe, Dunkelheit, dem Hausen in unterirdischen Wohnungen und dem warmen, fröhlichen, hellen Sommer im luftigen Sommerhaus. Der Lichtgott war der Vertreter des Sommers. Am Sonnenwendfest, also mit dem Beginn des Kürzerwerdens der Tage, wurde der Lichtgott verbrannt. Holzstöße wurden mit heiligem Feuer, das man durch Reiben von Hölzern hergestellt hatte, angezündet, und Kranke durch dieses „Notfeuer" getrieben. Auch das Herdfeuer wurde mit solchem neu hergestellten Feuer angezündet. Zur Zeit der Wintersonnenwende wurde aber die Rückkehr der Götter in die Gaue gefeiert. Anfang Februar hielt Berchta ihren Einzug. Zu Ostern wurde der Winter als Puppe verbrannt, im Dorfteich ersäuft, vergraben. Scheingefechte zwischen Sommer und Winter fanden statt.

Das war eine wahre Heimatsreligion, eine aus der Landschaft und ihren Eindrücken hervorgegangene Naturreligion, die das ganze Volk verstand, lebhaft empfand und glaubte. Volkstum und Religion waren eins, waren

eng verwachsen miteinander, waren Kinder der Landschaft. Als Ausfluß der religiösen Empfindungen waren aber die Anschauungen vom Recht, von Gut und Böse, von Ehre und Gerechtigkeit entstanden, kurz das germanische Recht und die germanischen Sittengesetze waren unverfälschte Abbilder der Volksseele.

In den slawischen Ländern ist es nicht anders gewesen, ebenso bei den Kelten und allen anderen Indogermanen. Es bestand eine einheitliche geschlossene Heimatskultur ohne innere Widersprüche. Das änderte sich in der folgenden Zeit, wie wir im nächsten Abschnitt sehen werden.

3. Die Kulturentwicklung während der Zeit der Handwerkskulturzeit.

Allgemeine Gesichtspunkte.

Während der römischen Kaiserzeit hatte sich in Gallien, Britanien und SW-Germanien die römisch-griechische Kultur festgesetzt, und blühende Städte waren entstanden. Vermutlich hatte sich auch das Kulturland ausgebreitet und den Wald stark zurückgedrängt. Nach Vernichtung der römischen Herrschaft haben sich in Gallien und am Rhein einige Städte gehalten, die wesentlich dazu beitrugen, die Kultur zu entwickeln, die während des Mittelalters ganz West- und Mitteleuropa beherrschte und eine römisch stark beeinflußte germanische Kultur zu nennen ist. Es kann sich hier natürlich nicht darum handeln, eine Darstellung der Entwicklung dieser Kultur zu geben, zumal diese im allgemeinen unabhängig von der Landschaft erfolgte, wohl aber wird die Aufgabe vor allem darin bestehen müssen, die Entstehung der heutigen Kulturlandschaften, darunter die der Marschen, die menschlicher Fleiß geschaffen hat, und die der „Stadt-Landschaften" zu schildern, sowie deren Einwirkung auf den Menschen festzustellen. Zuvor aber wird es zweckmäßig sein, noch einen Punkt von allgemeinem Belang ins Auge zu fassen, nämlich die Einwirkung jener Fremdreligion, die in der Form des Christentums in Europa einzog und die mittelalterliche Kulturentwicklung entscheidend beeinflußte.

Das Christentum in den Mittelgürteln und seine Beziehungen zur Landschaft.

Die alten Germanen, wie auch Slawen, Litauer und Finnen besaßen eine ausgesprochene Religion der Naturkräfte, der Kulturgötter und -heroen. Diese Religion war unter der Einwirkung der Umgebung, namentlich unter der Einwirkung der von der Landschaft abhängenden Naturgewalten aus dem Empfinden der Völker heraus geboren worden, war ein Stück von dem Leben, von der Seele der Völker. Vollste Harmonie bestand zwischen Religion, Volkscharakter, sozialen und politischen Zuständen. Wäre die Entwicklung mit steigender Kultur und Bildung ungestört weitergegangen, es hätte sich vielleicht ein Ahnenkultus mit einer Moralphilosophie wie in Ostasien entwickelt. Aber es kam anders.

Hier müssen wir notwendigerweise einen kurzen Abstecher nach einem anderen Klimagürtel hin unternehmen, nämlich nach den Oasengebieten der Trockengürtel. Während in unseren Klimabreiten die Naturgewalten eine bestimmte Naturreligion entstehen lassen, weil sich der Mensch von ihnen abhängig fühlt, hat er sich in den Oasen der Trockengebiete, dank der künstlichen Bewässerung und der straffen Arbeitsorganisation, von der Natur in hohem Grade unabhängig gemacht. Infolgedessen unterliegt dort der Mensch im wesentlichen nur noch den Einflüssen, die von feindlichen Kräften, von Unglücksfällen, Krankheiten u. a. m. ausgehen. Alle diese Schädigungen lassen sich aber leicht auf eine einzige Macht zurückführen,

auf eine einzige Gottheit, die zur Strafe dem Menschen Krieg, Krankheit, Not und Elend sendet. So erklärt sich die Entwicklung des Monotheismus, des strafenden und belohnendes Gottes Jahve. Aus solchem Monotheismus heraus entwickelte sich das Christentum als eine Religion der Geknechteten, der Unglücklichen, die auf dieser Welt vom Leben nichts zu erwarten hatten, aber dafür im Jenseits auf Entschädigung für die auf Erden erlittene Benachteiligung hofften.

Das Christentum war in der Römerzeit geeignet für das Proletariat der Städte, für im Kampf zwischen Mensch und Mensch abgeschliffene Charaktere, für gedrückte Menschen, die vom Leben nichts zu erwarten hatten. Für die mit so eckigen Fundamentalcharakteren begabten Germanen paßte das Christentum gar nicht; solchen Naturkindern mußte es unverständlich bleiben. Teils mit Gewalt, teils durch Überredung, zusammen mit eindringenden Kulturgütern, ergriff die Fremdreligion Besitz von den Naturvölkern der Mittelgürtel. Man macht sich wohl schwer einen Begriff von dem Riß, der damals in der Volksseele klaffte. Ähnlich geht es heutzutage den Negervölkern, die bekehrt werden. Innerlich geht alles bei ihnen darunter und darüber. Die ganze Volkskraft, das Bewußtsein der eigenen Kraft, des eigenen Wertes muß erschüttert worden sein, als die alte Religion, dieses heiligste Stück der Volksseele, dem Volk entrissen wurde. Statt der alten, verständlichen, aus dem Volksempfinden heraus geborenen, mit der Landschaft und ihren Erscheinungen eng verknüpften Vorstellungen traten auswendig gelernte Legenden und Gebete. Empfindungen wurden den Naturkindern zugemutet, die ihnen ganz fremd waren. Dressur ersetzte das Naturempfinden. Aber der innerliche Widerstand war so stark, daß die Fremdreligion sich dem Volkscharakter anpassen mußte. Die alten Götter und Feste wurden bekanntlich in christliche Heilige bezw. in christliche Feste umgewandelt, und wie der germanische Held sich Christus und die Jünger vorstellte, davon gibt der damals von der Kirche geduldete Heliand einen klaren Begriff; er war ein Fürst, der mit seinen Recken durch das Land zog.

Das Eindringen der Fremdreligion, die sicher viel Gutes brachte und auch die Entwicklung der Charaktere in kulturfreundlichem Sinne stark beeinflußte, hat aber andererseits höchst unheilvolle Folgen gehabt.

Um das verstehen zu können, muß man sich das Verhältnis zwischen Fundamentalcharakteren und christlicher Religion klarmachen. Die Fundamentalcharaktere sind in hohem Grade religiös. Echte wahre Frömmigkeit, unerschütterliches Gottvertrauen verleiht gerade diesen ursprünglichen, rauhen Naturen Halt und Stärke. Sie sind die wahren Säulen idealer religiöser Auffassung. Allein trotzdem sind sie schlechte „Christen" in kirchlichem Sinn. Haß und Liebe beherrscht sie, Blut und Mark erfüllt ihre Knochen, nicht aber christliches Sanftmutsöl. Deshalb stehen sie mit kirchlichen Wünschen oft, ja meist im Konflikt. Niemand von ihnen reicht die linke Backe dem hin, der ihn auf die rechte geschlagen. Im Gegenteil er schlägt feste wieder und vergilt doppelt und dreifach die Beleidigung. Die kirchliche Erziehung ist vor allem bemüht, diese widerspenstigen Fundamentalcharaktere zu bändigen, zu unterdrücken, und da die Erziehung bereits beim Täufling — möchte man fast sagen — beginnt, so hat sie auch großen Erfolg. Es schadet auch nichts, wenn so ausgeprägte Naturcharaktere gebändigt werden. Sie werden dann kulturfreundlicher, kulturfähiger.

Die Entwicklung nahm nun während des Mittelalters folgenden Verlauf. Die Kirche hatte absichtlich die Bildung auf die Geistlichkeit beschränkt und sicherte sich damit einen großen Einfluß auf die Volksmasse.

Die Bauern und selbst der Adel waren im allgemeinen durchaus unerzogene Naturmenschen, die Städte dagegen wurden der Sitz der weltlichen Bildung und Erziehung. Die Folgen waren nun die, daß die Städte der Ausgangspunkt der Aufklärung und Opposition gegen die geistliche Bevormundung wurden, dagegen beherrschte die Kirche die Bauern und zum großen Teil auch den Adel. Wurden nun auch diese starken, unerzogenen Instinktnaturen kirchlich gebändigt, sie blieben doch kräftige Fundamentalcharaktere von gesundem Realismus und scharfer Beobachtungsgabe. Es fand eine Konservierung, um nicht zu sagen Anreicherung der natürlichen Fundamentalcharaktere statt. Den Geistigregen unter ihnen genügte aber in jener moralischen Verfallzeit ein gedankenloses Hersagen der Gebete, ein andachtsloser Kirchenbesuch nicht, und da obendrein die Aufklärung auch auf Adel und Bauern wirken mußte, so ist es verständlich, daß die Reformation nicht nur von den Städten, sondern auch z. T. von Adel und Bauern unterstützt wurde. Daß auch auf der katholischen Seite die Fundamentalcharaktere sehr stark vertreten waren, zeigt der starke Widerstand, der von dieser Seite kam; Fundamentalcharaktere lassen sich eben nicht gutwillig beiseite schieben, und religiös, wahrhaft fromm sind sie auch.

Die Reformation war also die Reaktion der altgermanischen Fundamentalcharaktere gegen die Fremdreligion. Ein so echter Fundamentalcharakter wie Luther verlangte Beseitigung der äußerlichen Formen zu gunsten echter, reiner Frömmigkeit. Zum Glauben an die alten germanischen Götter zurückzukehren, war unmöglich; deren Naturreligion war ja längst vergessen. So war denn auf das reine ursprüngliche Christentum der Sinn dieses Mannes gerichtet.

In den ehemals römischen Ländern — Frankreich, z. T. England — lagen die Verhältnisse etwas anders. Dort herrschte während der römischen Kaiserzeit eine hochkultivierte, zum großen Teil städtische Bevölkerung, deren Reichtum an Fundamentalcharakteren vermutlich schon längst nicht mehr groß war — denn sie stammte zum großen Teil aus mediterranen Einwanderern — als sich in Germanien noch ganz ursprüngliche Verhältnisse fanden Demgemäß ist es verständlich, daß dort eine viel stärkere Anpassung der Volksmassen an das Christentum stattgefunden hat. Ist doch in das eigentliche Deutschland diese Fremdreligion erst mindestens 700 Jahre später eingedrungen. Deshalb war dort die innere Zerrissenheit der Volksseele nicht so stark wie in Deutschland. Allein es ist bezeichnend, daß auch dort die germanischen Elemente es waren, die die Reformation veranlaßten, oder es waren — auch das ist ganz bezeichend — Gebirgsbewohner, die unter dem Druck und Einfluß einer starken Gebirgsnatur standen, so in den Cevennen, Westalpen, Salzburger und Österreichischen Ostalpen.

So sehen wir denn, daß auf landschaftskundlicher Grundlage selbst die Betrachtung des Christentums in unseren germanischen Ländern ganz neue Beziehungen zur Landschaft aufdeckt, und zwar sowohl zur Naturlandschaft als auch zur Stadtlandschaft.

Zwischen christlichen Lehren und Stadtcharakteren bestehen nämlich innere Beziehungen. Das Christentum bemüht sich sanfte, abgeschliffene, gefällige, hilfsbereite, liebevolle Charaktere, ohne Haß und Stolz, heranzuziehen. Solche Menschen eignen sich aber vorzüglich zum Stadtleben. Demnach wird das Christentum auch das städtische Zusammenleben der Menschen, also auch die Entwicklung der Städte begünstigen. Das ist ein Vorgang der im mittelalterlichen Deutschland wahrscheinlich eine gewisse Rolle gespielt hat. Allein ausschlaggebend für die Entwicklung der Städte waren doch andere Einflüsse.

Die Entstehung der Kulturlandschaften.

Während des Mittelalters, mit dem Vordringen des fränkischen und christlichen Einflusses, mit der Gründung von Abteien, Bistümern, Städten erfolgte eine bedeutsame Rodung des Waldes, der im wesentlichen auf die Gebirge zurückgedrängt wurde. Felder entstanden auf den flacheren Gehängen, auf den Talsohlen aber anstelle des bisherigen Sumpfwaldes Wiesen. Damit wurde das Land viel wegsamer und ein Netz einfacher Landstraßen entwickelt, auf denen zu jeder Jahreszeit, höchstens nach langen Regen und zur Zeit der Schneeschmelze erschwert, der Frachtverkehr mit Wagen aufrecht erhalten werden konnte.

In manchen Fällen hat die Entwaldung noch ganz besondere Folgen gehabt. Überall folgte ja ein dauernder Kleinkrieg der Bauern gegen das abfließende Wasser; auf Dünen an den Küsten bewirkte die Entwaldung sogar eine völlige Umgestaltung, weil der Sand zu fliegen, die Düne zu wandern begann; man denke an die Nehrungen Ostpreußens. Gegen das Ende der Handwerkskultur, im Laufe des 18. Jahrhunderts, begann auch in höherem Maße das Eindeichen der Flüsse, die Umwandlung des wilden Überschwemmungsgebietes mit seinen Schilf- und Waldsümpfen in Wiesen und Auenwälder. Moore wurden entwässert und urbar gemacht, so z. B. der Oderbruch. Fabriken, ja ganze Fabrikstädte mit qualmenden Essen, das Netz hoher Eisenbahndämme, riesige Gitter- und Bogenbrücken, mächtige Haldenberge in Kohlengebieten, Talsperren mit Stauseen haben schließlich bis dahin unbekannte Bilder entstehen lassen, selten unter ästhetischer Verbesserung der Landschaft.

So gings in West- und Mitteleuropa. In Skandinavien und Osteuropa verlief die Entwicklung der Kulturlandschaft viel langsamer; sie begann in Mittelrußland eigentlich so recht erst im 18. Jahrhundert und hält in Nordrußland noch jetzt an. Auch auf die Höhen der Mittelgebirge stieg sie nur langsam und spät hinauf; denn nach Klima und Bodengüte ist ja die „subpolare" Höhenstufe unserer Mittelgebirge weniger günstig als die Fußstufe. Die Mattenstufe veranlaßte die Entwicklung der Almenwirtschaft, und diese wiederum hatte eine Umwandlung der „kalten Höhensteppe" zur Folge. Der Wald wurde nämlich künstlich hinabgedrängt, das Gebüsch und Krummholz mußte dem Weideland Platz machen. In den Waldgebirgstälern aber gaben die Bäche mit dauernd fließendem Wasser und starkem Gefälle zu dem Aufblühen maschineller Industrien Veranlassung.

Die Marschenlandschaft. Bereits in der älteren Pflugbauzeit waren die niedrigen Erhebungen der Inseln und Uferwälle im Wattenmeer besiedelt. Das Sammeln von Strandkost, Fischen, Jagd auf Seehunde und Viehzucht, sowie Sicherheit vor Feinden lockten den Naturmenschen an. Eine Wandlung trat ein, als unter römischem Einfluß der Deichbau mit Schleusen nach den Niederlanden gelangte und sich von da allmählich bis zur jütischen Halbinsel ausdehnte. Damit begann ein systematischer Kampf gegen das Meer. Die Deiche wurden zu einem Netzwerk ausgestaltet. Sie hielten die Salzflut fern, aber die Schleusen gestatteten dem sich im Bereich der eingedeichten Watten und Salzwiesen ansammelnden Wasser Abfluß mit dem Ebbestrom. Auf diese Weise gelang das Entsalzen des Bodens und die Umwandlung der Watten, Schilfsümpfe und Salzwiesen in Weide- und Ackerland. Viehzucht und Feldbau wurden für eine urwüchsige starke Bauernbevölkerung eine Quelle des Reichtums. Denn die Ergiebigkeit des Bodens gestattete die Entwicklung von Kleinbesitz und damit einer dichten Bevölkerung. Die Siedlungen lagen einerseits auf den Wurten, d. h künstlich erhöhten Inseln, andererseits auf den Deichen oder hinter ihnen, geschützt gegen Sturm und Wogendrang. Während aber in den eigentlichen Marschen

Einzelhöfe und Dörfer entstanden, entwickelten sich an den Flüssen, die in das Wattenmeer mündeten, namentlich aber auch an deren Nebenflüssen Seestädte mit blühendem Verkehr. Sie haben eine sehr bezeichnende Lage: nämlich an der Stelle, wo der Fluß aus der Geesttafel heraustritt, bzw. dort, wohin die Flut noch Schiffe tragen konnte. Es waren also Fluthäfen mit gutem Baugrund. Als Verkehrswege dienten die Deiche bzw. einfache kunstlose Landwege, die aber in dem zähen Kleiboden bei Regenwetter kaum gangbar waren, so daß der Verkehr keineswegs das ganze Jahr hindurch ungehindert vor sich gehen konnte.

In politischer Hinsicht erzwang die Natur des Landes eine bestimmte Entwicklung. Die Flüsse mit ihren Deichen und ihrer Flutwelle teilten das ganze Marschland gleichsam in scharf begrenzte Fächer, die je eine politisch und wirtschaftlich einheitliche Landschaft bildeten. Die Hauptaufgabe solcher Landschaften war die Organisation der Deicharbeiten. Das ganze Dasein dieser von Menschenhand geschaffenen Kulturlandschaft hängt ja von der Unversehrtheit der Dämme und Schleusen ab. So mußten denn auf alle Schultern Lasten und Pflichten gleichmäßig verteilt und mit eiserner Strenge auf deren Erfüllung gesehen werden. Bei der Unvollkommenheit der damaligen Hilfskräfte genügte der Deichbau nicht gegen die höchsten Sturmfluten. Durchbrüche, Überflutungen, dauernde Seebildungen unter Vernichtung blühender Dörfer und Ländereien waren keine Seltenheit. Erst in der Maschinenkulturzeit ist es gelungen, einen wirklich sicheren Schutz zu schaffen, der aber nicht von einer dauernden Bewachung und Instandhaltung der Dämme entbindet. Immerhin sind die Gefahren ganz gewaltig vermindert worden. So ist denn im Laufe des Mittelalters bis in die Neuzeit hinein eine hervorragende Bauernkultur mit reichem bäuerlichem Kulturbesitz herangereift, die noch heute eine sehr eigenartige Volkskultur darstellt.

Die Schaffung und Erhaltung des Marschlandes hat nun einen grundlegenden Einfluß auf die Entwicklung des Volkscharakters gehabt. Daß dort unter der Bauernbevölkerung der bekannte Bauerncharakter in größter Vollkommenheit herangezüchtet wurde, ist verständlich. Der furchtbare Kampf mit der Flut, die entsetzlichen Verluste an Habe und Menschenleben mußten ganz besonders fromme, gottvertrauende, zähe und mutige Menschen erzeugen. Dazu kam die rastlose, aufreibende Arbeit an den Deichen, die Notwendigkeit beständigen Aufpassens, weiser Voraussicht, rücksichtslosester Pflichterfüllung, straffer Selbstbeherrschung und Einpassung in den Gesamtorganismus. Leichtsinnige, oberflächliche, wetterwendische, zerfahrene Menschen waren nicht nur unbrauchbar, sondern geradezu gefährlich und in früherer Zeit hat man wohl sträflichen Leichtsinn, Faulheit und Gewissenlosigkeit in einer Weise bestraft, die der Vernichtung gleichkam. Daß auch organisatorische Begabung, Herrschergeist, Mut und Ehrgefühl in diesem dauernden Kampf gegen die Flut herangezüchtet werden mußten, leuchtet ohne weiteres ein. Entsprechend der Eigenartigkeit der Marschenlandschaften war die einheitliche Darstellung ihrer Wirkung auf den Menschen wohl gerechtfertigt.

Die Entstehung der Stadtlandschaften.

Die gewaltige Kulturentwicklung des mittelalterlichen Europas in unseren Klimabreiten kommt am stärksten durch die Entwicklung von Städten als Zentren des Handels und Gewerbes zum Ausdruck. Man könnte geneigt sein, ihre Entwicklung lediglich als eine Folge der Beziehungen zu den Mittelmeerländern mit ihrer alten Kultur und des Orienthandels zu betrachten, allein Osteuropa hat keineswegs die gleiche

Entwicklung durchgemacht trotz der sehr engen Fühlung mit Griechenland' Rom und Byzanz, die erst zu einer Zeit unterbrochen wurde, als in Mitteleuropa längst blühende Städte entstanden waren. Es müssen also noch andere Gründe mitgesprochen haben, ja ausschlaggebend gewesen sein. Wir wollen zunächst die landschaftlichen Bedingungen in Mitteleuropa, dann die in Osteuropa betrachten.

Die Entwicklung der Städte in West- und Mitteleuropa. Als Ursache für den Zusammenschluß der Menschen in größerer Zahl gibt es einmal wirtschaftliche Grundlagen. Drei Faktoren kommen in erster Linie in Betracht, örtliche Rohstoffe als Zufallsformen, wie Bergbau auf wertvolle Erze, Steinbrüche mit Bausteinen, Tongruben für Töpferwaren u. a. m., sodann aber auch das Aufblühen des Gewerbes in der Form des Handwerkes. Auch dieses muß sich z. T. auf örtliche Rohstoffe für Töpferei, Flechterei, Holztechnik, Schmiedekunst usw. stützen. Z. T. wurden aber allgemein vorkommende Rohstoffe von besonders künstlerisch veranlagten Handwerkern verarbeitet. Wasserkräfte konnten von Wichtigkeit werden. Die Erzeugnisse des Gewerbes und der Rohstoffgewinnung wurden nun aber weiterhin verhandelt. Der Handel ist aber gleichfalls eine der wichtigsten Triebfedern für den Zusammenschluß der Menschen und hat gerade in Mittel- und Westeuropa ganz wesentlich Märkte, Marktflecken, Städte entstehen lassen.

Außer den wirtschaftlichen gibt es bestimmte staatliche Grundlagen, wie Herrschersitze, Verwaltungsplätze, militärisch besetzte Orte, an denen auch ohne Handel und Gewerbe notwendigerweise eine Ansammlung von Menschen stattfinden muß. Daß Handel und Gewerbe an solchen Punkten auch stets festen Fuß fassen, ist selbstverständlich. Sodann haben politische Vorgänge zuweilen einen Zusammenschluß der Menschen zur Folge, nämlich in unruhigen Zeiten an geschützten Plätzen. An religiösen und medizinischen Ursachen fehlt es auch nicht; Wallfahrtsorte, Heilquellen sind zu nennen.

Je nach der Ursache werden die Siedlungen an diesen oder jenen Plätzen angelegt werden, so daß man von Verkehrslage an Häfen, Furten, Pässen, Rast- und Umschlageplätzen u. a. m., von Schutzlage auf Bergen und Inseln, auf Landzungen, unter den Mauern von Festungen, von Wirtschaftslage in der Nähe von Rohstoffquellen, Wasserkräften sprechen kann. Militärische Posten haben oft eine sehr bezeichnende Lage, z. B. in Tälern, auf Pässen, Landengen, Seeengen, an Furten, auf Inseln, Halbinseln. Weniger charakteristisch ist gewöhnlich die Lage von Residenzen und Verwaltungsorten. Schließlich sei noch an die Notwendigkeit von gutem Baugrund und Baumaterial erinnert.

Alle diese verschiedenen Gesichtspunkte sind auch für die gemäßigten Waldländer maßgebend gewesen. Damit nun aber eine stärkere Ansammlung von Menschen stattfinden, damit nach Wirtschaft und Verwaltung eine selbstständige Stadt entstehen konnte, mußten bestimmte Vorbedingungen erfüllt werden. Diese Vorbedingungen fanden sich in den gemäßigten Waldländern bzw. Waldsteppen West- und Mitteleuropas, während sie in Rußland nicht vorhanden waren.

Die erste Vorbedingung ist das Vorhandensein einer genügenden Anzahl von wirtschaftliche Ergänzungsformen. Denn erst wenn zahlreiche Ergänzungsformen mit verschiedenen Rohstoffen in einem Lande vorkommen, kann ein genügender Austausch zwischen landschaftlich verschiedenen Gebieten stattfinden, kann ein umfassender Handel sich entwickeln. Für Reichtum an Ergänzungsformen ist in West- und Mitteleuropa aber gesorgt. Einmal bedingt der reiche Wechsel von Ober-

flächenformen große Gegensätze, die durch den verwickelten geologischen Bau und die bunte Zusammensetzung aus verschiedenen Gesteinen vergrößert werden. Die Verschiedenartigkeit der Gesteine hat aber eine sehr große Verschiedenheit des Wertes der Ackerböden zur Folge, also auch einen großen Wechsel an Feldfrüchten nach Arten und Menge; denn viele Feldfrüchte beanspruchen bestimmte Böden. Die klimatischen Gegensätze bedingen gleichfalls ganz verschiedene Erzeugnisse des Feldbaus. Man denke nur in Deutschland an den Unterschied zwischen Oberrheinischer Tiefebene, Oberbayern und Schleswig-Holstein.

Sodann hat der Reichtum an Gesteinen verschiedenen Alters und verschiedener Beschaffenheit leicht das Auftreten wertvoller Erze und Salze zur Folge. Auch an den Bernstein als Handelsgut sei gedacht.

Mit dem Vorhandensein zahlreicher, für das Gewerbe wichtiger Rohstoffe und zahlreicher Lebens- und Genußmittel ist die Grundlage für einen lebhaften Warenaustausch zwischen den einzelnen Landschaften gegeben. Ein solcher Warenaustausch begünstigt die Entwicklung vieler kleiner Städte, Provinzen usw. Dazu kommt nun aber noch die allgemeine Verkehrslage. Im Mittelalter hat ein lebhafter Handel mit den Mittelmeerländern bestanden. Der Orienthandel schloß sich an diesen europäischen Handel an. Dieser Welthandel mit wertvollen Waren, wie z. B. Pelzen aus dem Norden, Gewürzen aus dem Orient, veranlaßte das Aufblühen besonders günstig gelegener Städte.

Damit sich in den Land- und Welthandelsstädten ein solider, sicherer, lohnender Warenaustausch entfalten konnte, mußten aber auch die Verkehrsbedingungen günstig sein. An großen Verkehrsstraßen zu Lande und zu Wasser, durch Flach- und Hügelländer, zwischen Gebirgsstöcken und schiffbaren Meeren fehlt es nicht. Doch damit allein ist es nicht getan, auch hinsichtlich der Ausbildung eines kleinen, engmaschigen Verkehrsnetzes liegen die Bedingungen günstig, und was besonders wichtig ist, sie lassen sich auch ohne Kunststraße zu jeder Jahreszeit begehen und befahren. Das ist aber ein wichtiger Punkt. Nur für kurze Zeit, nach heftigen Regen, bei brüchiger Eisdecke, bei Eisgang, bei kurzer Schneeschmelze z. B. muß man still liegen. Demgemäß ist man nicht an Karawanen- und Terminverkehr gebunden. Nicht Jahrmarkts-, sondern Dauerhandel ist die Losung. Ladenhandel und Wochenmärkte gedeihen zu jeder Jahreszeit. Damit wird aber eine ganz wichtige Grundlage für das Aufblühen von Städten gegeben.

Allein auch damit ist es noch nicht genug; noch ein letzter Punkt kommt dazu. Bei den mittelalterlichen Verhältnissen, wo jede Stadt bemüht war, möglichst „frei“ zu sein, wo sie also einen Staat für sich bilden wollte, konnte sie nur bestehen, wenn sie über ein für ihre Ernährung genügendes Landgebiet verfügte. Dieses Landgebiet mußte sie beherrschen und beschützen. Es durfte also nicht gar zu umfangreich, zu weitläufig sein. Demnach war ein Mindestmaß von Fruchtbarkeit und Bodenrente notwendig. Gute Böden brauchte man, und an solchen fehlte es nicht in West- und Mitteleuropa, und man kann mit Sicherheit feststellen, daß Gebiete mit fruchtbarem Boden viele, solche mit wenig fruchtbarem Boden wenig Städte haben entstehen lassen — Flandern und Lüneburger Heide.

Ursprünglich waren die deutschen Städte, mindestens teilweise, befestigte Gemarkungen; d. h. die Mauern umschlossen einen weiten Raum mit Feldern und Gärten; bei Belagerungen konnte sich die Bevölkerung von diesen ernähren. Später wuchs die Stadt in den Raum hinein, füllte ihn aus, und damit mußte man zu engen Straßen und hohen schmalen Häusern seine Zuflucht nehmen.

Ganz allgemein kann man also sagen, daß in Mittel- und Westeuropa die Bedingungen für die Entwicklung von Städten geeignet waren. Warum haben sich nun in Rußland keine Städte selbständig entwickelt?

Die Entwicklung der Städte in Osteuropa. In Rußland sind die Bedingungen für die Entstehung von Städten wesentlich ungünstiger. An Ergänzungsformen ist jenes gewaltige Land arm. Der Verwitterungsboden ist der so gleichmäßige, nährstoffarme Podsol; nur Kalkböden — Redzina — sind besser, toniger. Gleichförmig sind die Oberflächenformen, und namentlich sind auch die Entfernungen viel gewaltiger. Weil die Oberflächenformen so wenig ausgesprochen sind, fehlt es auch an klimatischen Gegensätzen auf kurze Entfernung hin. Demgemäß sind die Rohstoffe überall dieselben, und deshalb ist die Anregung zum Handel mit Rohstoffen gering. Auch ist es klar, daß infolge der großen Entfernungen die in der Mitte des so einförmigen Gebietes Wohnenden ganz besonders schlechte Absatzbedingungen für ihre Rohstoffe — Erzeugnisse der Landwirtschaft, der Waldwirtschaft, der Jagd, des Fischfangs — haben. Nur wirklich kostbare Handelsgüter werden eine so kostspielige Fracht wie quer durch das waldige Rußland vertragen, z. B. Pelze.

Anders liegt die Sache mit Erzeugnissen des Gewerbefleißes, die nicht der Rohstoff, sondern die Arbeit, die Kunst, die Formgebung wertvoll machen. Demgemäß müssen weite waldige Podsolflachländer dazu anregen, die Rohstoffe handwerksmäßig zu verarbeiten. Das ist, wie wir bei der Besprechung der sozialen Verhältnisse sehen werden, in Rußland tatsächlich der Fall. Das Vorhandensein großer Mengen von Handwerkswaren, die z. T. sogar sehr kunstvoll und wertvoll sind, hat also auf den Handel eine höchst belebende Wirkung. In der Tat blühte in der Handwerkszeit der Kleinhandel in Rußland in hohem Maße, allein er war nicht an Städte, sondern an Dörfer gebunden. Ganze Dörfer pflegten ein bestimmtes Handwerk zu treiben, ja sogar ganz bestimmte Gegenstände herzustellen, z. B. nur Tische, nur Stühle, nur Wagenräder u. a. m. Nun ist es aber klar, daß eine solche Einseitigkeit der Fabrikwaren, zumal bei großer Übereinstimmung der Lebensmittel nicht zur Entwicklung einer Stadt führen kann; Vielseitigkeit ist für eine Stadt Lebensbedingung.

Die Entwicklung von Städten war in Rußland um so weniger möglich, als die Handwerker nur dann ihre Waren in genügender Zahl verkaufen konnten, wenn sie hausierend herumzogen. Stadtentwicklung und Nomadenleben der Bürger verträgt sich aber nicht. Also gab es trotz der Handwerke keine günstigen Bedingungen für eine Stadtentwicklung.

Die Unfruchtbarkeit des Podsols ist ein anderes Hindernis. Da eine städtische Bevölkerung wegen der Spärlichkeit der Ernte ein recht bedeutendes Landgebiet besitzen müßte, das sich kaum mit genügender Schnelligkeit und Gründlichkeit sichern und beherrschen ließ, so konnten sich in dem mittelalterlichen feudalen Rußland keine freien Städte als Horte des Handels und Gewerbes bilden; die Dörfer aber blieben in drückender Abhängigkeit von Fürsten und Adel.

Die Verkehrsbedingungen sind in mancher Hinsicht der Stadtentwicklung günstig, sowohl hinsichtlich des reich entwickelten, engmaschigen Flußnetzes, das mit Booten fast bis zu den Quellen hin befahrbar ist und bequeme Tragplätze von einem Fluß zum anderen besitzt, als auch hinsichtlich der ebenen Beschaffenheit des Landes. Allein infolge von Schneeschmelze und Eisgang, sommerlichem Tiefstand der Flüsse und Herbstregen herrschte ja ein ausgesprochener Jahrmarktshandel nebst Karawanenverkehr. Das Frühlingshochwasser für den Schiffsverkehr — und dieser war weitaus der wichtigste — und der Schlittenverkehr auf

Schneebahn und Eisdecke für den Landhandel waren die Ursache hierfür. Solcher Jahrmarkts- und Karawanenhandel begünstigt aber wohl das Aufblühen einiger Marktplätze mit hin- und herwogender Bevölkerung, nicht aber das fester Städte mit seßhafter Bürgerschaft.

So ist es denn zu erklären, daß sich in dem alten Rußland vor Peter dem Großen und Katharina II. nur einige wenige größere Plätze fanden, die — das gilt selbst für Moskau — nichts anderes als große Dörfer waren. Der Hofstaat stellte zusammen mit den indirekt von dem Hofe lebenden Leuten den größten Teil der Bewohner vor. Wirkliche Städte gab es nur im Anschluß an den Handel mit Fremdvölkern, so die Hansestädte Nowgorod, Pleskau u. a., später Archangelsk. Trotz der Gunst der Verkehrslage zwischen Ostseeländern und Byzanz hat sich aus eigener Kraft im waldigen Rußland keine Stadt gebildet, sondern nur Handwerksdörfer und Jahrmarktsmessen.

Die Entwicklung der Städte im Waldsteppen-Rußland. Die große Einförmigkeit, der Mangel an Ergänzungsformen, die Gleichartigkeit des Bodens und der Rohstoffe, die überwiegend landwirtschaftlicher Art sind, das alles findet sich auch im Waldsteppen-Rußland geradeso wie in Großrußland. Allein beide Gebiete unterscheidet die verschiedene Fruchtbarkeit und ferner — das gilt wenigstens von den entwaldeten Steppen — die Armut an Rohmaterialien für Handwerksbetriebe, die ja im Wald-Rußland ganz wesentlich vom Wald geliefert werden. Es kommt aber noch etwas anderes dazu; die Zahl der Wintermonate ist nämlich im Süden geringer, und die reichen Ernten bringen auch während des Winters soviel Arbeiten mit sich, daß für Handwerke nicht viel Zeit übrig bleibt. Es fehlt also an diesem starken Ansporn für den Handel, den die Erzeugung von Handwerkswaren ausübt.

Die Verkehrsbedingungen gleichen im allgemeinen denen in Großrußland, namentlich die für den Weltverkehr zwischen Ostsee und Byzanz, allein sie sind doch in vielem ungünstiger. Ein dichtes Flußnetz wie in Groß-Rußland gibt es nicht, sondern nur einige weit auseinanderliegende, große, schiffbare Flüsse, die den Verkehr zwischen Schwarzem Meer und Großrußland vermitteln. Diese Flüsse zwingen aber noch mehr als die Waldlandschaften zum Jahrmarktshandel und Karawanenverkehr, weil sie im Sommer recht wasserarm werden, im Winter aber vereisen.

So kommt es, daß immer nur von Fremden begründete Städte entstanden — Kijew durch die Waräger, Bolghari durch die Bulgaren, Kasan durch die Tataren. Diese Staaten hielten sich aber nicht lange. Das liegt nun freilich im wesentlichen an der Nähe des Steppenlandes und seiner kulturfeindlichen Nomadenhorden. Es entstanden in der Handwerkszeit nur Dörfer, die freilich oft 4—6000 E. hatten; erst Peter der Große und Katharina II. schufen Verwaltungsstädte als Folge der großrussischen Eroberung, ähnlich wie einst andere Eroberer die früher genannten Städte entstehen ließen.

Die Verhältnisse in Polen. Polen vereinigt in sich Gebiete, die Mitteleuropa, Großrußland und dem Waldsteppenrußland entsprechen. Die natürlichen Bedingungen für das Aufblühen der Städte sind deshalb ähnliche. Günstiger ist freilich die größere Fruchtbarkeit und der größere Reichtum an Ergänzungsformen, in Galizien z. B. Salz. Der Reichtum des Bodens, die günstigere Arbeitszeit im Sommer verhindern aber hier wie im Waldsteppenrußland eine Entwicklung der Handwerke, die Großrußland so ausgezeichnet hat. Ein starker Antrieb zum Handel fiel somit fort, und nur als Folge deutschen Einflusses kam es zu der Gründung wirklicher Städte mit deutschen Stadtrechten. Daß diese besonders in Galizien, nicht

in Polen entstanden, ist bezeichnend; das Waldsteppengebiet mit reicheren Ergänzungsformen war anziehender als das waldige diluviale Flachland.

Die Entwicklung des Hausbaus in den Städten.

Die Entwicklung der Städte hatte auf die Gestaltung der Häuser einen ganz gewaltigen Einfluß. Diese Entwicklung erfolgte indes nicht ausschließlich als reine Heimatskultur, vielmehr teilweise unter dem Einfluß der römischen Kultur. Es ist zweifellos belangreich zu sehen, daß fast genau dasselbe Gebiet, das einstmals einen Teil des uralten westeuropäischen Kulturkreises ausmachte, der ja mit der alten Mittelmeerkultur identisch war, auch von dem römischen Kulturkreis besetzt wurde und auf Mitteleuropa stark einwirkte. Gallien und die Rheinlande blieben auch im Mittelalter der Hort römischer Kultureinflüsse, während diese in Süddeutschland und im Donaublock während der Völkerwanderung zu grunde gingen.

Die nach Gallien, Britannien und Germanien eindringende römische Kultur sah sich in ein Klima versetzt, das wesentlich andere Bedingungen als die Mittelmeerländer aufwies. Die kalten Winter, die Stürme mit Regen, die langen Winterabende veränderten den Hausbau in demselben Maße, wie der Feldbau durch das Klima geändert werden mußte. Es entstanden feste Stein- und Backsteinhäuser aus mehreren Stockwerken und mit Fenstern aus Horn, Marienglas, Glimmer, Pergament, Papier, Stoffen und selbst Glas. Der einfache Herd verwandelte sich in den Kamin mit Rauchfang und Schornstein. Selbst eine Zentralheizung wurde erfunden, und zwar nach dem System der Heißluftheizung. Aus dem erhitzten Kellerraum wurde die Luft durch Röhren, die in den Wänden und im Fußboden angelegt waren, nach bestimmten Räumen geleitet. Dieses an das mitteleuropäische Klima angepaßte römische Haus ist unter dem Einfluß der Völkerwanderung und der germanischen Eroberungen in die Mittelmeerländer gewandert, hat aber auch die Entwicklung des Hausbaus in Deutschland und Skandinavien wesentlich beeinflußt.

Während des Mittelalters, als bereits Städte bestanden, erfolgte der Siegeszug der Ofenstube, der von der mittleren Donau ausging und Bauernhäuser und Stadthäuser gleichmäßig eroberte. In den Städten entstanden Häuser, die aus den Bauernhäusern der Umgebung hervorgingen. Wenn auch die Märkte, die sich allmählich in Städte verwandelten, von Anfang an keinen oder nur wenig Getreidebau trieben, Vieh wurde doch in großem Umfang gehalten. Demnach spielten die Ställe in der Stadt eine große Rolle. Im Bereich des niedersächsischen Hauses lagen diese im Haus, im Gebiet des fränkischen Hauses war der Stall an die Wohnung angeklebt, doch unter einem Dach mit ihr. Der Raum der Städte war groß, allein die Häuser wuchsen in den Raum hinein, drängten sich zusammen, und damit veränderten sie sich baulich; die Ställe verschwanden, die Wohnhäuser wurden schmal und hoch, erhielten Stockwerke, und die Zahl der Räume, besonders der Ofenstuben, wurde vermehrt. So entwickelte sich das heutige Stadthaus.

Die Rohstoffe waren ursprünglich Holz, Stroh und Schilfrohr. Allein aus Holzmangel gewann der Fachwerkbau schnell Bedeutung. Nach und nach drang auch der Stein- und Backsteinbau aus Westen vor. Die ersten Steinhäuser waren Hallen und Burgen der Fürsten. Sodann kamen steinerne Befestigungswerke immer mehr auf statt der Holzbefestigungen. Reiche Adels- und Patrizierfamilien bauten steinerne Türme als Wohn- und Festungshäuser in den Städten. Die Feuergefährlichkeit der Holzhäuser, Stroh- und Schindeldächer veranlaßte im steigenden Maße die Verwendung von Steinen und Ziegeln auch bei den Bürgerhäusern. Lange

noch hielten sich aber Holz und Stroh, bis sie im Laufe des 18. Jahrhunderts der Hauptsache nach verschwanden. Mit den Stein- und Backsteinbauten entwickelten sich auch immer mehr Fenster aus Glas statt der Läden und Rahmen mit Papier, Zeug, Glimmer, Marienglas, Horn und dünnen Häuten oder Blasen. Damit war aber der Grund zu einer mächtigen Entwicklung des materiellen und geistigen Kulturbesitzes gelegt worden, wie wir gleich sehen werden.

In Osteuropa hat das Bauernhaus entsprechend der dörflichen Wesenszüge selbst der großen Siedlungen — Moskau — sich bis in das 19. Jahrhundert hinein gehalten. Erst seit Peter dem Großen begann die west- und mitteleuropäische Kultur einzudringen. Die „Weißstuben" mit Hinterladerofen wurden erst im 19. Jahrhundert allgemein gebräuchlich, und die Holzbauten überwiegen zum großen Teil noch heutzutage in den Städten.

Die sozialen Verhältnisse.

West- und Mitteleuropa. Bei dem verhältnismäßig kurzen Winter und der entsprechend kurzen Ruhe der Landarbeit, ferner bei der meist recht guten Fruchtbarkeit der Böden übt hier die Landschaft auf die sozialen Verhältnisse der Landbevölkerung keine gar so einschneidende Wirkung aus. Je besser der Boden ist, um so größer wird die Bevölkerungsdichte, um so mehr drängen die Verhältnisse zur Aufteilung von Grund und Boden, denn um so rentabler ist der Kleinbesitz. So sehen wir denn in Mittel- und Süddeutschland einen starken kleinbäuerlichen Grundbesitz, während in Norddeutschland mit seinen meist weniger guten Böden die Rittergüter mehr heimisch sind. Damit werden aber die sozialen Verhältnisse grundlegend beeinflußt. Ob übrigens ein bäuerlicher Besitz oder ob bäuerliche Pachtgüter vorhanden sind, ist wohl mehr eine Folge der geschichtlichen Entwicklung als der Landschaft.

Eine grundlegende Umgestaltung erfolgt aber in den Stadtlandschaften. Die Städte entwickeln sich auf der Grundlage des Handels und Gewerbes. Allein wenn sie entstanden sind, wirken sie ihrerseits in hohem Grade wie Kristallisationspunkte für alle diejenigen, deren Neigung und Fähigkeiten auf wirtschaftlichem Gebiet liegen. Demgemäß entwickeln sich dort die verschiedenen Stände der Bäcker, Schlächter, Weber usw., es entwickeln sich Handelszweige verschiedener Art. Dazu kommen bestimmte Organisationen, die sich auf die Verwaltung und den Schutz der Stadt beziehen. Das Ergebnis ist eine Gliederung der Bevölkerung in Berufsstände. Damit wird aber ein schwerer Schlag gegen die Grundmauer der sozialen Organisation der früheren Zeiten geführt.

Diese Grundmauer ist ja die Sippe, der Verband der Blutsverwandten. In der Pflugbauzeit herrschte die patriarchalische Sippe. Sippen waren nun aber heilige Organisationen. Die Sippe allein sicherte dem Menschen das Dasein, ohne sie war er verloren. Das Symbol der Sippe war bei den Germanen das lodernde Herdfeuer. Die Heiligkeit des Begriffes „Sippe" ermöglichte es, daß die einzelnen Mitglieder sich unterordneten, ihre eigenen Wünsche einschränkten zum Heil des Ganzen. Mit dieser Übung in der Selbstbeherrschung und im Verzicht auf persönliche Vorteile war die Entwicklung einer bedeutenden sittlichen Kraft verbunden, die jedem Sippenmitglied hohen inneren Wert verleihen mußte.

Den ersten schweren Schlag gegen die Sippe führte das Christentum, indem es das heilige Herdfeuer, dieses Symbol der Sippe, bekämpfte. Damit wurde die Axt an die Wurzeln der Sippenorganisation gelegt, die nur dann durchführbar war, wenn alle Mitglieder unter religiösem Einfluß sich unterordneten. Bei reiner Landbevölkerung wären die Schäden wahr-

scheinlich zunächst mindestens nicht so schlimm gewesen, die gleichzeitige Entwicklung der Städte wirkte aber ungünstig. Denn es fand ja eine beständige Wanderung von dem Lande in die Städte statt. Wer sich aber räumlich von seiner Sippe losgelöst hatte, wurde es bald auch innerlich, und der Verlust des Heiligkeitsbegriffes mußte den Zersetzungsvorgang beschleunigen. In den Städten wirkte nun aber mit ganz besonderer Kraft die ganz neue Organisation der Berufsstände. Solange Handwerk und Gewerbe in besonderen Sippen erblich war, vom Vater auf den Sohn ging, mußte freilich sogar eine ganz erhebliche Stärkung des Sippengefühls erfolgen. Allein die Begabungen und Neigungen des Menschen sind verschieden, und so mußte mit dem Wachsen der Vielseitigkeit der Gewerbe auch eine Berufsgliederung der Sippenmitglieder erfolgen. Die Berufsgenossen hatten aber das dringende Bedürfnis, entsprechend der Übereinstimmung ihrer Belange sich zusammen zu schließen. Die Bande der Berufsgenossenschaften — Zünfte — wurden stärker als der seiner Heiligkeit beraubte Sippengedanke. Es zeugt aber von der gewaltigen Urkraft des Sippengefühls, daß bis an das Ende der Handwerkskultur ein nicht unerheblicher Rest bestehen blieb. Man denke an den „Familienrat" und das „Familienoberhaupt", an „Vetternwirtschaft" und die „Einigkeit der Familien" bei Heiraten — Begriffe, die noch im 18. Jahrhundert eine wichtige Rolle spielten.

Osteuropa. So entwickeln sich die sozialen Verhältnisse in West- und Mitteleuropa. In Osteuropa im Bereich der binnenländischen Nadelwaldländer, verläuft der Vorgang nicht unwesentlich anders, und zwar weil Klima und Verwitterungsboden so ganz anders sind.

Das Klima bedingt kurze Sommer und lange Winter. Infolgedessen drängt sich im Sommer bei der Landwirtschaft die Arbeit gewaltig zusammen, im Winter aber herrscht Untätigkeit, die nur zeitweilig vom Frachtverkehr unterbrochen wird. Dazu kommt die geringe Bodenrente, die von dem Podsol abhängt. Demgemäß bildeten sich folgende Verhältnisse heraus.

Solange ganz ursprüngliche Zustände herrschten, solange in den weiten Waldländern einzelne Familien in Einzelhöfen oder Sippen in Sippendörfern lebten und infolge der sehr dünnen Bevölkerung Jagd und Fischfang wichtiger waren als der Feldbau, waren Kleinbetriebe durchaus rentabel. Als nun aber die Bevölkerungsdichte stieg, als Jagd und Fischfang in den Hintergrund traten und der Feldbau die Hauptnahrung liefern mußte, da machte sich die Ungunst des Bodens so recht bemerkbar. Es fehlte an Kapitalien, um durch Bodenverbesserungen, Entwässerungsarbeiten, Flußregulierungen u. a. m. die Einnahmen zu vermehren, und so entstand infolge von Verschuldung eine Abhängigkeit der Bauern vom Adel, der mit Rücksicht auf die Kriege — der Adel leistete Kriegsdienste — von der Regierung begünstigt wurde. Die Kriege waren freilich z. T. auch eine Folge der Landschaft, nämlich eine Folge des Fehlens guter schützender Grenzen.

Großbetriebe sind aber dort entsprechend dem ungünstigen Klima und dem schlechten Boden bei bezahlter Arbeit undenkbar. Im Sommer zwar kann man die zahlreichen Hände gebrauchen, im Winter aber sind sie überflüssig. Deshalb ist Fronarbeit dort eine Notwendigkeit. Die Leibeigenschaft ist also bis zu einem gewissen Grade landschaftlich bedingt; bezahlte Arbeit würde den Großbetrieb unrentabel machen. Der Kleinbetrieb seinerseits aber scheitert ebenfalls an der schlechten Bodenbeschaffenheit.

Lange Winter und schlechter Boden bedingen aber noch eine andere soziale Erscheinung, nämlich die Umwandlung der Bauern in Handwerker. Die langen Wintermonate drängten zu einer nutzbringen-

den Beschäftigung. Die Entwicklung einer umfangreichen Hausindustrie in Mittelrußland ist so zu erklären. Bereits am Ende des 18. Jahrhunderts war Großrußland überwiegend Industriestaat. Dorf für Dorf hatte sich, wie wir schon sahen, einem bestimmten Handwerk zugewandt. Örtliche Zufallsformen, z. B. Ton oder Raseneisenerz, gaben wohl zu der Wahl des Handwerks gelegentlich Veranlassung. Der Feldbau lag in den Händen von Frauen, Halbwüchsigen und Greisen. Die feinsandige Beschaffenheit des Podsols, den man mit leichtem Hakenpflug beackern konnte, erleichterte wesentlich die Handhabung durch körperlich schwächliche Menschen. Die Herren der leibeigenen Bauern, denen es lediglich auf das Eingehen der Abgaben ankam, begünstigten die Industrieentwicklung; denn der Feldbau warf viel weniger ab als das Handwerk. In sozialer Hinsicht, namentlich für das Familienleben, hatte diese Industrieentwicklung, die ja vom Boden und Klima wesentlich begünstigt wurde, einen sehr ungünstigen Einfluß. Die einzelnen Dörfer stellten immer nur einen Gegenstand her, infolgedessen mußte man für die Waren nach einem Markt suchen, und ein Teil, sogar ein großer Teil der Dorfbewohner war dauernd unterwegs, um auf Jahrmärkten usw. die Waren zu verkaufen. Solches vagabondierendes Leben übte keinen günstigen Einfluß auf das Familienleben aus, zumal zwecks Bestellung der Felder oft genug ein Knecht aus Nordrußland die Stelle des Hausherrn vertrat.

Das vagabondierende Leben im Verein mit der Eintreibung der Steuern hatte nun ferner die Entstehung einer scheinbar uralten sozialen Einrichtung zur Folge, nämlich die der Bodengemeinde. Der Staat hatte, entsprechend seiner Lage ohne natürliche Grenzen, beständig Kriege zu führen und brauchte Geld. Die Steuern mußten das Geld schaffen. Der Steuereinziehung stand nun aber die vagabondierende Lebensweise der Bauern entgegen. Deshalb wurde künstlich die Bodengemeinde geschaffen. Diese war für die Steuern der gesamten Mitglieder verantwortlich und haftbar. In Nordrußland, wo man keine unruhigen Grenznachbarn hatte, wo es keine Kriege zu führen gab, wurde die Bodengemeinde nicht geschaffen und auch nicht die Leibeigenschaft begünstigt. Beides wäre auch schwer durchzuführen gewesen, da die Einzelfamilien und die Dörfer, die mehr von Jagd, Fischfang und Viehzucht als vom Feldbau lebten, nicht so leicht gefaßt und gezwungen werden konnten. Man übertrug dort die Steuereinziehung den Gemeinden und verfuhr damit gut.

So sehen wir denn, daß im Bereich des russischen Klimatypus die sozialen Verhältnisse durch die Landschaft ganz wesentlich beeinflußt werden. Fassen wir alles in allem zusammen, so kann man sagen, daß die Hauptursache der ungünstigen Beeinflussung der sozialen Zustände im Waldrußland die niedrige Ernährungsgrenze ist. So dünn die Bevölkerung auch war, bereits im 18. Jahrhundert litt das waldige Rußland an Übervölkerung!

Die Waldsteppen mit ihren Schwarzerden weisen ganz andere Verhältnisse auf. Die Fruchtbarkeit ist groß, die Bodenrente hoch. Demgemäß kann ein Bauernstand bestehen, ohne notwendigerweise sich der Hausindustrie in die Arme zu werfen. Auch liegt bei Großbetrieben für Leibeigenschaft und Fronarbeit kein Bedürfnis vor. In Kleinrußland empfand der Herr die Leibeigenschaft sogar als eine recht lästige und kostspielige Einrichtung; denn nach Mißernten mußte er die Leibeigenen füttern, und das kam ihm recht teuer zu stehen. Deshalb begünstigte der Großgrundbesitzer in den Schwarzerdegebieten die Aufhebung der Leibeigenschaft.

Die politischen Verhältnisse.

Die Entwicklung der politischen Verhältnisse während der Handwerkskultur zusammenhängend zu schildern, kann hier natürlich nicht die Aufgabe sein; lediglich einige Punkte, aus denen die Wirkung des Landes hervorgeht, seien berührt.

Klar und deutlich tritt in West- und Mitteleuropa die Bedeutung der Stadtlandschaft als politischer Faktor hervor. Die Ansammlung von Menschen mit gemeinsamen wirtschaftlichen Belangen hatte zur Folge, daß sich die Städte politisch organisierten, nach Selbständigkeit strebten und zum großen Teil auch erlangten. Die Sonderpolitik der Stadtstaaten im Gesamtstaat beherrscht ja einen großen Teil der mittelalterlichen und neueren Geschichte. Da nun die Städte ganz ausschließlich wirtschaftliche Interessengemeinschaften sind, so gewinnt mit ihrem Aufblühen das Wirtschaftsleben für die Politik der Staaten steigende Bedeutung. Kriege sind zum großen Teil nicht mehr Folgen von politischem Machthunger, von Streitigkeiten der Fürsten, sondern Folgen wirtschaftlicher Eifersucht und Habsucht. Auch damit tritt ein wesentlicher Wandel ein.

Die Bedeutung des Bodens, vor allem seiner Fruchtbarkeit bzw. Unfruchtbarkeit für die Staatenbildung ist allenthalben deutlich erkennbar. Wo der Boden fruchtbar ist, wo eine dichte Bevölkerung, wo Städte entstehen, kann sich auf kleinem Raum nicht nur wirtschaftlicher, sondern auch politischer Kleinbetrieb entwickeln. Man hat eben auch auf engem Raum die Kraft sich frei und selbstständig zu halten. So sehen wir denn, daß sich in Gebieten mit fruchtbarem Boden leicht Kleinstaaten — in Thüringen — in solchen mit wenig wertvollem Boden dagegen größere Staatengebilde entwickeln. — in Norddeutschland mit Brandenburg z. B., vor allem aber in den Podsolgebieten Osteuropas. In Großrußland hat obendrein das ausgezeichnete, strahlig angeordnete Netz schiffbarer Ströme die Entstehung des russischen Reiches begünstigt.

Im Gegensatz dazu entstanden in den fruchtbaren Waldsteppengebieten Städte als staatliche Mittelpunkte, allein sie konnten sich nicht halten. Der lange schmale Streifen ist zu widerstandslos gegenüber den breiten Angriffen der Wald- und Steppenvölker. So gingen denn die Reiche Kijew, Bolghari und Kasan bald zu grunde.

Unter dem Zwange der Landschaft, vor allem der Anordnung der Landschaften, entstand die Organisation der Kosaken als Schutzwall der Waldsteppen mit ihren Ackerbauvölkern gegen die Steppennomaden. Allein ohne den starken Rückhalt an Polen bzw. Großrußland hätte die Organisation kaum ins Leben gerufen werden bzw. sich bewähren können.

Die körperliche Entwicklung.

Auf dem Lande bleiben die Verhältnisse im wesentlichen die gleichen, so bei Bauern, Hirten, Fischern. Nur ganz allgemein kann man sagen, daß mit dem Steigen der Kultur, mit der Verbesserung der Wohnungen, dem Wachsen der Bequemlichkeiten die körperliche Auslese im Kampf ums Dasein sinkt, und damit bleiben denn auch schwächlichere Menschen am Leben.

Wieder ist es die Stadtlandschaft, die eine besondere Betrachtung beansprucht. Viele Berufe leiden unter ungenügender körperlicher Arbeit, sitzender Lebensweise im Hause u. a. m. Dazu kommen ungünstige hygienische Verhältnisse. Die mittelalterlichen und später neuzeitlichen Städte waren ja im allgemeinen nicht gerade groß, allein doch enggebaut, dunkel und schmutzig. Dementsprechend müssen sie mit Krankheitserregern stark verseucht gewesen sein. Bei dem Fehlen jeglicher Erkenntnis

der Krankheitsursachen mußte solcher Zustand besonders verhängnisvoll werden. In der Tat spielten die Seuchen und endemischen Krankheiten eine große Rolle. Das Kindbettfieber wirkte verheerend, und die meisten Männer hatten mehrere Frauen. Wunden nahmen leicht eine schlimme Form an. So war denn die Sterblichkeit in den Städten groß, die Familien hielten sich gewöhnlich nicht sehr lange, aber vom Lande her kam immer neuer Nachschub, und so blieb denn die Stadtbevölkerung im großen ganzen doch gesund und kräftig. Daß aber Entartungserscheinungen nicht fehlten, zeigen die zahlreichen Fälle von Hysterie, zeigen Psychosen, wie sie in den Flagellanten, Kinderkreuzzügen und ähnlichen Dingen sich äußerten. Vielleicht sind die Aufregungen, die durch Seuchen, Hungersnöte, die häufigen Brände, kriegerische Ereignisse, Belagerungen und dergleichen hervorgerufen wurden, Schuld an dem Nachlassen der körperlichen und geistigen Widerstandsfähigkeit, die in solchen Krankheitserscheinungen deutlich wird.

In Osteuropas Waldländern fehlten wohl die Städte, allein auch auf die Landbevölkerung wirkten dort die Verhältnisse ungünstig ein. Die Ernährung war nicht genügend, das Rindenbrot mußte entsprechend dem niedrigen Stand der Ernährungsgrenze als Streckmittel benutzt werden. Dazu kam der lange Winter mit dem Aufenthalt in übermäßig geheizten Räumen. Die Handwerkstätigkeit mit oft sitzender Lebensweise im Hause wirkte auch ungünstig ein. Andererseits war die Auslese, namentlich im Kindesalter, wohl groß. Deshalb kann man wohl kaum von umfangreichen Entartungserscheinungen sprechen.

Die Charakterentwicklung unter städtischem Einfluß — Allgemeine Gesichtspunkte.

Die natürlichen Fundamentalcharaktere erfahren in den Städten eine grundlegende Umwandlung, die von großem allgemeinem Belang ist, weil die Entwicklung der Staaten mit jener Charakterentwicklung Hand in Hand geht. Um diesen Gesichtspunkt richtig einschätzen zu können, muß man zunächst die Frage prüfen:

Welches sind die Grundlagen eines Staates? Ein Staat besteht aus einer größeren Anzahl von Familien, Sippen, Stämmen, Völkern, die durch ein bestimmtes Band so fest zusammengehalten werden, daß sie gemeinsamen Vorschriften sich unterordnen und demgemäß einen politischen, sozialen, rechtlichen, wirtschaftlichen Organismus bilden. Das einigende Band kann eine gemeinsame Sprache, Kultur, Religion oder auch eine gewisse Idee sein, z. B. die Freiheitsidee der Schweizer oder die Liebe zu einem Herrscherhaus. Unter allen Umständen muß der Staatsgedanke von Entbehrungsidealismus getragen sein, d. h. jeder Bürger muß bereit sein, auf persönliche Vorteile und Behaglichkeit in solchem Umfang zu verzichten, daß er nicht nur Geld und Gut, sondern selbst sein Leben zum Opfer zu bringen bereit ist. Denn nur so läßt sich politische und damit wirtschaftliche Freiheit behaupten. Man blicke doch nur einmal als Wirklichkeitsmensch den Tatsachen ins Auge. Wer sich nicht selbst Freiheit und Selbständigkeit erhalten kann, wird rettungslos ein Knecht. Knechtschaft ist aber gleichbedeutend mit moralischem Verkommen und mit Kulturverfall. Nur freie Völker streben nach aufwärts, sind kulturfähig; Sklaven sinken hinab. Ist diese Auffassung richtig, dann sind die Säulen jedes Staatswesens und gleichzeitig jeder aufstrebenden Kulturentwicklung alle jene Eigenschaften, die die Bürger befähigen, die Freiheit zu erhalten, nämlich persönlicher Mut, Ehrgefühl, Körper- und Willenskraft sowie Entbehrungsidealismus, der aber mit Wirklichkeitssinn gepaart sein muß;

Ideologen ruinieren alles. Unter „Ehrgefühl" ist hier und weiterhin das aristokratische Ehrgefühl des Offiziers, des Studenten verstanden, der unbedingte Genugtuung verlangt und gibt, nicht das Ehrgefühl des bürgerlichen Gesetzbuches. Dieses aristokratische Ehrgefühl ist ebenso notwendig wie der Mut. Wer sich alle Kränkungen, die nicht klagbar sind, gefallen läßt, kann keine Selbstachtung haben, wird auch nicht von anderen geachtet. Genau so geht es Völkern und Staaten. Wenn Staatslenker, Staatsbeamte, die breite Masse des Volks kein Ehrgefühl besitzen, sich jeden Schimpf gefallen lassen, wo möglich nach jeder Ohrfeige einen höflichen Bückling machen oder gar an Mitleid und Gerechtigkeit appellieren, ein solches Volk ist unfähig, ein freies selbständiges Staatswesen zu bilden.

Es gibt keine kulturfeindlichere Bewegung als den Pazifismus, dessen Träger gerade durch den Mangel aller jener Kardinaltugenden glänzen bis auf einen gewissen ideologischen Entbehrungsidealismus. Diese Geister schweben in seligen Gefilden über der Erde, auf der doch nun einmal der Krieg der Vater aller Dinge ist.

Überall dort, wo die natürlichen Fundamentalcharaktere allein herrschen, fehlt es zwar nicht an den obigen staatserhaltenden Kardinaltugenden, jedoch bleiben die Staatswesen klein. Ihr Entbehrungsidealismus ruht nämlich gewöhnlich auf einer zu schmalen Basis, nämlich auf der der Sippen oder höchstens des Stammes. Außerdem aber tritt der individuelle Freiheitsdrang einer größeren Staatenbildung in hohem Grade hinderlich entgegen. Demgemäß findet man bei Pflugbauern und Hackbauern, bei Hirten, Waldjägern, Fischern immer nur kleinere staatliche Verbände. Wo sich größere bilden, sind es Eroberungsreiche, die ein starker Arm oder eine Kriegerkaste schaffen, die indes vorübergehend sind wie Kometen.

Bei den Kulturvölkern sind die Fundamentalcharaktere der Bauern und z. T. auch der Fischer meist ohne weiteres erkennbar. Der Adel aber setzt sich aus kriegerischen Charakteren der Waldjäger und Steppennomaden zusammen. Dazu kommt aber als Neubildung die Charakterentwicklung der Städter.

Wenn sich mit der Entwicklung von Handwerk, Gewerbe und Handel Städte bilden, so beginnt eine ganz neue Phase, die gegenüber der Zeit der natürlichen Fundamentalcharaktere grundlegende Unterschiede zeigt. Während diese im Kampf zwischen Mensch und Naturgewalten bzw. Feinden herangezüchtet werden, herrscht in den Städten ein friedlicher Wettbewerb zwischen Mensch und Mensch. In diesem Wettbewerb sind aber ganz andere Eigenschaften erforderlich als im Kampf mit Naturgewalten und Feinden. Es kommt hier nicht sowohl auf Mut und Ehrgefühl, Körperkraft und Entbehrungsidealismus als vielmehr auf Schlauheit, Gewandtheit, Geistesgegenwart, Gewissenlosigkeit an. Ehrgefühl und Idealismus sind eher schädlich. Menschen mit starker Wirbelsäule und ethischen Grundsätzen sind im Nachteil gegenüber gewissenlosen Aalen, die sich durch jede Ritze schlängeln. Demgemäß müssen infolge der Auswahl im Kampf ums Dasein in Städten ganz andere Charaktere herangezüchtet werden, über deren moralischen Wert man recht geteilter Ansicht sein kann. Namentlich muß es als höchst bedenklich erscheinen, daß von den Kardinaltugenden der Staatsbürger persönlicher Mut, Ehrgefühl und Entbehrungsidealismus schwinden. Auch die Körperkraft der Städter nimmt stark ab, namentlich bei den höheren, nicht körperlich arbeitenden Ständen. Die Willenskraft aber nimmt bei den Gebildeten eine andere Form an. Die natürlichen Fundamentalcharaktere entfalten große Kraft im Entfernen und Überwinden mechanischer Hindernisse, z. B. kriegerischer Art, der Städter dagegen wird im Überwinden geistiger Hindernisse geübt. Da

nun aber ein Staatswesen vor allem mechanisch wirksamer Willenskräfte bedarf, so entstehen auch hier Gefahren für sein Bestehen.

Die Begriffe „persönlicher Mut" und „Willenskraft" müssen noch näher besprochen werden. Es gibt nämlich zwei Formen des Mutes, den physischen und den moralischen Mut, und zwei Formen der Willenskraft, die mechanische und die geistige Willenskraft. Der physische Mut ermöglicht das Bestehen und Aufsuchen von Gefahren, die das Leben bedrohen oder sonst bedenkliche Folgen haben können. Der moralische Mut ist etwas ganz anderes. Er ermöglicht dem Menschen, gestützt auf Überzeugung und Gewissen, alleinstehend, selbst gegen eine Sturmflut entgegengesetzter Meinungen, seine Ansicht zu verteidigen und unter Umständen allen Anschauungen von Recht und Sitte, Gut und Böse, Überlieferung und Gewohnheit zu trotzen. Es ist eine sehr merkwürdige Erscheinung, daß selten in einem Menschen physischer und moralischer Mut vereinigt sind, gewöhnlich überwiegt eine von beiden Formen, mitunter fehlen beide.

„Mut auf dem Schlachtfeld ist bei uns Gemeingut; aber Sie werden nicht selten finden, daß es ganz achtbaren Leuten an Zivilkourage fehlt", sagt Bismarck einmal (Keudell 8. 17. 5. 47.). Das ist eben „moralischer Mut".

Die mechanische Willenskraft ist imstande, körperliche, mechanische Schwierigkeiten und Hindernisse zu überwinden, aber auch sich mit Rücksichtslosigkeit seinen Gegnern gegenüber durchzusetzen. Starke Ellenbogen und rücksichtsloses Entgegentreten sind oft mit physischem Mut verbunden — oft, aber nicht immer.

Die geistige Willenskraft äußert sich in einer Beherrschung der Gehirntätigkeit durch den Willen, in der Fähigkeit, geistige Probleme zu lösen, angestrengt geistig zu arbeiten, Hindernisse durch Nachdenken, Klugheit, Diplomatie zu beseitigen. Bei Gelehrten, Diplomaten, Kaufleuten muß sie stark entwickelt sein, während die mechanische Willenskraft stark eingeschränkt sein kann. Die mechanische Willenskraft wird beim Fehlen körperlicher Arbeit stark geschwächt, die geistige infolge von Erziehung mit Gehirnturnen im höchsten Grade entwickelt.

Freilich hat das Stadtleben auch kulturfördernde Wirkungen. Die Abschwächung des Kampfes ums Dasein hat zur Folge, daß nicht nur zahlreiche körperlich schwächliche Menschen am Leben bleiben, sondern es werden nunmehr auch die Möglichkeiten für das Erhaltenbleiben zahlreicher Charaktere geschaffen, die früher im rauhen Kampf mit den Naturgewalten zu Grunde gingen. So sind namentlich die Gefühlsmenschen, die meist oder doch oft unpraktische Willenskrüppel sind, und die Idealisten sowie Ideologen nunmehr lebensfähig. Damit entwickeln sich nun aber nicht nur die unrealistischen Künste und Wissenschaften, sondern auch kultur- und staatsfördernde Ideen. Die Folge ist also eine bisher fehlende Entwicklung verschiedenartiger Charaktere. Reichtum an Charakteren zeichnet die Städter aus gegenüber der Einförmigkeit der natürlichen Fundamentalcharaktere auf dem Lande.

Von erheblichem Belang für den Staatsorganismus ist ferner die Abnahme der Frömmigkeit. Der mit den Naturgewalten ringende Mensch steht unter ihrem Einfluß und hängt innig an seiner Naturreligion. Diese gibt ihm nicht nur einen inneren Halt, sondern ist sogar die Grundlage für jeden Kulturfortschritt. Man darf wohl behaupten, daß die Religion die Mutter der Kultur ist. In den Städten nun, wo der Mensch den Naturgewalten in hohem Maße entzogen ist, wo die Widerwärtigkeiten des Wettbewerbs mit Nebenmenschen, wo hauptsächlich Unglücksfälle ohne

Beziehungen zu Naturgewalten ihn schädigen, dort macht die Religion der Naturgewalten einer Religion der Kulturgötter Platz, und obendrein neigt der in Sicherheit gewiegte Städter sehr stark zum Atheismus. Dieser wird durch die Entwicklung der Wissenschaften ganz besonders begünstigt. Letztere hat überhaupt zwei Seiten. Nicht nur die Förderung des Atheismus, sondern namentlich auch die allgemeine Schulbildung sind geradezu Gift für die natürlichen Fundamentalcharaktere. Nichts ruiniert diese mehr. Denn Bildung bekämpft aufs wirksamste die Instinkte, unterdrückt sie, befördert die Ausbildung der Klugheit, des Überlegens, der geistigen Gewandtheit, zerstört aber Geradheit und scharf abgegrenzte Grundsätze und namentlich auch den Wirklichkeitssinn. Man mache sich nur einmal den grundlegenden Unterschied zwischen einem Analphabeten und einem Gelehrten klar. Dieser hat unzählige Dinge auswendig gelernt ohne Anschauung, ohne praktische Erfahrung, ohne feste Vorstellung. Jener ist der reine Wirklichkeitsmensch, Praktiker vom Scheitel bis zur Sohle, deshalb im höchsten Grade innerhalb seines Gebietes bewandert, sicher in der Beurteilung und demnach entschlossen, zielbewußt zu handeln und durchzugreifen. Viel unsicherer steht der Gelehrte mit seinem Bedürfnis, gerecht und wissenschaftlich zu urteilen, und bei seinem Mangel an praktischer Anschauung und Erfahrung dem Leben gegenüber. Daß der Wert als Staatsbürger bei beiden ein ganz verschiedener sein muß, ist klar. In Zeiten der Gefahr ist der Wirklichkeitsmensch wertvoller.

Man sieht also, daß selbst das Aufblühen der Künste und Wissenschaften als Folge einer vielseitigen Charakterentwicklung seine Schattenseiten hat. Die Städte sind nun aber auch Stätten des Reichtums, des Luxus, des Wohllebens. Damit bemächtigt sich der Bewohner neben Verweichlichung ein Materialismus, der sich in keiner Weise mit Entbehrungsidealismus verträgt. Das Zusammenwirken des Wohllebens mit Mangel an körperlicher Arbeit wird für die höheren Stände recht verhängnisvoll, aber auch die körperlich arbeitende, weniger bemittelte Klasse, wird nicht nur mit ihrem Los unzufrieden, sondern auch sie fällt dem Materialismus zum Opfer. Damit aber sinkt in hohem Grade ihr staatsbürgerlicher Wert wie auch der innere Friede des Staates und seine Schlagfertigkeit nach außen.

In der Charakterentwicklung der Menschen und damit auch der Staaten im allgemeinen lassen sich folgende Phasen unterscheiden.

Die Phasen der Charakterbildung. Die Phase I ist die Phase der natürlichen Fundamentalcharaktere, die im Kampf mit den Naturgewalten zur Zeit des Hack- und Pflugbaus, des Hirten- und Fischerlebens entsteht.

Phase II entwickelt sich nach Gründung von Städten. Sie besteht in einer erstaunlichen Entfaltung verschiedenartiger Charaktere, unter denen die für Künste und Wissenschaften begabten Gefühls- und Verstandsmenschen eine große Rolle spielen. Diese Zeit ist die Blütezeit der Städte und der Staatswesen. Der Individualismus kraftstrotzender Fundamentalcharaktere wird durch Erziehung und Bildung gebändigt, Realismus d. h. Wirklichkeitssinn werden durch Idealismus veredelt und geleitet. So entstehen herrliche Staatsmänner, wahre Führer des Volkes auf dem rauhen Pfad der Tugend nach aufwärts, charaktervolle Gelehrte und starke Künstler. Man sucht die breiten Massen zu heben, man verlangt von ihnen Pflichterfüllung und pflegt ideale Neigungen. Die Sorge für das Gesamtwohl des Volkes und des Staates steht im Vordergrund des Belangs. Fürsten, Adel, reiche Stadtgeschlechter sind die Führer.

Die Phase III ist die der armenoiden Umwandlung. Der Name wird später erklärt werden. Alle oben geschilderten Nachteile des Stadt-

lebens steigern sich rapide, also die Abschwächung des persönlichen Mutes und Ehrgefühls, der Körper- und Willenskraft namentlich bei den höheren Ständen infolge des Mangels an körperlicher Arbeit, der Verlust der Religiosität und des Entbehrungsidealismus. Statt dessen machen sich Materialismus, krasser Egoismus, politische und bürgerliche Unehrlichkeit, Schamlosigkeit und Zynismus breit. Nicht mehr das Gesamtwohl des Staates, das Interesse aller Stände hat man im Auge, sondern lediglich Parteipolitik; denn Selbstsucht schlimmster Art mit materialistischem Ziel ist Trumpf. Die Volksmassen werden von Agitatoren verhetzt und zielbewußt demoralisiert. Denn sie müssen sich ja aufs Volk stützen und um dessen Gunst buhlen. Für diese Phase gilt Bismarcks Wort: Überall, wo Fäulnis ist, stellt sich ein Leben ein, welches man nicht mit Glacéhandschuhen anfassen kann (Abgeordnetenhaus 30. I. 69). Ein besonders bezeichnendes Symptom des armenoiden Verfalls ist folgendes. Persönlicher Mut wird ersetzt durch Frechheit, Ehrgefühl durch Eitelkeit. Die Begriffe von Heiligkeit, Ehrfurcht, Gehorsam, Pflichterfüllung, Treue bis in den Tod werden zynisch verlacht, mit Schmutz beworfen. Man schätzt nicht mehr das Ehrgefühl eines Friedrichs des Großen, der sagte: Lieber in Ehren sterben, als in Schande leben. Nun heißt es: Es lebt sich auch in Schanden schön. Schändlichster Hochverrat am eigenen Volk und Staat, Bestechlichkeit, Spitzelwesen sind selbstverständlich. Denn für armenoide Menschen ist die Selbstsucht der einzige Lebenskanon. „Mag alles zu Grunde gehen, wenn es nur mir gut geht!" Im alten Athen kann man den sittlichen Verfall gut beobachten, da zeigt sich auch noch folgendes.

Während früher Staatsämter teils ehrenamtlich, teils von geschulten Fachmännern verwaltet wurden, wird unter dem Einfluß der um die Volksgunst buhlenden Demagogen die Parole ausgegeben, jeder Bürger sei befähigt, ein Staatsamt zu verwalten, und dieses wird obendrein gut bezahlt. So mußte Sokrates den Giftbecher trinken, weil er dafür eintrat, daß für Ämter nur Fachleute brauchbar wären.

Der Prozeß gegen Sokrates ist gleichzeitig ein Beispiel für ein anderes wichtiges Kennzeichen armenoiden Verfalls. Das Recht wurde nämlich in skandalösester Weise gebeugt. Wo nämlich armenoider Geist herrscht, hat die Göttin Gerechtigkeit keinen Platz; parteipolitisches Interesse allein ist ausschlaggebend.

Ein weiteres auffallendes Symptom des Armenoidwerdens ist das Fehlen starker, mutiger, führender Köpfe, und wenn solche vorhanden sind, haben sie auf das Volk keinen Einfluß. Es fehlt an Männern. Das hängt mit dem Schwinden der früher genannten staatserhaltenden Charaktereigenschaften zusammen, aber auch ein anderer Einfluß macht sich geltend. Während die Männer weibisch werden und der so kulturfeindliche Pazifismus überhand nimmt, steigt die Zahl der Mannsweiber, und auch die verheirateten Frauen suchen in wachsendem Maße außerhalb der Familie Beschäftigung und Vergnügen. Darunter leidet aber die Kindererziehung in bedenklichem Maße.

Zwei Hauptkategorien armenoid gewordener Menschen gibt es, die Willenskrüppel und die Moralkrüppel. Die Willenskrüppel finden sich in erster Linie bei den nicht körperlich Arbeitenden, die eine seßhafte Lebensweise führen, namentlich bei den „Kopfarbeitern". Sie sind im Mittelstand, oft aber auch beim Adel stark vertreten. In sittlicher, idealer Beziehung stehen sie oft genug sehr hoch. In Athen muß man Männer vom Schlage eines Aristoteles, Plato, Demosthenes ihnen zuzählen. Die armenoiden Moralkrüppel sind sittlich wenig erfreuliche Erscheinungen, weil der Egoismus für sie maßgebend ist, aber sie sind, wenigstens sofern

sie der körperlich arbeitenden Klasse angehören, willensstärker, schieben daher die gebildeten Willenskrüppel beiseite, reißen die Regierung an sich, und damit beginnt der rapide Verfall, der oben geschildert wurde. Der Absturz vollzieht sich deshalb schnell, weil die demagogischen Führer z. T. Ideologen und Psychopathen, z. T. Willens- und Moralkrüppel zugleich sind. Im Hetzen und Phrasendreschen sind sie groß; in Zeiten der Gefahr verduften sie; wenn die Luft rein ist, tauchen sie vorsichtig wieder empor.

So gerät denn infolge der Demoralisation der Massen und des ebenso zielbewußten Beiseiteschiebens der Gebildeten und Idealisten das ganze Volk in einen Zustand, den man vielleicht am besten als moralische und physische Verlausung bezeichnen kann. Zuerst kommt die moralische Verlausung und diese wird unweigerlich von der physischen, d. h. von Verarmung, Not und Elend gefolgt. Allein dieser Zustand ist nur von kurzer Dauer. Da die Säulen jedes Staatswesens — persönlicher Mut und Ehrgefühl, Entbehrungsidealismus nebst Wirklichkeitssinn, Körper- und Willenskraft — schwinden, so macht die Knute der Knechtschaft bald dem armenoiden Affentheater ein Ende — Athen, Polen und viele andere Beispiele.

Nunmehr kann ein Heilungsprozeß einsetzen und zwar in zweifacher Form.

Der erste Heilungsprozeß ist der der religiösen und sittlichen Wiedergeburt. Der Druck der Knechtschaft, der Verarmung, das Wegsterben der demoralisierten und das Heranwachsen einer in Not und Tod gestählten neuen Generation lassen religiösen und nationalen Idealismus erstarken, bringen neue Körper- und Willenskraft sowie den Drang nach Freiheit, und damit ist die Möglichkeit zu einer politischen und wirtschaftlichen Wiedergeburt gegeben. Oft hält freilich eine solche Wiedergeburt nicht lange vor, armenoide Rückbildung tritt mit dem Wohlleben leicht wieder ein. Die Geschichte des jüdischen Volkes im Alten Testament zeigt deutlich das Auf- und Absteigen infolge der Wandlung des Volkscharakters.

Die zweite Form des Heilungsprozesses ist die der Regeneration der natürlichen Fundamentalcharaktere unter allgemeinem Zusammenbruch. Die Städte werden vernichtet, das Volk gezwungen, wiederum ein Leben auf dem Lande als Ackerbauer, Viehzuchtnomaden, Seefischer, Waldjäger zu führen. Damit kann unter furchtbaren Verlusten an Menschenleben — die Ungeeigneten sterben fort — wiederum ein Volk mit natürlichen Fundamentalcharakteren entstehen. Eine solche Regeneration von Grund aus erfuhr das deutsche Volk während des dreißigjährigen Krieges, und augenblicklich könnte sie in Rußland vor sich gehen. So furchtbar in solchen Zeiten auch die Verluste sein mögen, der Schreckenszeit folgt ein ungeahntes Aufblühen des körperlich und geistig gestählten Volkes. Doch nun zu der letzten Phase, die es in der Charakterentwicklung der Völker gibt!

Die Phase IV ist die armenoide Endphase. So könnte man den Abschluß der Charakterentwicklung nennen, der in Westasien im Bereich der „armenoiden Rasse" d. h. der den Armeniern ähnlichen Urbevölkerung erreicht worden ist. Der Leser versteht nun auch den Ausdruck „armenoide Umwandlung". Für die armenoide Rasse ist es bezeichnend, daß sie alle jene Eigenschaften, die unter dem Einfluß des Stadtlebens zustande kommen und in schreiendem Gegensatz zu den Fundamentalcharakteren stehen, in geradezu vollendeter From aufweist. Sie ist im friedlichen Kampf zwischen Mensch und Mensch in einer Weise geschult, die ihr eine große Überlegenheit gegenüber den natürlichen Fundamentalcharakteren auf allen denjenigen Gebieten sichert, wo es auf Schlauheit, Gewissenlosigkeit und Geistesgegenwart ankommt, also namentlich auf dem Gebiet des Handels.

Das Problem des armenoiden Endstadiums ist ein ausgesprochen landschaftskundliches. Dieses Endstadium wird nämlich in ganz bestimmten Landschaften, nämlich in den Oasenstädten, erreicht. Überall dort, wo der Mensch mit Hilfe von künstlicher Bewässerung Oasenbau treibt, hat er sich in einem Umfange von den Naturgewalten frei gemacht, wie sonst nirgends auf der Welt. Demgemäß ist dort nicht nur die alte Religion der Naturgewalten stark erschüttert worden, sondern auch die der Kulturgottheiten. Denn da die Menschen, wie früher bereits erwähnt, eigentlich immer nur von Unglücksfällen, feindlichen Angriffen, Krankheiten und dergleichen Widerwärtigkeiten betroffen werden, die alle auf eine einzige Ursache und eine einzige Gottheit zurückgeführt werden können, so entstehen in Oasenstädten monotheistische Religionen und breiten sich von dort siegreich aus. Nun bestehen Oasenkulturen aber gerade in Westasien, wohl seit dem Ende der Diluvialzeit, und so ist es erklärlich, daß sich dort eine Rasse hat entwickeln können, in der die Eigenschaften des armenoiden Charakters in den langen Jahrtausenden infolge von Vererbung so artenfest geworden sind, daß Instinktnaturen entstanden sind. Die armenoiden Eigenschaften sind den Leuten zur zweiten Natur geworden, sie reagieren wie natürliche Fundamentalcharaktere, sie sind mit einem Wort „sekundäre Fundamentalcharaktere" geworden, Haustieren vergleichbar, die auch infolge Jahrtausende langer künstlicher Züchtung beinahe artenfest geworden sind. Ganz bezeichnend ist, daß bei Völkern mit armenoiden Fundamentalcharakteren eine ähnliche Armut an verschiedenen Charakteren eintritt wie bei natürlichen Fundamentalcharakteren. Kennt man einen Orientalen, so kennt man die meisten. Bezeichnend ist ferner, daß die armenoiden Fundamentalcharaktere unfähig sind, selbständige Staaten zu bilden, weil ihrem Charakter eben die Grundsäulen jedes freien Staatswesens fehlen — persönlicher Mut und Ehrgefühl, Entbehrungsidealismus, Körper- und Willenskraft zur Beseitigung mechanischer Hindernisse. So besteht denn die Geschichte Westasiens dauernd darin, daß fremde Eroberer mit natürlichen Fundamentalcharakteren Reiche gründen, allein bald werden sie von den Armenoiden aufgesogen, und das Reich bricht zusammen. Religiöse Wiedergeburt kann vorübergehend eine kurze Blütezeit hervorrufen.

Daß gerade die Westasiaten den armenoiden Fundamentalcharakter so ausgezeichnet entwickeln konnten, hängt mit der Lage zwischen Europa und Südasien zusammen. An sich schon sind Oasenstädte in hohem Grade handelsbedürftig, da sie nur über eine beschränkte Menge von Rohstoffen und damit Lebensmitteln, Genußmitteln und Kulturbesitz verfügen. Mit Hilfe von Handwerkswaren suchen sie die fehlenden Stoffe zu erhandeln. Westasien hat obendrein seit dem grauen Altertum die Rolle eines Handelsagenten zwischen dem Occident und Südasien gespielt; große Handelsstraßen durchzogen die Länder. Nun wirkt aber nichts in so hohem Grade auf die Entwicklung armenoider Eigenschaften ein als gerade der Handel. Er verlangt ganz besonders geschäftige, gewandte, gerissene, kluge, geschickte Menschen. Der Gipfel armenoider Entwicklung mit rücksichtsloser Gewissenlosigkeit, die durch kein Ehrgefühl beeinflußt wird, erzielt aber der Karawanenhandel. Der Kaufmann durchzieht als Fremder die Städte, braucht beim Verkauf seiner Waren nicht zu befürchten, die Kunden, die er betrügt, jemals wiederzusehen. Und sieht er sie nach Jahren doch wieder, ist ja alles vergessen.

Nun ist es leicht zu verstehen, daß die gewaltige Überlegenheit der armenoiden Fundamentalcharaktere den natürlichen Fundamentalcharakteren wie auch den in armenoider Umwandlung begriffenen Städtern gegen-

über — stümperhafte Anfänger sind sie, verglichen mit jenen — einen zersetzenden Einfluß ausüben muß. Sie vernichten nicht nur jene wirtschaftlich, sondern ihr Beispiel wirkt in hohem Grade demoralisierend.

So sind denn die Armenoiden jenen Feigenbäumen vergleichbar, die den Baum, an dem sie emporgeklettern, erdrücken. Allein sie sind jenen Würgern doch nicht gleich, denn diese entsenden Luftwurzeln, die schließlich einen Säulenstamm bilden, und lange vor dem Tode des erwürgten Opfers gedeiht ein stattlicher Baum, der auf eigenen Füßen steht. Nicht so die Träger des armenoiden Charakters. Ihnen fehlen ja jene Kardinaltugenden, ohne die ein freies selbständiges Staatswesen nicht bestehen kann. Sie stürzen also mit dem Erwürgten hinab in den Schmutz und das Elend der Knechtschaft.

Zum Schluß noch ein Wort über die Fürstenhöfe. Sie wirken ähnlich wie die Städte. Gewandte, gewissenlose Höflinge werden herangezüchtet, Männer von Geist und Bildung, aber schwacher Wirbelsäule. Auch die Herrscherfamilien selbst sind der Gefahr armenoider Umwandlung in höchstem Grade ausgesetzt, wenn sie sich nicht infolge kriegerischen Lebens und zielbewußter spartanischer Einfachheit körperlich und geistig gesund halten. Gegenüber dem städtischen armenoiden Verfall legt man an Höfen auf Mut und Ehrgefühl mindestens äußerlich Gewicht, erwirbt sich dagegen nicht die Fähigkeiten zu wirtschaftlicher, kaufmännischer Betätigung, wohl aber können Künste und Wissenschaften blühen, wie leicht verständlich. Da von den Fürstenhöfen aus oft genug die Beamtenstellen besetzt werden, üben die Höfe trotz ihrer Kleinheit einen entscheidenden Einfluß aus, der, je nach dem Charakter der Fürsten, günstig oder ungünstig ist. Denn den Hof können diese durch Auswahl ihrer Umgebung entscheidend gestalten, damit aber auch die Verwaltung des Landes.

Die Einwirkung der Städte auf die Charakterentwicklung in West- und Mitteleuropa während der Handwerkskulturzeit.

In allen wesentlichen Punkten findet man in den Städten jener Zeit die oben beschriebenen Phasen ausgeprägt. Die Städte waren nicht gerade groß, die Krankheiten sorgten für rasches Fortsterben der Familien und damit für einen regen Nachschub vom Lande, d. h. für Einwanderung von neuen Fundamentalcharakteren. Trotzdem zeigt der Gang der politischen Entwicklung immer wieder folgendes Bild.

Mit dem Aufblühen der Städte entwickeln sich vor allem aus den Patriziern, den städtischen Geschlechtern, heraus ausgezeichnete Männer, die wahrhaft große und ideale Volksfreunde und Staatsmänner sind. Allein nach kurzer Blütezeit tritt ein Verfall ein. Die großen breiten Volksmassen geraten in die Hände demagogischer Leute, der Absturz erfolgt schnell, und die Städte werden von Fürsten unterworfen, oder Not und Elend zermürben das Volk und führen in den folgenden Generationen infolge der sittlich-religiösen Wiedergeburt der Charaktere und unter Einwanderung frischer Kräfte vom Lande her einen neuen Aufschwung herbei. Aufstände gegen die „verweichlichte", d. h. physisch-willensschwach werdende Oligarchie bezeichnen den Beginn, Verlust der politischen Freiheit oder mindestens Macht den Abschluß einer Verfallsperiode. Auch die Rolle der Städte als Rückzugsgebiet des Gesindels läßt sich deutlich nachweisen. Ganze Verbrecherviertel gibt es mit höchst interessanter, fast selbständiger Organisation. W. Scott z. B. beschreibt in seinem Roman „Nigels Schicksale" das Verbrecherviertel Londons in Whitechapel und die dortigen Zustände aus der Zeit von Jacob I.

Alles in allem muß man aber sagen, daß die Städte der Handwerks-

kultur sich nach dem Zusammenbruch immer wieder erholten, entsprechend der nicht übermäßigen Größe und der starken Auslese durch Krankheiten, die die Ansammlung großer Massen von körperlich und geistig Verkümmerten verhinderte. Während des dreißigjährigen Krieges fand sogar eine starke Regeneration der Fundamentalcharaktere statt, wie sie kaum furchtbarer gedacht werden kann. Die Übrigbleibenden waren allerdings Männer von großer körperlicher und geistiger Widerstandsfähigkeit, und die damalige Wiedergeburt hat den geistigen Aufschwung im 18. Jahrhundert zur Folge gehabt. Es ist sehr wohl möglich, daß die Schlaffheit der Österreicher gegenüber den anderen deutschen Stämmen eine Folge davon ist, daß Österreich im dreißigjährigen Krieg diese Regeneration nicht mitgemacht hat.

Auf einen Punkt sei noch hingewiesen, nämlich auf die Charaktergliederung der Völker zur Zeit der Handwerkskultur. Ohne weiteres verständlich ist der Charakter der Bauern und der der Städter. Daneben hatte man aber den des Adels. Bei diesem kommt der Charakter der alten Waldjäger, der kühnen Seefischer und der Steppenhirten zum Ausdruck. Entsprechend dem kriegerischen Leben des Adels konnten sich die Fundamentalcharaktere jener bei ihm halten und verstärken. Kühnen Mut, ritterliche Gesinnung, aber auch alle jene Fehler der Jäger, Hirten und Seefischer vereinigt der Adel in sich. Von großer Bedeutung war übrigens noch folgender Umstand. Kaum ein anderer Einfluß veranlaßt eine so schnelle und gründliche Zerstörung der instinktiven Eigenschaften wie die Schulerziehung, die Bildung. Diese bekämpft ja grundsätzlich die angeborenen Instinkte. Nun war während des Mittelalters nicht nur die Bildung der Bauern gleich Null, sondern auch die des Adels keineswegs umfangreich. So konnten sich denn auch beim Adel die Fundamentalcharaktere halten. Selbst in den Städten besaß die Masse des Volkes geringe oder keine Schulbildung, mindestens keine gründliche. Kurz, es waren neben der Geistlichkeit doch nur beschränkte Kreise des Adels und vermögender Bürger oder ärmerer Studierender, die wirklich eine solche Bildung besaßen, daß ihr angeborener Charakter wesentlich beeinflußt wurde. Es ist klar, daß solche Zustände für die Erhaltung der natürlichen Fundamentalcharaktere günstig waren.

Die Anbahnung der Maschinenkultur.

Seit der Reformationszeit änderte sich allmählich dieses Verhältnis. Mit dem Bekanntwerden der klassischen Literatur und der Bekanntschaft aller Volkskreise mit der Bibel breitete sich die Bildung, mindestens die Kenntnis des Schreibens und Lesens aus. Es entwickelten sich auch allmählich die Naturwissenschaften und die Techniken — Fortschritte, die dann schließlich zur Entstehung der Maschinenkultur führten. Es fragt sich nun, ob diese Entwicklung unter dem Einfluß der Landschaft stattgefunden hat oder nicht. M. E. ist das erstere der Fall. Wenn auch römische Einflüsse stark mitspielten, indem manche Technik nach unseren Gebieten gebracht wurde, und die alte klassische Literatur im höchsten Maße befruchtend wirkte, die Weiterentwicklung und vor allem die neue Richtung, die die Wissenschaften einschlugen, waren durch die Landschaft bedingt. Bis zu einem gewissen Grade begünstigte die Naturlandschaft die Entwicklung der Techniken, nämlich die verhältnismäßig gleichmäßige Wasserführung der Flüsse, die eine Ausnutzung der Kräfte mit Mühlen gestattete. Wichtiger war der Einfluß des Klimas, das zur Heizung der Räume und zur Beleuchtung während der dunklen Winterabende zwang. Schon die Römer mußten ja in Gallien und Germanien die

Heizungstechnik entwickeln. Diese und die Glasindustrie, das Ziegelbrennen und die Ausnutzung der Wasserkräfte mußten den Grund legen zu der Beherrschung der Naturkräfte und ihrer industriellen Verwertung. Von entscheidender Wichtigkeit wurde aber die Ausgestaltung des Hauses mit warmen Zimmern, mit Glasfenstern und abendlicher Beleuchtung. Damit war die Möglichkeit zu eindringlicher, ungestörter Arbeit gegeben. Im Winter, aber auch im Sommer, im behaglichen, hellen, warmen Zimmer kann man ganz anders nachdenken, sich in Probleme vertiefen als im Freien. Im Zimmer stört einen weniger der Lärm, ist man geschützt gegen Wind und Staub, wird man nicht abgelenkt durch das Rauschen der Bäume, grelles Sonnenlicht, fliegende Vögel und alle die anderen Bewegungen. Viele Menschen sind ganz unfähig im Freien zu arbeiten, namentlich zu schreiben, wo möglich auf losen Blättern, die der Wind davon wehen will. Das Arbeitszimmer des Gelehrten war nun aber der Ort, von wo die großen Entdeckungen und Gedanken ausgingen. Im Verein mit den vorhandenen Techniken, der Glasindustrie namentlich, erfolgte die Erfindung des Fernrohres und des Mikroskops. Die Heiztechnik leitete die Erfindung der Dampfmaschine ein. Die Einrichtung der Laboratorien hatte das Vorhandensein warmer, geschützter, heller Räume zur Vorbedingung. So konnten denn in solchen Häusern, die in den Mittelgürteln dem Klima entsprechend gebaut und die auch nach den Kulturgebieten der Mittelmeerländer gelangt waren, die großen Entdeckungen erfolgen, auf denen sich die heutige Maschinenkultur aufbaut. Allein bevor wir zu dieser übergehen, müssen wir noch einen Blick auf Osteuropa werfen.

Die Charakterentwicklung in Rußland.

Die Russen haben die Waldländer des heutigen Großrußlands kolonisiert, nicht erobert. Sippenkolonien wurden zwischen den zerstreut wohnenden Finnen und Litauern begründet, und diese russifiziert. Bei solchem Vorgang kann man sich leicht vorstellen, daß die gedrängte Sippendorfsiedlung bei der Aufsaugung fremder Völker sehr wirksam war, und daß das Assoziationsbedürfnis von den Russen als nützlich erkannt und stark gefördert wurde. Die großen Dörfer mit gedrängtem Zusammenleben und Handwerksbeschäftigung mußten aber notwendigerweise eine ähnliche Wirkung ausüben wie in Deutschland die Städte. Demgemäß erklärt es sich leicht, daß neben dem zähen schwerfälligen Bauerncharakter der leichtlebige, intelligente, aber wenig charaktervolle städtische Charakter maßgebend wurde. Die Leibeigenschaft hat auch sehr ungünstig gewirkt, da diese durch Auslese die Entwicklung gefügiger unterwürfiger Naturen begünstigte. Der Adel aber hatte wohl im Kriegsleben Gelegenheit, Mut und Ehrgefühl zu stählen, allein gleichzeitig mußte auch auf ihn die Leibeigenschaft sowie der Mangel an Arbeit demoralisierend wirken. Vielleicht waren bereits in der langen Zeit der Bedrängnis, die die Slawen in ihren Ursitzen — Galizien — auszuhalten hatten, die Fundamentalcharaktere der Jagd- und Hirtenzeit, die ja den Adel zu bilden pflegen, stark vermindert worden, während der Bauerncharakter sicherlich stark zur Ausbildung gelangt war. Jedenfalls sind die Großrussen arm an natürlichen und gebildeten Fundamentalcharakteren; reicher daran sind wohl die Kleinrussen.

Während bei den Germanen im Baltischen Festungsgebiet ein Reichtum an den schroffen Fundamentalcharakteren der Hirten, Waldjäger, Fischer, Seeleute und Bauern herangezüchtet wurde, der erst infolge der Stadtentwicklung eine kulturfreundliche Umwandlung erfuhr, und während in Polen

ein scharfer Gegensatz zwischen einem unterdrückten Bauernvolk und einem knechtenden Hirtenadel bestehen blieb, hat in Großrußland die Entwicklung der Handwerksindustrie in den Dörfern zur einer überaus starken Unterdrückung der Fundamentalcharaktere der Bauern geführt — Hirtencharaktere scheinen nie stark vertreten gewesen zu sein — unter Heranzüchtung intelligenter, aber charakterschwacher städtischer Charaktere in großen Dörfern.

Noch eine andere auffallende Eigenschaft der Russen, wenigstens der russischen Kaufleute, hängt von dem Lande ab, nämlich die Neigung zu Betrug, das unsolide gewissenlose Geschäftsgebaren. Dieser Fehler steht nämlich mit den Verkehrsverhältnissen im Zusammenhang. Das Frühlingshochwasser veranlaßte die Entwicklung der Jahrmärkte, die im Verlauf der zahllosen schiffbaren Flüsse an vielen Orten stattfanden. Das Zusammendrängen des Verkehrs im Winter mit seinen Schnee- und Eisbahnen begünstigte gleichfalls den Jahrmarktshandel und den Karawanenverkehr. Die Unsicherheit und Unselbständigkeit der mit solchem nomadisierenden Jahrmarktshandel eng verknüpften Handelsbedingungen hatte aber, wie Miljukow ausführt, eine überaus ungünstige Entwicklung auf den Charakter der Handelsleute; Mangel an Berufsanstand, Unredlichkeit und Betrügerei waren die Folge. Jeder Handel mit Kunden konnte der letzte sein, ja war wahrscheinlich auch der letzte; man sah sich wohl nie wieder. Also fiel jede Rücksicht auf die Zukunft fort. Ist es nicht wirklich interessant zu sehen, daß Dinge, die einander so fern stehen wie Landschaft und Geschäftsehrlichkeit in Wirklichkeit aufs engste miteinander verbunden sein können?

4. Die Kümmerbaustufe der Mittelgebirge im Bereich der Mischwald- und Laubwaldländer.

In den Mittelgebirgen unseres Landschaftsgürtels endet das bebaute Land in Mitteldeutschland etwa in 900 m, in den Alpen in 1500 und mehr Meter Höhe. Der noch bewohnte Streif ist durch Bleicherde ausgezeichnet, und da ist es in hohem Grade belangreich zu sehen, wie die dortigen Verhältnisse denen im Podsol-Rußland in vielem ähneln. In manchen Beziehungen bestehen natürlich wichtige Gegensätze, namentlich deshalb, weil die Größenverhältnisse und Oberflächenformen wesentlich andere sind. Wo sich die Stufe als Berghang hinzieht, kann man sie in wenigen Stunden durchschreiten und selbst auf Tafelländern — Hohes Venn — ist die Ausdehnung nicht sehr erheblich. Damit müssen aber wesentlich andere Einflüsse auf die Bewohner wirken als in dem weiten russischen Flachlande. Vor allem werden sie von der Fußstufe aus stark beeinflußt, befinden sich sogar in ausgesprochener Abhängigkeit von ihr. Ferner ist die subpolare Höhenstufe ein Durchgangsgebiet dort, wo sich Matten mit sommerlicher Viehzucht über dem Wald befinden. Allein trotz aller Unterschiede gibt es doch auch bestimmte Übereinstimmungen.

Die wirtschaftliche Ausnutzung beschränkte sich lange nach Besiedlung der Fußstufe lediglich auf Sammeln von Beeren und Pilzen, auf Holzschlagen, Kohlenbrennen und namentlich auf Jagd. Erst später, im Mittelalter, erfolgte die dauernde Besiedlung mit Einzelhöfen und Dörfern. Feldbau kann nur auf anspruchslose Getreidearten erfolgen, auf Buchweizen, Gerste, Hafer, wenig Roggen; dazu kommen Wiesenkulturen.

Die Viehzucht richtet sich im allgemeinen nach dem Feldbau. An Wiesen und Brachweiden fehlt es nicht, aber die Kümmerbaustufe ist doch nicht in hervorragender Weise für diesen Erwerbszweig geeignet. Wo

Matten über dem Walde liegen, weidet das Vieh im Sommer oben, im Winter wird es in Ställen gefüttert — Almenwirtschaft. Dann ist der Viehbestand zahlreicher als ohne Mattenstufe.

Wie in den russischen Bleicherdeländern vernichtet der Frost leicht die Ernte, und bei dem schlechten Boden ist der Ertrag sehr dürftig. Demgemäß kannte wohl die Kümmerbaustufe der Gebirge einst das Rindenbrot ebenso wie die Podsolfußstufe. Das gilt mindestens für Skandinavien. Deshalb hat man sich in den Gebirgsdörfern ebenso wie in Großrußland den Handwerken zugewendet, namentlich der Holzindustrie, z. B. der Holzschnitzerei. Sägemühlen, Kohlenmeiler, Glashütten, Blechhämmer sind bezeichnende Erscheinungen, da man die Wasserkräfte ausnutzt. Sodann spielt die Hausindustrie — Spitzenklöppeln, Weberei — eine sehr große Rolle. Die langen Winter werden ausgenutzt, und obendrein muß man wegen der ungenügenden Erträge des Bodens die Einnahmen durch Handwerk steigern, um Lebensmittel im Bereich der Fußstufe zu kaufen. Und wie in Rußland ist auch in der subpolaren Höhenstufe ein Teil der Bevölkerung als Hausierer oder als wandernde Handwerker unterwegs.

Die Siedlungen ähneln rein äußerlich hinsichtlich der Dorfformen denen Rußlands. Das lange Straßendorf und der Einzelhof im Wald sind bezeichnend. Die Ursache für die Straßendorfform ist das Gebirgstal, in dem sich das Dorf hinzieht, nicht aber das Ufer eines schiffbaren Flusses oder die Waldstraße wie in Rußland.

Der Verkehr ist im Sommer und im Winter lebhaft, da man mit der Fußstufe tagtäglich in Fühlung ist. Wo über dem Wald eine Mattenstufe liegt, bedingt die Almenwirtschaft lebhafteren Verkehr auch nach aufwärts. Im Sommer war ursprünglich wohl das Lastentragen durch Tier und Mensch die Hauptbeförderungsart, allein im Winter spielte infolge der Schneedecke der Schlitten eine große Rolle, der sich wegen der steilen Hänge z. T. in einen Hand- und Rodelschlitten verwandelt hat.

Die sozialen Verhältnisse sind wegen der Entwicklung der Hausindustrie und der kläglichen Ernährungsverhältnisse ebenso traurig wie im Waldrußland — z. B. die Weber im Eulengebirge, die Spitzenklöppler im Erzgebirge. Auch die körperliche Entwicklung leidet stark unter der ungesunden Beschäftigung, unter der Stubenluft im Winter und unter der ungenügenden Ernährung. Dasselbe gilt von der Ausbildung des Volkscharakters, die unter dem Zeichen von Not, Elend und Abhängigkeit steht. Staatlich sind die Kümmerbauhöhen stets abhängig von der Fußstufe; das bedingen bereits die wirtschaftlichen und Ernährungsverhältnisse. Wie im Podsolflachland lastet der niedrige Stand der Ernährungsgrenzen als Kreuz schwer auf diesen unglücklichen Höhen. Aber einen klaren Gegensatz zum Podsolrußland gibt es doch. Der Bewohner der subpolaren Höhenstufe hat eine ausgesprochene Heimatliebe, die ihn immer wieder aus der Fremde in das Heimatsdorf zieht, im Gegensatz zum Großrussen, dem das ganze große „Mütterchen" Rußland Heimat ist.

5. Die Maschinenkulturzeit.

Allgemeine Gesichtspunkte.

„Vieles ist gewaltig, aber nichts ist gewaltiger als der Mensch", sagt Sophokles.

Seit der Reformation, seit dem Eindringen der antiken Philosophie und Literatur in unsere Länder ist in stillen Arbeitsstuben der Gelehrten, in geräuschvollen Laboratorien der Techniker, in den Hörsälen der Universitäten jene Kulturentwicklung vorbereitet worden, die mit dem Namen „Maschinenkultur" wohl am besten gekennzeichnet wird. Statt der Hände

arbeiten Maschinen und schaffen mit einer Schnelligkeit und Gleichmäßigkeit, wie sie früher undenkbar war. Zwar wurden ja längst die Wasserkräfte der Flüsse an günstigen Stellen ausgenutzt, Mühlen belebten die Täler; allein die Handarbeit stand doch stets im Vordergrund. Seitdem die Maschinen jene ersetzen, ist vieles, vieles anders geworden, und eine allgemeine Umgestaltung der früheren Verhältnisse eingetreten. Ist damit die Welt besser geworden? Kann man stolz sein auf die neuen Errungenschaften? Mit einem leuchtenden Auge darf man „ja" sagen, allein das andere sucht angstvoll das Dunkel der Zukunft zu ergründen. Wie sich im Fieberwahn die Vorstellungen überstürzen, so überstürzen sich die Erfindungen der Technik, und krankhafte Züge zeigt auch die Entwicklung der Maschinenkultur.

Gewaltig steigen Rauch- und Feuersäule des Vesuvs empor zum Himmel und breiten sich majestätisch als mächtige Pinie aus — ein erhabenes Schauspiel, das alle Zuschauer mit Bewunderung und Ehrfurcht erfüllt. Aber dann sausen Aschen und Bomben hernieder, brechen glühende Lavaströme aus den Flanken des lebenden Berges heraus und verschlingen die eben noch in dem Anblick der großartigen Naturerscheinung Schwelgenden. Wohl haben Erdbeben seit Wochen, seit Monaten gewarnt, allein der sorglose, leichtsinnige Mensch hat nicht darauf geachtet. Nun bricht das Verderben über ihn herein, und sein angstvolles Schreien erstickt im Aschenregen und im Donnerkrachen des Berges. Auch die Jetztzeit hat seit Jahrzehnten die warnenden Erderschütterungen gefühlt, aber nicht beachtet. Schon ist ein Vulkan ausgebrochen und hat unter entsetzlichen Leiden und Qualen Hunderttausende, vielleicht Millionen vernichtet. Noch immer entquellen dem furchtbaren Schlund Ströme auf Ströme, Wolken auf Wolken, und immer noch gehen Tausende auf Tausende zu Grunde. Auch unser eigener Vulkan grollt und bebt im Innern. Kleinere Lavaströme sind bereits seinem Krater drohend entquollen, aber gering ist vorläufig noch die Schädigung des Kulturlandes, noch geringer die Verluste an Menschenleben.

„Unser Berg wird nicht ausbrechen, die Gefahr ist beseitigt, es kommt nichts mehr", hört man oft sagen.

Sachte, mein Lieber, sachte! Lerne erst einmal Wesen und Ursachen dieser vulkanischen Ausbrüche verstehen. Dann erst versuche, in die Zukunft zu schauen. Wahrlich, wahrlich ich sage Euch, einst wird kommen der Tag, wo das stolze Gebäude der Maschinenkultur prasselnd dahin sinkt, Millionen unter seinen Trümmern begrabend. Katastrophen bereiten sich vor, Katastrophen, mit denen verglichen die Hungersnöte in China, die Umwälzung des Hoangholaufes mit der Vernichtung einiger Millionen Menschen sich ausnehmen werden wie die Verluste einer mittelalterlichen Fehde verglichen mit den Verlusten eines heutigen Weltkrieges. Versuchen wir uns nur einmal eine Vorstellung von den Ursachen der drohenden Katastrophe zu machen!

Es handelt sich um eine ganz neue Aufgabe. Bisher mußte wesentlich die Abhängigkeit des Menschen von den Naturkräften des Landes behandelt werden, jetzt heißt es seine Unabhängigkeit und die Folgen dieser Unabhängigkeit zu beleuchten.

Selbstverständlich kann es sich nicht um einen Versuch handeln, ein zusammenhängendes Bild der Kulturentwicklung zu geben, vielmehr wird die Kenntnis dieser als bekannt vorausgesetzt oder höchstens kurz skizziert. Die Einwirkung der Städte und Landschaften der Maschinenkultur auf den Menschen wird in erster Linie Gegenstand der Untersuchung sein müssen. Denn das Unheil, die drohende Katastrophe, hängt eben von

dieser Einwirkung auf den Menschen ab. Werfen wir zunächst einen kurzen Blick auf den Gang der Kulturentwicklung!

Skizze des Entwicklungsganges der Maschinenkultur im Gegensatz zur Handwerkskultur.

Eine Wendung mit ungeahnten Ausblicken ist seit dem 19. Jahrhundert eingetreten. Das Aufblühen der Naturwissenschaften, namentlich von Chemie und Physik, hatte die Erfindung der Dampfmaschine, der Elektrizität und ihrer Verwertung usw. usw. zur Folge. Der Mensch bezwang die Naturkräfte nicht nur, er machte sie sich dienstbar, und mit Eisenbahn, Auto, Telegraph, Telefon, Flugzeug wurden die Verkehrsverhältnisse von Grund aus umgestaltet. So schnell werden Mitteilungen, selbst lange Berichte verbreitet, daß die großen Volksstaaten gleichsam ein einziger Stadtstaat geworden sind.

„Abwendung von der Natur" lautet die Losung in allem und jedem. Die wissenschaftliche Landwirtschaft, die obendrein mit Maschinen arbeitet, schiebt die natürliche Ernährungsgrenze in ungeahnter Weise nach oben. Ersatzstoffe — wie Ersatzlebensmittel, Ersatzrohstoffe für gewerbliche Zwecke — wirken nach der gleichen Richtung.

Die Verkehrsmittel gestatten eine Herbeischaffung von Lebensmitteln in einem Umfang, der früher rein technisch undenkbar war. So kommt eine ganz unnatürliche Bevölkerungsdichte zustande, die nur bei einer ungestörten Zufuhr von Lebensmitteln und Rohstoffen aufrecht zu halten ist. Also entwickeln sich recht bedenkliche Zustände, die der Gefahr katastrophalen Zusammenbruchs ausgesetzt sind.

Diese unnatürliche Ansammlung von Menschen beschränkt sich nicht, wie in der Zeit der Handwerkskultur, auf einige Großstädte, sondern verbreitet sich über weite Landflächen, da auch über das Land hin Fabriken entstehen, die Mittelpunkte der Volksverdichtung werden.

Ein Punkt von allergrößter Bedeutung ist die Einführung des Schulzwanges, die Erziehung aller in der Schule. Damit kam es zu einer schnellen Umwandlung der Fundamentalcharaktere auch auf dem Lande, zu einer plötzlichen Kraftentfaltung und deshalb einem raschen Aufstieg der Leistungen, ähnlich wie einst in den Städten die Entstehung gebändigter Fundamentalcharaktere eine rasche Blüte und Machtentfaltung bewirkte. Das nationale Gefühl erwachte gleichzeitig mit unbändiger Gewalt, weil die Schriftsprache als einigendes Band wirkte, Nationalstaaten entstanden. Der preußische Schulmeister siegte bei Königgrätz und Sedan. Allein wie in den Städten der Handwerkskulturzeit folgte der armenoide Absturz auf dem Fuß nach, nur noch gründlicher. Früher blieb doch das Land wenigstens als unerschöpfliche Reservekammer für Fundamentalcharaktere bestehen. Die Maschinenkulturzeit dagegen hat auch diese Kammer geöffnet und die ganzen Reserven auf einmal in die Schlacht geworfen. Überwältigend war der Anfangserfolg, aber um so vernichtender mußte der Rückschlag einsetzen. Ohne Fundamentalcharaktere ist eben ein Volk verloren. Das Problem der Zerstörung dieser unersetzlichen Kräfte steht also im Mittelpunkt des Belanges.

Körper- und Charakterentwicklung.

Alle jene ungünstigen Einflüsse, die in den Städten während der Handwerkskultur auf die Menschen einwirken, machen sich in verstärktem Maße auch in den Ländern der Maschinenkultur geltend, und zwar in einer unheilbar zerstörenden Form, die notwendigerweise schließlich einen vollständigen Ruin der Industrievölker herbeiführen muß. Diese unheilvolle Wirkung

erstreckt sich gleichmäßig auf Körper und Geist, deshalb behandelt man beides am besten gleichzeitig.

In einer kleinen Erzählung eines modernen Schriftstellers — seinen Namen habe ich vergessen — wird geschildert, wie die zur Taufe eines hochgeborenen Kindleins geladenen Feen und Geister diesem ihre Segenswünsche aussprechen. Alle Tugenden, alles Glück wird zum Entzücken der Eltern dem Kindlein auf seinen Lebensweg gewünscht. Zuletzt tritt die bekannte böse Fee herein und macht alles Glück, allen Segen durch einen einzigen Wunsch zunichte: „Werde ein moderner Kulturmensch, der niemals Zeit hat, etwas zu genießen." Schmerzlich verzog sich das Gesicht des Kindleins zu einem leisen Wimmern.

Ein großer Teil der Tragik, die auf der Maschinenkultur lastet, ist in dieser kurzen Erzählung wiedergegeben. Wie eine Maschine rastlos, sausend, surrend, atemlos möchte man sagen, ohne Unterlaß, ohne Ermüdung arbeitet, so ist der moderne Kulturmensch in rastloser Tätigkeit, gleichsam von einem aufzehrenden Fieber befallen. Zu einem ruhigen Genießen, einem beschaulichen Sichvertiefen, einem gründlichen Nachdenken kommen nur noch wenige, denn time is money.

Die Rastlosigkeit des Straßenlebens ist nicht unbedenklich. Ohne Übertreibung kann man sagen, daß in jedem Augenblick auf die Sinnesorgane eines modernen Stadtmenschen starke Eindrücke wirken. Der Lärm der Straße, das Aufpassen auf Wagen und Autos, das Fahren in Bahnen, der Anblick der Schaufenster, der Reklameschilder, der Menschen, die Gerüche verschiedenster Art, das Gedränge unter Menschen — andauernd erfolgen Nervenreize. Der Kulturmensch in der Großstadt ist daran gewöhnt, aber bereits Kleinstädter ermüden in ihrem Getriebe leicht, und Landbewohner noch viel mehr. Es ist auf die Dauer aber keineswegs gleichgültig, ob eine beständige, wenn auch kleine Reizung der Nerven stattfindet. Eine erhebliche Schädigung in Gestalt von Nervosität, muß ja schließlich eintreten. Hier ein jedem Arzt bekanntes Krankheitsbild der so vielgestaltigen Neurasthenie! Lokomotivführer und andere Eisenbahnbeamte oder sonst auf Wagen mit andauernd schwacher Erschütterung des Körpers fahrende Leute erkranken schließlich an sehr quälenden Schmerzen des Rückens, weil das Rückenmark und die aus ihm ausstrahlenden Nerven in einen chronischen Reizzustand getreten sind. Genau so müssen die dauernden Nadelstichen vergleichbaren Nervenreize, denen beim Großstadtleben auf der Straße die Sinnesorgane ausgesetzt sind, eine Überreizung, eine dauernde krankhafte Erregbarkeit des Nervensystems verursachen. Nervosität, Neurasthenie entwickeln sich.

Man muß sich nur über die Widerstandsfähigkeit des Nervensystems klar sein. Die Muskulatur ermüdet rasch, sie ist auch leicht zu überanstrengen unter Entwicklung von Muskelschmerzen und Mattigkeit; allein bei Ruhe erholt sie sich schnell. Anders das Nervensystem. Ein gesunder Mensch kann ungestraft lange Zeit mit seiner Nervenkraft Raubbau treiben, allein wenn einmal starke Überreizung eingetreten ist, dann ist es fraglich, ob jemals wieder eine völlige restitutio ad integrum, eine völlige Gesundung, eintritt, und was vor allem schlimm ist, Nervosität wirkt wie eine kontagiöse Krankheit und ist leicht vererbbar.

So ist denn also schon allein das scheinbar so harmlose, unterhaltende, die Neugier befriedigende Großstadtleben mit seinem Gedränge und Lärm, seiner Bewegung und Unruhe eine recht bedenkliche Beigabe, die auf alle Menschen mehr oder weniger stark einwirkt.

Betrachten wir nunmehr noch zwei sich schroff gegenüberstehende Volksschichten, höhere Stände und Arbeiter. In vieler Hinsicht sind

beide wesentlich anderen Einflüssen ausgesetzt, die namentlich von der Erziehung abhängen.

Die Kinder der höheren Stände, der gut situierten Bürger, leben von dem Tage ihrer Geburt an in sehr günstigen Verhältnissen, d. h. günstig in dem Sinn, daß sie den so zahlreichen Schädigungen des Säuglingsalters entrückt sind. Die Auswahl im Kampf ums Dasein ist gering. Heiter, an Spielen und Vergnügungen reich und sonnig ist ihre Jugend. Es fehlt aber gewöhnlich leider an den so notwendigen Entbehrungen und Widerwärtigkeiten, die die Willenskraft anspornen und frühzeitig entwickeln. Dann kommt die Schulzeit. Es kann nicht der geringste Zweifel darüber bestehen, daß sowohl die Zahl der Stunden, die die Kinder auf der Schulbank sitzen müssen, als auch die Stubenluft, der Mangel an Bewegung, an körperlicher Arbeit, die Anforderungen an das Gehirn und die Sinnesorgane im höchsten Grade ungünstig auf die Gesundheit wirken. Man braucht ja nur unsere Jugend auf den höheren Schulen bezüglich ihres Ausschens zu prüfen. Bleichsucht und Blutarmut, allgemeine Körperschwäche und Jämmerlichkeit, Kurzsichtigkeit, Nervosität herrschen durchaus vor. Stämmige, robuste, rotbackige Kinder, die gute unermüdliche Turner und Läufer sind, treten zurück. Aber im Gehirnturnen, im Auswendiglernen, in schnellem, geistigem Erfassen sind sie groß. Mechanische Willensstärke ist nicht ihr Fall, aber mit diplomatischer Gewandtheit ans Ziel zu gelangen, gelingt besser. Auch sind sie geschult, Hindernisse, die sich beim Gehirnturnen ihnen entgegenstellen, mit Ausdauer und Geschick zu nehmen. Auf eine starke Wirbelsäule, auf Mut, der darin liegt, rücksichtslos seine Meinung zu sagen, und auf Charakterstärke legt die moderne Schule kein Gewicht; Examenswissen, sowie logisches und selbständiges Denken dagegen werden erstrebt und in erheblichem Maß erreicht. M. E. sind die höheren Schulen in hohem Maße Schuld an der schnellen armenoiden Umwandlung der höheren Stände mit ihren klugen aber willensschwachen Beamten, mit ihren gewandten, in gesellschaftlichen Umgangsformen geübten, stets höflichen akademischen Kreisen, die jede Rücksichtslosigkeit als „taktlos“ und „ungebildet“ verurteilen, weil sie selbst zu feig und willensschwach sind, einem ihre Meinung ins Gesicht zu sagen, mit ihren diplomatischen geschmeidigen Weltmännern, die völlig unfähig sind, eine Tür die jemand zuhält, mit Kraft und Gewalt zu öffnen und sich selbstbewußt Platz zu machen.

Je stärker die Dressur auf der Schule ist, je gründlicher Bildung und Wissen werden, je stärker das Gehirn auf Kosten von Muskulatur und Blut zur Entwicklung kommt, um so mehr schwinden Mut und mechanische Willenskraft, Rücksichtslosigkeit und Ellenbogenkraft. Körper- und Willenskrüppel werden auf den höheren Schulen herangezüchtet, die für das praktische Leben nicht geeignet und vor allem keine Persönlichkeiten sind; keine führenden Geister entstehn, sondern gelehrte Durchschnittsköpfe, die in schweren Zeiten, wo es hart auf hart geht, versagen, die sich mit tiefem Bücklingbeiseite schieben lassen und durch übergroße Höflichkeit, Friedfertigkeit und Dienstbeflissenheit sich in den Augen ihrer Gegner unsagbar verächtlich machen. Sind diese Ansichten richtig, dann müßte das gebildeste Volk — the most educated people of the world, wie der Engländer sagt — obige Vorzüge und Fehler in höchster Vollendung zeigen, es müßte auf der Bahn der armenoiden Umwandlung am weitesten fortgeschritten sein, es müßte an gesunden und körperstarken Männern und an Fundamentalcharakteren unter den Gebildeten am ärmsten, an Körper- und Willenskrüppeln sowie an klugen Durchschnittsköpfen dagegen am reichsten sein. Ob das der Fall ist, bleibe der Urteilsfähigkeit des Lesers überlassen!

Nach der Schulzeit mit ihrer geistigen Überanstrengung der Kinder und der ungenügenden Entwicklung der Gesundheit und der Körperkräfte beginnt für den gebildeten Kulturmenschen der denkbar härteste Kampf ums Dasein, der das durch die Schulzeit schon geschwächte Nervensystem erst recht zerrüttet. Keine Ruh' bei Tag und Nacht. Die Eindrücke, die Einwirkungen auf die Sinnesorgane, die Aufregungen jagen sich. Mit der Post und Zeitung geht's am frühen Morgen los. Beim Kaffee überfliegt man eine Fülle der verschiedensten Nachrichten. Wie ein behender Affe im Urwaldbaum, so turnen die Gedanken beim Zeitungslesen im Gehirn herum. Dann kommt das Geräusch der Großstadt mit Bahnen und Autos, das Telefonieren, die Besuche, das rastlose Arbeiten des Gehirns bei Gesprächen, auf Sitzungen, beim Verkauf und Einkauf. Hastig schlingt der vielbeschäftigte Geschäftsmann sein Mittagessen herunter — womöglich heiß und ungekaut, obendrein zu reich an Fleisch und Alkohol. Am Nachmittag geht's wieder los; und wenn dann schließlich der Abend kommt, dann heißt es nicht etwa Entspannung, Ruhe, Erholung, körperliche Arbeit als Gegengewicht, sondern im Theater und Konzert, in rauchigen Bierlokalen und Kaffees, in Kinos und Tingeltangeln, auf Diners mit schweren Speisen und Weinen, mit starkem Kaffee, starken Zigarren sucht man die überreizten Nerven zu „beruhigen", d. h. neu aufzupeitschen. Nervöse, überarbeitete, überreizte Menschen werden so als Opfer der Maschinenkultur herangezüchtet, und was das schlimmste ist, ihre angezüchteten Fehler vererben sich in steigendem Maße auf die Kinder, und ihre Umgebung machen sie obendrein auch nervös.

Der Arbeiterstand, namentlich der Stand der Fabrikarbeiter, wird in wesentlich anderer Weise von der Maschinenkultur beeinflußt. Einmal sind Pflege und Aufsicht im Säuglingsalter viel weniger gewissenhaft und sorgfältig, infolgedessen sterben schwächliche Kinder leichter fort. Sodann ist die Überanstrengung während der Schulzeit auch nicht annähernd so groß wie unter den Kindern des Mittelstandes und namentlich der höheren Kreise. Dazu kommt die viel größere Selbständigkeit und Lebenserfahrung, die viel größere Robustheit der seelischen Empfindungen, die das rauhe, rücksichtslose Leben mit sich bringt, die gewaltige Überlegenheit hinsichtlich der Ausbildung der Körperkräfte infolge der körperlichen Arbeit und demgemäß auch die viel stärker entwickelte Willenskraft und Rücksichtslosigkeit, die obendrein von keiner Gedankensblässe angekränkelt ist.

Das Endergebnis ist eine ganz gewaltige Kluft zwischen der Masse der klugen, geistig gewandten, oft sittlich hochstehenden Willens- und Körperkrüppel der höheren Stände und der Masse der geistig ungelenken, rohen, ungebildeten, aber an Instinktnaturen und an Körper- und Willenskraft weit überlegenen Arbeiter. Dieser Gegensatz muß notgedrungen zu einem Ausgleich drängen. Da nun gleichzeitig mit der armenoiden Umwandlung bei den Gebildeten ein sittlicher Verfall, eine übertriebene Genußsucht, ein verderblicher Luxus in der Lebenshaltung, kurz alle Erscheinungen der Verfallszeit in Erscheinung treten, und der Gegensatz zwischen Arm und Reich wächst, so muß notwendigerweise gleichsam eine elektrische Spannung eintreten, und zu wessen Ungunst das notwendig werdende Gewitter enden muß, liegt auf der Hand. Denn letzten Endes entscheiden stets Körper- und Willenskraft, nicht Bildung und Herzensgüte.

Soweit ähneln die Verhältnisse noch stark denen der Handwerkskultur, die Maschinenkulturzeit verschärft aber in ungeahnter Weise die Spannung infolge der demoralisierenden Wirkung der Fabrikarbeit. Im Heft I der „Vergleichenden Landschaftskunde" ist ausgeführt worden, daß jede Arbeit, die erzwungen, unfreiwillig ausgeführt wird, nicht kultur-

fördernd, sondern demoralisierend wirkt. Eine Fabrikarbeit nun, die ja fast stets lediglich darin besteht, daß ein Arbeiter nur einen kleinen Teil der fertigen Waren herstellt, die darin besteht, daß er vielleicht nur einige wenige Handgriffe an den Maschinen ausführt, kann unmöglich in den Arbeitern ein freudiges Gefühl der Zufriedenheit oder gar des Stolzes hervorrufen. Der Handwerker, der einen Gegenstand selbständig hergestellt hat, der mit Genugtuung sich sagen kann: „Das habe ich vollbracht", besitzt den Idealismus des Schaffens, des Strebens, so gut wie möglich zu arbeiten. Idealismus, d. h. Entbehrungsidealismus ist aber die Mutter jeglicher Kultur. Ganz anders steht es um den Fabrikarbeiter. Namentlich dort, wo das Taylor-System eingeführt und die Arbeit genau eingeteilt ist, damit die Fabrikwaren mit größtmöglicher Beschleunigung die Fabrik verlassen, wo jedes Einzelnen Kraft möglichst restlos ausgenutzt wird, da muß die demoralisierende Kraft der Fabrikarbeit gewaltig sein, dort ist die Kultur infolge solcher Demoralisation der Massen und der rücksichtslosen Ausbeutung der Kräfte ganz besonders bedroht.

Zu diesen schlimmen Nebenwirkungen der Fabrikarbeit, die in dem Zerstören von jeglichem Idealismus des Schaffens bestehen, kommen aber noch andere üble Wirkungen. Ermüdet von dem Einerlei der ewig gleichen Arbeit hat der Arbeiter das dringende Bedürfnis nach Erholung, nach Abwechslung. Beides sucht er nun nicht — entsprechend seiner geistigen und körperlichen Abspannung — in geistigen Genüssen, sondern in grobsinnlichen Vergnügungen; nur ein kleiner Teil findet in Gartenarbeit und häuslichem Leben seine Befriedigung, die Mehrzahl erholt sich in Kneipen, Kinos, Tanzsälen und schlimmeren Lokalen. Das Familienleben leidet in einer geradezu beängstigenden Weise. Böse sieht es oft genug in den Arbeitervierteln der Großstädte aus, wo in engen, schmutzigen, verwahrlosten Stuben mehrere Familien, womöglich noch gemeinsam mit Schlafburschen hausen. Daß eine sittliche Verrohung der Kinder, daß eine Auflösung des Familienlebens eintreten muß, ist klar. Diese Auflösung des Familienlebens wird nun aber ganz wesentlich dadurch begünstigt, daß die Frau gewöhnlich auch auf Arbeit geht, statt sich der Häuslichkeit zu widmen. Dazu kommt nun aber das massenhafte Zusammenleben der Arbeiter und Arbeiterinnen in den Fabrikgebäuden. Es kommt so ganz von selbst zu Organisationen, die eine bemerkenswerte Ähnlichkeit mit den Junggesellenverbänden der grauen Vorzeit haben. Freie Liebe und Zuchtlosigkeit werden gepflegt, dem ehelichen Familienleben der Krieg erklärt, und ähnlich wie in der Vorzeit die Junggesellenverbände mit Hilfe der Geheimbünde das Volk terrorisierten, so üben auch die Jugendverbände der Arbeiter und Arbeiterinnen einen unerhörten Terror aus. In manchen Punkten freilich bestehen Gegensätze. Während die Junggesellenverbände der Vorzeit die Pflege des religiösen Lebens betreiben, bewirkt die Fabrikarbeit ein Schwinden aller religiösen Ideale. Das ist ja auch leicht erklärlich. Die Einwirkung der Naturkräfte auf die religiösen Gefühle des Menschen ist in den Großstädten der Maschinenkulturzeit so gut wie ganz ausgeschaltet. Man beherrscht ja die Naturkräfte, steht über den Naturgewalten, und nur die Not und das Elend, die durch wirtschaftliche und sonstige rein menschliche Verhältnisse bedingt sind, drücken auf den Menschen. Hungersnöte und Seuchen kommen nicht mehr vor — bei Mißernten schaffen Dampfer und Eisenbahnen rasch Ersatz — und alle tatsächlich vorhandenen ungünstigen Einflüsse erscheinen, da sie ja auf rein menschlichen Verhältnissen beruhen, keineswegs unabänderlich. Im Gegenteil, die Möglichkeit der Abänderung, die Beseitigung der „kapitalistischen Ausbeutung", die gerechte „gleichmäßige Verteilung der Lasten und des Gewinns" erscheinen

erreichbar. Demgemäß muß notwendigerweise eine starke soziale Bewegung einsetzen, die eine gründliche Umgestaltung der Verhältnisse anstrebt, eine Befreiung der Arbeiter von der Sklavenarbeit, eine Einschränkung des Gegensatzes von Arm und Reich, eine gerechtere Verteilung des Vermögens, des Besitzes an Grund und Boden, der beweglichen Habe. Daß verschiedene Pläne, Theorien ausgearbeitet werden, die soziale Frage zu lösen, ist verständlich. Auf solche Versuche selbst einzugehen, liegt aber außerhalb des Rahmens der Landschaftskunde, deren Aufgabe es ist, lediglich die Erscheinungen und Zusammenhänge festzustellen, die von der Landschaft, in diesem Fall von der Stadt und den Fabriken abhängen.

Das Elend der Fabrikarbeiter hat neben privaten wohltätigen Bestrebungen ein staatliches Eingreifen zur Folge, das auf die Einführung gesetzlicher Bestimmungen über soziale Fürsorge hinzielt. So gut solche Einrichtungen auch gemeint sind, so günstig sie auch für einzelne bedürftige Familien sind, in ihrer Gesamtheit wirkt jede soziale Fürsorge äußerst ungünstig, in hohem Grade demoralisierend, weil sie in noch stärkerem Maaße, als es vorher der Fall war, den Kampf ums Dasein abschwächt. Denn der Mensch verläßt sich gar zu leicht auf die staatliche Hilfe und die Versorgung. Die Sorge für die Zukunft hört auf, der Nachlässigkeit, Lüderlichkeit und Faulheit wird Vorschub geleistet, und was ganz besonders bedenklich ist, gewissenlosen Agitatoren wird ein willkommener Stoff geliefert, die Arbeiter noch unzufriedener zu machen; denn alle staatlichen Unterstützungen werden selbstverständlich von den Demagogen als „gänzlich ungenügend" hingestellt.

Die freudlose Fabrikarbeit hat nicht nur eine demoralisierende Wirkung, sie führt auch notgedrungen zu einem krassen Materialismus. Als ganz natürliches Gegengewicht gegen die verhaßte Fabrikarbeit entwickelt sich eine ausgesprochene Genußsucht. Diese wiederum erweckt das Verlangen nach Geld, macht also habsüchtig, und damit wird ein neuer Zündstoff geschaffen, der Agitatoren höchst willkommen ist.

Nicht nur der religiöse und berufliche Idealismus geht bei den Fabrikarbeitern verloren, sondern überhaupt jeder Idealismus, der auf Entsagung, Entbehrung beruht, namentlich auch der politische, staatserhaltende Idealismus, der Patriotismus. Nicht alle Völker verhalten sich hier gleich; manche bewahren sich die Vaterlandsliebe — das sind die realistisch und vernünftig Denkenden. Andere dagegen — die Ideologen — deren Nationalgefühl nie sehr kräftig entwickelt war, lassen sich leicht blenden durch die Lehren von internationaler Weltbeglückung und allgemeinem Weltfrieden.

Die Gründe für das Auftauchen des Internationalismus sind wohl folgende. Der Fabrikarbeiter ist unzufrieden mit seinem Los, haßt die besser gestellten Klassen und hat daher kein Interesse an den bestehenden staatlichen und sozialen Verhältnissen. Er hat aber nicht nur kein Interesse an den bestehenden Zuständen, sondern er empfindet die Leistungen, die der Staat von ihm verlangt, als drückende Last. Man mache sich doch nur einmal klar, auf welchen Säulen ein moderner Staat ruht. Er kann nur bestehen, wenn die große Masse der Bürger bereit ist, mit ihrem Leben die Freiheit und Selbständigkeit des Staates zu schützen. Der Fabrikarbeiter hat aber keinen Entsagungs-Idealismus — der Idealismus der Arbeiter ist Begehrlichkeits-Idealismus, ein Krippenidealismus, der sich bei den Extremen bis zum Raubmordidealismus steigert. Und wie die früheren Darstellungen gezeigt haben, werden ja in jeder Stadt allmählich die wichtigsten staatserhaltenden Tugenden, wie persönlicher Mut, Ehrgefühl, Idealismus, Körper- und Willenskraft abgeschwächt. Militärdienst,

Kampf für die Freiheit und Selbständigkeit seines Staates sind ihm ein Greuel. Da nun aber kein Mensch ohne einen gewissen Idealismus leben kann, so lauscht der Fabrikarbeiter gern dem betörenden Sirenengesang von verheißungsvollem „Internationalismus" und allgemeiner „Verbrüderung" der Arbeiter. Diese internationalen Vorstellungen haben nun aber eine ausgesprochen landschaftskundliche Grundlage, ohne die man die Kraft und den Wert dieser Bewegung gar nicht verstehen kann.

Die Beziehungen sind folgende. Die verschiedenen natürlichen Landschaften unterscheiden sich in solchem Maße, daß niemand z. B. einem schwäbischen und holsteinischen Bauern, geschweige denn einem amerikanischen Farmer und einem russischen Bauern klarmachen wird, daß ihr Interesse dasselbe sei. Ganz anders in der Landschaft „Stadt". Die Städte und Städter der verschiedenen Länder ähneln einander in hohem Maße. In noch höherem Grade gilt das für Fabrikstädte und Fabrikarbeiter. Auf dem Boden der Unzufriedenheit, des Materialismus, des Hasses gegen die Besitzenden finden sie sich alle, fühlen sie sich als Einheit, als Brüder. Alle werden mit denselben Phrasen gefüttert, alle umgaukelt das gleiche Zukunftsbild, alle haben dasselbe materialistische Ziel. Es ist eben die Gleichheit der Stadtlandschaften und der Fabrikarbeit, die alle eint. So wird der Internationalismus verständlich. Allein die Sache hat doch einen bösen Haken, und zwar ist dieser auch landschaftskundlicher Art. Die verschiedenen Länder, die die gleiche Fabrikware liefern, sind notwendigerweise scharfe Konkurrenten, und demnach kann nicht nur von allgemeiner Weltverbrüderung keine Rede sein, sondern es ist im Gegenteil der schwerste wirtschaftliche Konkurrenzkampf zwischen verschiedenen Industriegebieten unvermeidlich. Obendrein ist bei dieser internationalen Bewegung ja nicht Idealismus mit Entsagung und Selbstbeschränkung zugunsten einer geistigen oder religiösen Befriedigung die treibende Kraft, sondern ganz gemeiner Egoismus, Genußsucht, Herrschsucht, Machthunger. Der Idealismus des Materialismus ist eine grobe Lüge; es ist die Lüge des Marxismus, und wo die Jünger dieser Irrlehre die Herrschaft in ihre Hand bekommen, muß infolge der ausbrechenden Selbstsucht, infolge des rücksichtslosen Verfolgens persönlicher materieller Vorteile und des Fehlens eines einigenden idealen Gedankens die Kultur in moralischen Schmutz versinken. Moralische und physische Verlausung bilden den Abschluß überall dort, wo Selbstsucht statt Entbehrungsidealismus herrscht.

So sehen wir denn, daß sich notwendigerweise eine Menge höchst ungünstiger Erscheinungen, die Volk und Staat zerstören, als Folge des Lebens in den Städten der Maschinenkultur geltend macht. Man darf aber nicht vergessen, daß die geschilderten schlimmen Zustände lediglich Begleiterscheinungen der Maschinenkultur sind, und daß außerdem, genau so wie zur Handwerkszeit, die armenoide Umwandlung sich vollzieht, nur noch viel gründlicher und mit Riesenschritten.

Ein wichtiger Gegensatz zwischen der Handwerks- und Maschinenkultur besteht bezüglich des Umfangs der städtischen Einwirkung auf das Land. Während der Handwerkszeit wird im wesentlichen nur die nähere Umgebung der Städte beeinflußt, dagegen entstehen während der Maschinenkultur Fabriken, die über das ganze Land hin zerstreut sind. Jede Fabrik wird ein Infektionsherd der Unzufriedenheit, der alle so überaus bedenklichen Folgen des Fabriklebens verbreitet. So wird denn der ganze Volkskörper verseucht und die Gefahr des Zusammenbruchs in der schlimmsten Weise gesteigert.

Immer und immer wieder sehen wir, daß die Auswahl im Kampf ums

Dasein unter den Naturvölkern ganz gewaltig wirkt und oft genug große Lücken reißt; allein gleichzeitig bietet diese Auswahl eine Garantie für die körperliche und geistige Gesundheit und Leistungsfähigkeit eines Volkes. Entsprechend den üblen Einwirkungen der Maschinenkultur auf die körperliche und geistige Entwicklung müßte als Gegengewicht eine ganz besonders energische Auswahl im Kampf ums Dasein für eine Ausmerzung der ungeeigneten Personen im Gange sein, wenn ein Volk gesund und leistungsfähig bleiben soll. Genau das Gegenteil ist aber der Fall. Das Stadtleben bedingt an sich schon eine starke Abschwächung des Kampfes ums Dasein, dazu kommt die verderbliche Wirkung der sozialen Fürsorge, wie wir bereits sahen, und ferner ist eine der verhängnisvollsten Errungenschaften der Maschinenkultur mit ihrem Aufblühen der Wissenschaften die Entwicklung der wissenschaftlichen Medizin.

Es kann kein Zweifel darüber bestehen, daß die Erfolge der heutigen Medizin einfach verblüffend sind und auf die Entwicklung der Kulturvölker einen geradezu ausschlaggebenden Einfluß ausüben. Mit berechtigtem Stolz muß jeden Arzt der Gedanke an die heutigen Leistungen der ärztlichen Kunst erfüllen. Fast verschwunden sind die Kindbettfieber, die früher so furchtbare Opfer verlangten, daß jede Geburt für die Frau ein Ereignis auf Tod und Leben war. Gewöhnlich heirateten die Männer mehrmals, weil die Frauen im Kindbett starben. Denn zu dem Kindbettfieber kam noch der qualvolle Tod infolge ungenügender Beckenmaße der Mutter, infolge ungeeigneter Lage des Kindes, das von selbst nicht ans Licht der Welt gelangen konnte, infolge von Nachblutungen und allgemeiner Erschöpfung. Erstickten Neugeborenen mit Hilfe künstlicher Atmung zu helfen, verstand man auch noch nicht. Jetzt hat sich unter der Beihilfe des Chloroforms, der Geburtszange, der Wendung auf die Füße u. a. m. die Sachlage wesentlich geändert.

Früher mußte jede Mutter ihr Kind nähren, sonst ging es zu Grunde, höchstens kam eine Amme in Frage. Heutzutage hilft der Soxlet über alle Schwierigkeiten hinweg. Daß die Flaschenkinder auch nicht annähernd so gut gedeihen wie Brustkinder, ist Nebensache. Auch die Kinderkrankheiten werden heutzutage mit ungleich größerem Erfolge bekämpft, und demgemäß bleiben zur großen Freude der Eltern selbst ganz schwächliche Kinder am Leben. Doch damit nicht genug. Nicht nur Hungersnöte werden vermieden, weil man Lebensmittel schnell herbeischaffen kann, auch die Seuchen sind so gut wie ganz verschwunden, die allgemeine Sterblichkeit ist enorm zurückgegangen, das mittlere Lebensalter stark gestiegen. So erfreulich für die Familien und ihre Angehörigen auch solche Erfolge sein mögen, für die Volksgesundheit und damit das Staatswohl ist die Ansammlung schwächlicher Menschen sehr bedenklich. Ganz gewiß gibt es eine ganze Anzahl von Krankheiten, die den Körper keineswegs dauernd schädigen, die ganz überwunden werden und deren Folgen sich nicht vererben. Im Gegenteil, es vererbt sich die Immunität, die man sich durch Überwindung der Krankheit erworben hat, auf die Kinder; wenigstens findet in jedem Kulturvolk eine allmähliche Gewöhnung an die Krankheit statt. Es sind namentlich akute Infektionskrankheiten, für die das Gesagte gilt. Früher — und heute noch bei den primitiven Völkern — starben in Massen Erkrankte fort, die nach ihrer Gesundung ganz bestimmt wieder völlig leistungsfähig geworden wären. Schwere unnötige Verluste werden so den Völkern zugefügt. Allein neben solchen heilbaren Erkrankungen gibt es andere, die sich mit dauernder Steigerung der Schäden vererben. Dazu gehören namentlich alle jene chronischen Erkrankungen, die mit Muskelschwäche, Bleichsucht, Blutarmut, Skrofulose,

Rachitis einhergehen. Dazu kommen vor allem Nervosität, Neurasthenie, Hysterie. Auch Kurz- und Weitsichtigkeit vererben sich in steigendem Grade.

Während also normaler Weise schwächliche Kinder, die an jenen Krankheiten leiden, frühzeitig sterben, bleiben sie mit Hilfe der Errungenschaften der modernen Medizin am Leben und vererben ihre ungenügende Körperbeschaffenheit auf die Nachkommen. So erklärt sich in unseren Großstädten die Ansammlung von Körperkrüppeln, die nachgerade eine Gefahr ersten Ranges geworden sind, zumal körperliches und geistiges Unvermögen auf die Dauer nicht zu trennen sind. Mens sana in corpore sano. Ganz gewiß gibt es Ausnahmen. Manche körperlich schwächliche, selbst gebrechliche Menschen besitzen eine gewaltige Willenskraft, sie zwingen den lahmen Körper und sind geistig gesund, selbst geistig bedeutend. Allein die Masse der Körperkrüppel ist auch geistig und namentlich nervös nicht voll leistungsfähig. Schwächliche Menschen versagen im Kampf ums Dasein eher, werden ins Elend zurückgedrängt und schließen sich der großen Zahl Zurückgebliebener an, die in Großstädten namentlich zu finden sind. Allein damit nicht genug. Viele Körperkrüppel zeigen auch deutlich Erscheinungen geistigen Verfalls.

Körperschwäche und Geisteskrankheiten gehen an sich keineswegs Hand in Hand. Es gibt höchst nervöse oder auch blutarme, elende Menschen, die gar nicht zu Geisteskrankheiten neigen, und umgekehrt sind Geisteskranke nicht selten robust und ohne Anzeichen von Nervenschwäche. Allein das so aufreibende, nervenaufreizende Leben der Maschinenkultur läßt in großer Zahl Psychopathen entstehen, die eine für die gesamte Kulturentwicklung unheilvolle Rolle spielen.

Überall und überall zeigen sich dem aufmerksamen Beobachter die Zeichen geistigen Verfalls. Am auffallendsten treten sie uns in der bildenden Kunst und Literatur entgegen. Daß die Kunstwerke von Kubisten, Futuristen, Dadaisten — soweit es sich nicht um dreiste Spekulation auf das Publikum handelt — mit denen Geisteskranke größte Ähnlichkeit besitzen, ist die Auffassung anerkannter Psychiater. Die Verrücktheiten der Malerei sind so sinnfällig, daß man darüber kein Wort zu verlieren braucht. Aber auch die Literatur zeigt die bedenklichsten Symptome. Von Idealismus keine Spur mehr; Kunst soll doch erheben, uns über das Alltägliche hinwegsetzen, uns bessern, uns Gesichtspunkte geben. Stattdessen sehen wir ein Wühlen in sozialem Schmutz, ein ungesundes Hasten und Jagen nach Effekt, nach Nervenaufpeitschung, nach Niedagewesenem. Und dann dieser entsetzliche sexual-pathologische Schmutz! Als ob es auf der Welt nichts Wichtigeres gäbe als Sinnlichkeit. Und wenn es noch wenigstens gesunde derbe Sinnlichkeit eines Naturmenschen wäre. Aber nein, es ist ein ganz gemeiner, raffinierter, schlüpfriger Schmutz, der die Lüsternheit reizen soll. Geistig gesunde Menschen fühlen sich angeekelt; degenerierte, bleichsüchtige, muskelschwache, jämmerliche Gestalten sind es, die an solcher „Kunst" Gefallen finden. Auch die Musik zeigt alle Anzeichen rapiden Verfalls. Statt der Melodien, die Herz und Gemüt erfreuen, wird auf die Hörer eine Sturmflut von Tönen losgelassen, die nur Menschen mit überreizten Nerven nicht betäubt und verwirrt.

Auf politischem Gebiet ist die Rolle der Psychopathen ganz besonders unheilvoll. Denn sie glauben durchaus an das, was sie predigen, mag der Inhalt auch noch so ungereimt sein. Deshalb überzeugen sie die Massen und reißen fort. Psychopathen hat es überall und stets gegeben. Die Schamanen der Naturvölker sind oft genug geistig nicht normal. Im Mittelalter wirkte das Zölibat in hohem Grade segensreich. Psychopatisch

veranlagte Leute wandten sich, da ja der geistliche Stand allein für das Seelenleben und für Befriedigung geistiger Bedürfnisse sorgte, hauptsächlich der Kirche zu, und da sie es mit Askese und allen Vorschriften meist ernst nahmen, so wurde durch das Zölibat eine Fortpflanzung solcher Leute, mindestens die Entstehung psychopathischer Familien, verhindert. Denn psychopathische Veranlagung ist in wachsendem Maße vererbbar.

Auf zwei Symptome der nervösen Erschöpfung sei noch hingewiesen, nämlich auf die Antialkoholbewegung und auf die Naturheilkunde. Beide Bewegungen haben einen gesunden Kern, denn das Übermaß an Alkohol und an Einnehmen von Arzneien ist ganz gewiß schädlich, mindestens überflüssig. Allein unter den Anhängern beider Bewegungen gibt es zahlreiche Leute, die geradezu mit Fanatismus gegen jeden Alkohol bezw. für reine Naturheilkunde eintreten. Da liegt ein wichtiges Symptom vor. Es ist eine bekannte Tatsache, daß nervöse, geschwächte, namentlich auch psychopathisch veranlagte Menschen durchaus keinen Alkohol vertragen, und dasselbe gilt für körperlich Schwächliche. Die Abnahme des Alkoholgenusses und die Zunahme des Temperenzfanatismus hängt also zum großen Teil damit zusammen, daß infolge der Abnahme der körperlichen und geistigen Widerstandsfähigkeit auch eine normale Menge von Alkohol nicht mehr vertragen wird. Ähnlich steht es mit der Naturheilkunde. Auch unter deren Anhängern ist der Fanatismus groß, und nicht gering ist die Zahl derjenigen, deren ganzes Sinnen und Denken sich um ihre kostbare Gesundheit dreht, für die es nichts Interessanteres und Wichtigeres gibt als ihre vegetarische Nahrung — womöglich bloß Nüsse, Obst und geröstete Gerste — als ihre Kneipkuren, als ihre Sonnenbäder u. a. m. Die Beobachtung des eigenen Körpers erfüllt ihren Geist, davon reden sie und dazu wollen sie andere bekehren. Ein geistig und körperlich gesunder Mensch achtet gar nicht auf sich; das ist eine alte Geschichte. Ein Gesunder fühlt nicht seine Organe, ein Kranker paßt ängstlich auf sich auf.

Auf die Frau wirkt der Vorgang der armenoiden Umwandlung in sehr bedenklicher Weise ein.

Wenn Männer armenoid werden, dann werden sie weibisch. Aufgabe des Mannes ist in der Zeit, in der Fundamentalcharaktere entstehen, der Kampf um die Erhaltung der Familie — ein Kampf, der gegen Naturgewalten, wilde Tiere, Feinde geführt werden muß. In diesem Kampf werden eben die männlichen Eigenschaften herangezüchtet. Bei der armenoiden Umwandlung gehen diese verloren — nicht gemeint ist hier freilich der Geschlechtstrieb, der bei Degeneration sogar krankhaft gesteigert sein kann.

Das Reich der Frau ist das Haus, die Familie, die Sorge für den Mann, die Erziehung der Kinder. Goethe läßt in den Wanderjahren (Buch VII, Kap. 6) Lothario folgendermaßen den Gegensatz zwischen den Aufgaben von Mann und Weib festlegen: „Wenn der Mann sich mit äußeren Verhältnissen quält, wenn er die Besitztümer herbeischaffen und beschützen muß, wenn er sogar an der Staatsverwaltung anteilnimmt, überall von Umständen abhängt, und ich möchte sagen, nichts regiert, indem er zu regieren glaubt, immer nur politisch sein muß, wo er gern vernünftig wäre, versteckt, wo er offen, falsch, wo er redlich zu sein wünschte, wenn er um des Zieles willen, das er nie erreicht, das schönste Ziel, die Harmonie mit sich selbst, in jedem Augenblick aufgeben muß — indessen herrscht eine vernünftige Hausfrau im Innern wirklich und macht einer ganzen Familie jede Tätigkeit, jede Zufriedenheit möglich. Was ist das größte Glück des Menschen, als daß wir das ausführen, was wir als recht und gut einsehen, daß wir wirklich Herren über die Mittel zu unseren Zwecken sind?“

So entwirft Goethe ein Bild gleichzeitig von den Gründen der armenoiden Umwandlung eines im Leben — im städtischen Leben — stehenden Mannes und einer den armenoid machenden Einflüssen glücklich entrückten Frau. Man sollte meinen, daß sich die Frau die glänzende Gelegenheit, wirklich als Königin in ihrem Reich alles zu beherrschen, voll und ganz zu Nutzen machen und das Getriebe der Welt meiden würde. Genau das Gegenteil ist der Fall. Bereits im 18. Jahrhundert strebte die Frau, die Schranken der Häuslichkeit zu verlassen, während der Maschinenkulturzeit wird diese Bewegung siegreich durchgeführt. Die Übervölkerung, der Zwang auf eigenen Füßen zu stehen und Geld zu verdienen, werden maßgebend; die Auflösung der Sippe und der Aufbau des ganzen Familienlebens auf der Einzelfamilie rächen sich furchtbar. Und nun zeigt es sich immer deutlicher, welch' ungeheurer Schaden den Völkern damit erwächst, daß die Frau ihr Reich verläßt und ihren Pflichten der Kindererziehung sich entzieht.

„Und doch scheinen gerade die Frauen von der Natur ausdrücklich zur Stille und Einsamkeit bestimmt zu sein; wenigstens war bei jenen Völkern, die im allgemeinen die herrlichsten Männer aufzuweisen hatten, die Frau am meisten auf ihr Frauengemach beschränkt, so bei Römern und Griechen, so selbst in unserem Mittelalter." (Hauff in der „Bettlerin vom Pont des Arts.)

Wenn solche Ansicht richtig ist — daß die Einflüsse des Hauses und der Mutter für die Kinder ganz ausschlaggebend sind, ist sicher — dann muß es mit den Maschinenkulturkindern schlimm bestellt sein. Und so ist es auch. Daß die unverheirateten Mädchen ins Leben hinaustreten müssen, ist eine Folge der Verhältnisse. Wenn aber verheiratete Frauen und Mütter, statt ihre Pflichten als Hausfrauen zu erfüllen, sich in den Strudel der Vergnügungen und des öffentlichen Lebens stürzen, dann ist das ein Zeichen der Entartung der weiblichen Instinkte. Wieviel Hunderte von Frauen gibt es in jeder größeren Stadt, die die Erziehung ihrer Kinder gemieteten Dienstboten anvertrauen müssen, weil sie auf Wohltätigkeitsbazaren unentbehrlich sind. Und wie rächt sich solche Vernachlässigung an den Unglücklichen! Dieser Umstand fällt um so schwerer ins Gewicht, als gerade aus solchen Kindern die leitenden Männer hervorgehen sollten.

Noch eine andere Erscheinung zeigt deutlich die weibliche Entartung an. Während die Männer weibisch werden, verwandeln sich die Frauen in Mannsweiber. Ausgestattet mit viel Gefühl und wenig Verstand, dreschen diese Wesen soviel politisches, künstlerisches, gelehrtes Stroh, daß ihr Gehirn zum Strohhaufen wird, der leicht in Brand gerät.

So würden sich denn in den Städten der Maschinenkultur auf den Gräbern der wertvollen Fundamentalcharaktere lediglich fahle, hohle, kraft- und saftlose Stengel pazifistischer Schachtelhalme unter überwucherndem Distelgestrüpp strohköpfiger Mannsweiber entwickeln, wenn nicht schon lange vor der Entwicklung solcher Reinkultur die Knute der Knechtschaft alles niederschlüge, Stengel und Strohköpfe, und so Platz schaffte für kulturfähige Gewächse. Jawohl die Knute der Knechtschaft! Denn das ist ja eben der Fluch armenoider Entartung, daß die Säulen eines freien Volkes und Staatswesens zusammenbrechen — nämlich Mut, Ehrgefühl, Entbehrungsidealismus, Körper- und Willenskraft.

Zum Schluß noch ein Wort über das Judentum. Wie das Christentum als Fremdreligion eine so gewaltige und keineswegs nur segenbringende Rolle gespielt hat, so hat das Fremdvolk der Juden einen unheimlichen Einfluß auf die Kulturentwicklung der europäischen Völker gewonnen. Während der Handwerkskulturzeit ins Ghetto verbannt, waren sie nicht

in der Lage, auf die innere Entwicklung der Völker einen entscheidenden Einfluß auszuüben. Sie spielten indes wirtschaftlich trotz der Absperrung eine wichtige Rolle, ähnlich den gutartigen Darmbakterien, die die Speisen verdauen helfen und für den Wirtskörper aufnahmefähig machen. Während der Maschinenkulturzeit wurden die Juden als Staatsbürger aufgenommen, und seit der Zeit haben sie sich in steigendem Maße an der Entfaltung der Maschinenkultur beteiligt. Hervorragende Männer hat das Judentum auch in der Jetztzeit aufzuweisen, die Bedeutendes geleistet haben. Allein es läßt sich nicht verkennen, daß im ganzen genommen das Wirken des Judentums in hohem Maße bedenklich ist.[1]) Das gerade in der letzten Zeit riesige Anschwellen des Antisemitismus ist eine Reaktion gegen solches schädliches Wirken.

„Wo ich eine große Wirkung sehe, pflege ich auch eine große Ursache anzunehmen", sagt Goethe einmal in den Gesprächen mit Eckermann. Mit Recht wird man aus der Gewalt der antisemitischen Bewegung auf die Ursache Rückschlüsse ziehen dürfen.

Das Judenproblem ist ein landschaftskundliches Problem. Seine Besprechung kann aber erst in Angriff genommen werden, wenn die Einwirkung subtropischer und tropischer Landschaften auf den Menschen festgestellt worden ist. Es genügt übrigens keineswegs, einfach auf die armenoiden Westasiaten hinzuweisen. Für die Juden trifft jene Darstellung nur teilweise zu. Sowohl die Verhältnisse in Palästina, das Durchgangs- und Festungsgebiet gleichzeitig ist, als auch die mannigfachen Schicksale des jüdischen Volkes außerhalb Palästinas haben ein recht verwickeltes Charakterbild geschaffen, so daß typische armenoide Fundamentalcharaktere sich mit religiös regenerierten und selbst natürlichen Fundamentalcharakteren mischen. Das religiöse Programm macht die Verhältnisse noch verwickelter.

Eine eingehende Erörterung würde weit über den Rahmen dieser Schrift hinausgehen. Sie ist auch nicht notwendig. Denn der hier geschilderte Ablauf der Kulturentwicklung würde auch ohne eine Beteiligung des Judentums eingetreten sein. Freilich ist der armenoide Absturz durch die Juden ganz wesentlich beschleunigt worden. Das muß jeder sehen, der objektiv beobachten kann. Wer es leugnet, ist entweder blind oder nicht aufrichtig. Schon rein äußerlich ist diese starke Wirkung auf die armenoide Umwandlung offensichtlich. Überall, wo sich deutliche Anzeichen des geistigen Verfalls zeigen, auf den Gebieten der Kunst, der Literatur, der Malerei, der Musik, sind Juden die Führer. Die Schmutzliteratur mit Lüsternheit, Sexualpathologie, Zynismus, ferner Effekthascherei und Geschäftspolitik, alles liegt in jüdischen Händen. Schauerlich ist die Geschwindigkeit, mit der viele jüdische Familien, die den festen Halt am orthodoxen Glauben verloren haben, degenerieren. Der Großvater Pindeljude in Polen, der Sohn auf der Höhe der Macht in Berlin, bereits der Enkel oft genug dem Untergang geweiht, ein Futurist, Dadaist, Kubist oder sonstiger wertvoller „ist". Einsichtsvolle Juden sehen mit Entsetzen das sittliche und physische Verkommen ihres Volkes nach unabänderlichen Gesetzen sich vollziehen. Mag die Macht des Judentums auch einige Zeit lang bestehen, sein Untergang ist unvermeidlich. Es

[1]) Wenn im nachfolgenden ganz allgemein von dem verderblichen Einfluß der Juden die Rede ist, so gilt eine solche Auffassung mit demselben Recht wie die Ansicht, daß die Deutschen kein Nationalgefühl haben. Ebenso gut wie es sehr zahlreiche Deutsche mit starkem Nationalgefühl gibt, üben viele Juden keinen zersetzenden Einfluß aus. Auch sind die Juden ja nicht einheitlich gestaltet. Die „polnischen" Juden z. B. sind wesentlich anders als die westlichen, aus Spanien und Portugal stammenden.

steigt durch Demoralisieren der Wirtsvölker und stürzt mit den Demoralisierten in den Abgrund.[1])

Einen Blick wollen wir noch auf die Bedeutung des Judentums für das politische Leben aller Völker werfen. Man weist von philosemitischer Seite so häufig auf die geringe Zahl der Juden hin, um Bedenken zu entkräften. Der Einwand ist nicht stichhaltig. Man könnte folgenden Vergleich benutzen, um den politischen Einfluß des Judentums klarzustellen.

Wenn sich in einem Gefäß die Lösung eines Salzes befindet, so scheidet sich beim Verdunsten des Wassers schließlich das Salz aus, wenn das Maximum der Konzentration erreicht worden ist. Hängt man aber einen Kristall des Salzes in die Lösung, so wirkt jener als Kristallisationspunkt und lange vor dem Erreichen der stärkst möglichen Konzentration scheidet sich das Salz um ihn ab; er wächst. Genau so wie der Kristall wirkt das Judentum auf die in armenoider Umwandlung befindlichen Wirtsvölker. Die armenoid werdenden Bestandteile sammeln sich um den jüdischen Kristallkern und bringen dessen Einfluß zum Wachsen. Dieser Einfluß tritt in erster Linie im politischen Leben bei der Bildung politischer Parteien zu tage.

Die arischen Wirtsvölker setzen sich aus verschiedenen sozialen Schichten zusammen, aber auch die Juden haben Vertreter in allen sozialen Schichten. Nun müssen aber dort, wo die soziale Schichtung für das politische Leben ausschlaggebend wird, notgedrungen politische Parteien entstehen, die sich nach der sozialen Schichtung richten. Da nun in fast allen Schichten Juden ihre Wirksamkeit entfalten, dienen sie überall den armenoid werdenden arischen Kreisen als Kristallisationspunkte. Damit wird der gewaltige politische Einfluß des Judentums verständlich. Bestimmte Parteien besitzen einen jüdischen Kristallkern, der gleichsam als Herz und Hirn wirkt. Um diesen Kristallkern lagert sich eine Schicht von hoffnungslos armenoid gewordenen Ariern. Dann folgt die große Masse der politischen Partei, die überwiegend aus verführten, demoralisierten Mitläufern besteht, die aber durch Not und Elend wieder gesunden können. Wer die heutigen politischen Parteien aller Völker leidenschaftslos prüft, wird zugeben müssen, daß sie in zwei Teile zerfallen, in solche mit und solche ohne jüdischen Kristallkern, und zwar sind die jüdisch orientierten Parteien bei denjenigen Völkern, deren Nationalgefühl schwach entwickelt ist, ausgesprochen international gerichtet. Wo dagegen auf die Volksmassen nur auf nationaler Grundlage Einfluß zu gewinnen ist, bildet sich auch in nationalen Parteien ein jüdischer Kristallkern mit ultranationaler Tendenz. Dort sammeln sich also auch die nationalen Parteien um einen jüdischen Kristall. Northcliffe in England, d'Annunzio — ein ungarischer Jude — in Italien sind sehr bezeichnende Beispiele als Träger eines verderblichen, nationalen Phantomidealismus.

Es hieß vorher absichtlich, auch die nationalen Parteien sammelten sich um einen jüdischen Kristall, denn außerdem besitzen dort auch alle international gerichteten Parteien einen solchen. Das Judentum ist eben anpassungsfähig.

Es ist von großem Interesse und auch praktisch wichtig, den inneren Aufbau der judenfreundlichen politischen Parteien zu kennen. Denn von diesem inneren Bau hängt ihre weitere Entwicklung ab. Man muß sich nur einmal die Art des jüdischen Einflusses klarmachen. Der Einfluß auf die Mitläufer kommt dadurch zustande, daß rücksichtslose Interessenpolitik

[1]) Es muß ein furchtbares Bewußtsein sein, einer Rasse anzugehören, die alle Völker ruiniert, mit denen sie zusammenlebt. M. E. ist die Zahl der Juden, die innerlich an diesem Bewußtsein zugrunde gehen, nicht gering. Daß sich soviele taufen lassen, mag damit zusammenhängen.

getrieben wird, d. h. nicht die Belange der Gesamtheit, sondern die der Partei stehen im Vordergrund. Mit solcher Politik sind aber Demoralisation, Verfall, Elend unausbleiblich verknüpft. Verelendete Massen aber wenden sich schließlich stets gegen ihre Verführer. Man sieht also, auf wie schwachen Füßen der jüdische Einfluß steht, von welchen Gefahren er bedroht ist. Dies erklärt auch die bange Angst vor dem Antisemitismus und die krampfhaften Abwehrmaßregeln. Keine Vereine zur Abwehr des Antisemitismus werden aber das Judentum vor der Rache der Verführten schützen. Gewaltmaßregeln gegen Äußerungen antisemitischer Gefühle würden obendrein ganz gewiß eine gewaltige Steigerung des Hasses bewirken und den Untergang des Judentums nur beschleunigen.

So zeigen sich denn bei allen Völkern der Maschinenkultur in steigendem Maße alle jene Erscheinungen der Demoralisation, die während der Handwerkskultur in Stadtstaaten regelmäßig und gesetzmäßig einen raschen und gründlichen politischen, sozialen und moralischen Verfall herbeigeführt haben. Sodann aber sind die Übelstände deshalb so ganz besonders bösartig und gefährlich, weil es sich nicht nur um bloße Demoralisation, sondern vor allem auch um umfangreiche Degeneration handelt. Demoralisation kann schnell durch Not und Elend beseitigt werden — das preußische Volk von 1806 und 1813. Degeneration dagegen ist unheilbar; nur der Tod befreit die Welt von diesen wertlosen Unglücklichen. Deshalb muß man auch bezüglich der Zukunft der Maschinenkultur sehr schwarz sehen.

Auf einen Punkt sei noch hingewiesen, nämlich auf die schier unglaubliche Geschwindigkeit, mit der sich die armenoide Umwandlung vollzieht. Zwei Generationen genügten, um ein großes Volk in den Abgrund zu stürzen. Was der Großvater 1870 mit seinem Blut erstritt, achtet der armenoid gewordene Enkel bereits für nichts.

Gerade die Geschwindigkeit der armenoiden Umwandlung zeigt, daß es sich um eine absteigende, nicht aber um eine aufsteigende Menschheitsentwicklung handelt. Man könnte, den bekannten Tiroler Spruch ummodelnd, sagen: „Herunter helfen alle Teufel, hinauf kein Heiliger". Nur langsam, unter schweren Verlusten und unter heißer Arbeit und Mühen, werden die Tugenden der Fundamentalcharaktere, wie Ehrgefühl, persönlicher Mut, Selbstüberwindung, Selbstaufopferung, Pflichtgefühl usw. erworben, schnell erfolgt die armenoide Umgestaltung unter Verlust obiger Tugenden.

Soziale Verhältnisse.

Die sozialen Verhältnisse ändern sich während der Maschinenkulturzeit erheblich. Die Sippe, die bereits während der Handwerkskulturzeit stark erschüttert wird, löst sich ganz auf; die Einzelfamilie steht für sich allein da. Allein bald tritt eine Änderung ein. Die Einzelfamilie erweist sich im Kampf ums Dasein als zu schwach; sie kann sich nicht halten. In den Fabriken, wo die Arbeiter und Arbeiterinnen in Verbänden zusammenarbeiten, entsteht, wie bereits erwähnt, eine Organisation, die große Ähnlichkeit mit der der Junggesellenverbände der Vorzeit besitzt. Die Auflösung der Familie wird verlangt, freie Liebe als das Ideal gepredigt, und sittlicher Verfall ist in vollem Gange. Man denke an die kommunistischen Wandervögel und ähnliche Vereinigungen.

Der Bolschewismus in Rußland als Kind der Landschaft.

„In allen übrigen Ländern Europas wühlen die Vorboten einer sozialen Revolution gegen Reichtum und Eigentum. Aufhebung des Erbrechtes,

gleichmäßige Teilung des Grundes und Bodens ist ihr Schiboleth. In Rußland ist eine solche Revolution unmöglich, da jenes Utopien der europäischen Revolutionäre dort, im Volksleben völlig begründet, vorhanden ist."

So schrieb Haxthausen im Jahre 1847! Und wenn für seine Zeit der Ausspruch auch wohl richtig schien, es ist doch alles anders gekommen. Rußland ist als erster Staat dem Kommunismus erlegen. Da ist es doppelt interessant zu sehen, warum das geschah, und ob die Landschaft eine Rolle gespielt hat.

Haxthausen begründet sein Urteil mit dem Vorhandensein der Bodengemeinde, dem Anteil, den jeder an Grund und Boden hat, und weil es deshalb kein Proletariat gäbe. Allein wir wissen, daß Großrußland im 18. Jahrhundert bereits übervölkert war, daß nur ein kleiner Teil der Bauern des Podsolgebietes wirklich Feldbau betrieb, daß die Masse vielmehr Handwerker war, daß das Nomadenleben der Wanderhändler, daß die Familienzerrüttung, die mit der Abwesenheit des Mannes zusammenhing, daß der Mangel an Fundamentalcharakteren und der Überfluß an armenoid gewordenen Charakteren selbst auf dem Lande recht bedenkliche Erscheinungen vorstellten, nicht weniger die Demoralisation, die die Leibeigenschaft auf Leibeigene und Adel zugleich ausübte. Alle diese bedenklichen Erscheinungen lassen sich aber letzten Endes auf Klima und Podsol zurückführen.

Ein rein menschlicher Eingriff wirkte äußerst stark auf die soziale Entwicklung ein, nämlich die Aufhebung der Leibeigenschaft. Damit geriet alles ins Wanken. Namentlich der Adel erlitt einen schweren Schlag. Die Unfähigen gingen zu Grunde, die Fähigen entwickelten sich zu Fabrikbesitzern und Kaufleuten. Neben den Handwerksorganisationen der Dörfer entstanden Fabriken mit freien Fabrikarbeitern, und damit wurde die Grundlage für den Umsturz geschaffen, die Haxthausen noch für unmöglich hielt. Die Eisenbahnen hatten die Entwicklung von Großstädten mit Fabrikbetrieb zur Folge, der in Wettbewerb mit den bäuerlichen Dorforganisationen trat. Noch zur Zeit, als Miljukow sein Buch schrieb (1897), waren letztere keineswegs erlegen, aber aus den Handwerksbetrieben hatten doch Fabrikbetriebe mit Maschinen werden müssen. Die Hauptsache für die Entwicklung des Umsturzes war aber eben das Vorhandensein von Fabriken und Fabrikarbeitern.

In Rußland wirkten nun auf diese die gleichen üblen Einflüsse körperlicher, geistiger und moralischer Natur wie sonst in Europa ein. Die Länge der Winter, der Aufenthalt in den geheizten Räumen, die Einförmigkeit der umgebenden Winterlandschaft mußten obendrein noch bedenklicher wirken, und nimmt man dazu, daß die Masse der großrussischen Bauern statt aus zähen, beschränkten, konservativen Fundamentalcharakteren aus leicht beweglichen, intelligenten, aber charakterlosen Stadtnaturen bestand, so ist die Schnelligkeit, mit der der Zusammenbruch eintrat, verständlich.

Nach Kleinrußland mit seinem herrlichen Boden und günstigem Klima gehört der Bolschewismus nicht hin, er ist ja auch nur gewaltsam dort hineingetragen worden. Die ungünstigen Bedingungen dieses langen Streifens, der jedem Stoß von der Breitseite her erliegen muß, sind heutzutage wieder einmal deutlich hervorgetreten.

Kapitel VI.

Die europäische Kultur in den gemäßigten Wald- und Steppenländern Amerikas.

Die west- und mitteleuropäische Handwerkskultur hat sich in Nord- und Südamerika über die gemäßigten Wald- und Steppenländer ausgebreitet unter Vernichtung der indianischen Heimatskulturen. Es handelt sich dort also nicht um die Entwicklung einer besonderen Kultur, vielmehr ist lediglich die Art und Weise, wie die eindringende Fremdlingskultur festen Fuß faßte und sich anpaßte, interessant. In Nord- und Südamerika liegen die Verhältnisse z. T. verschieden. Während in Nordamerika bereits während der Handwerkskulturzeit eine Besitzergreifung durch die Europäer erfolgte, kam diese in Südamerika erst in den letzten Jahrzehnten zustande. Es wurden also ganz andere Mittel angewandt, und die Erfolge sind wesentlich andere. Demnach empfiehlt sich eine gesonderte Betrachtung. Während ferner in Südamerika das gemäßigte und subtropisch-gemäßigte Gebiet eine recht gute Einheit bildet, schließt man in Nordamerika das letztere besser an die subtropischen Gebiete an; es soll deshalb hier nicht berücksichtigt werden.

1. Nordamerika.

Die Zeit der Handwerkskultur. Von grundlegender Wichtigkeit ist die Tatsache, daß im Gegensatz zu Europa die gemäßigten Waldländer Nordamerikas für Feldbau nicht günstig gestellt sind, und zwar namentlich wegen der Fröste, die im Frühsommer und Spätsommer gelegentlich einsetzen. Im allgemeinen ähneln die Verhältnisse denen der nördlichen Hälfte des gemäßigten Waldrußlands, z. B. hinsichtlich der Länge der Winter, der Entwicklung der Sümpfe und Moore, der Eisbedeckung der Seen und Flüsse, der Frühjahrsschneeschmelze mit Hochwasser. So hat sich denn der Ackerbau nur allmählich entwickelt. Es gab ja keinen aus dem Lande herausgeborenen Bauernstand. Die Einwanderer wollten vor allem zu Geld und behaglichem Leben gelangen. Da boten andere Erwerbszweige viel lohnenderen Gewinn, zumal die südlicher gelegenen Länder eine Konkurrenz mit landwirtschaftlichen Erzeugnissen nicht aufkommen ließen. Lohnende Gewinne brachten aber Pelzhandel und Fischfang. Bekannt sind die Pelzkompagnien, die einst die Wald- und Steppengebiete beherrschten, sowie die starke Ausnutzung des Fischreichtums von der Labradorküste ab über Neufundland bis nach den Neu-England-Staaten. Feldbau und Viehzucht entwickelten sich unter Einführung europäischer Getreidearten und Haustiere auf der Halbinsel südöstlich des Lorenzgolfes und zwar in der Richtung auf New York zu in steigendem Maße. Denn je weiter nach S, um so weniger waren die Fröste zu fürchten. Auf Neufundland wurde obendrein durch eine privilegierte Fischfanggesellschaft die Besiedlung des Innern lange Zeit künstlich verhindert. Auch in dem gemäßigten Nadelwaldgebiet nördlich der Großen Seen und des Lorenzstromes entwickelte sich die Landwirtschaft nur ganz langsam. Viel stärker wurde nach Vernichtung der Pelztiere die Holznutzung. Die Holzfäller und Sägemühlen drangen im Verlauf der Flüsse, auf denen man die Stämme flößen konnte, immer weiter in das Innere ein. Der Westen mit seinen Waldsteppen und Steppen blieb dagegen dauernd ein einsames Jagdfeld der Waldläufer und wilden Indianer.

Die Zeit der Maschinenkultur. Der Eisenbahnbau im Verein mit

den Dampfschiffen brachte einen gewaltigen Aufschwung, allein weniger für die Waldländer als vielmehr für die Waldsteppenländer des Westens. Die Waldländer blieben abgesehen von Holzgewinnung und örtlichem Ackerbau ein Durchgangsgebiet zu den Weizenländern von Manitoba und Saskatschewan westlich des Winipegsees. Namentlich die feinen Schlammablagerungen eines diluvialen Stausees — des Agassiz-Sees — lockten als ganz besonders fruchtbare Ländereien die Farmer an. Aber auch die Waldsteppen erwiesen sich als ausgezeichnetes Ackerbau- und Viehzuchtgebiet. Sie wurden die Kornkammer Kanadas mit starker Ausfuhr. Viel weniger gilt das für die Steppenbecken des kanadischen Kettengebirgstafellandes; höchstens im Verlauf der Bahnlinien erfolgte bessere Besiedlung.

Bezeichnend für das Klima des Landes — und allgemein für die Maschinenkultur der Kolonialgebiete — ist die sofortige Verwendung landwirtschaftlicher Maschinen und von Industrieerzeugnissen für den Hausbau und Farmbetrieb, z. B. Wellblech, Stacheldraht usw. Es hat sich ferner nicht der Bauernstand einer Heimatskultur entwickelt, der mit Glauben und Sagen, mit Überlieferung und tausend Leiden an die Scholle, an den Herd gefesselt ist, sondern ein Stand geschäftsgewandter Gutsbesitzer, denen das Geldverdienen die Hauptsache ist, die leichten Herzens den Besitz gewinnreich verkaufen und, wenn es vorteilhafter ist, als Händler oder Industrielle in eine Stadt ziehen. Es fehlt eben eine alte, aus Uranfängen entwickelte Heimatskultur, es fehlt ein festwurzelnder Bauernstand mit den starrköpfigen, kurzsichtigen und doch so unendlich wertvollen Fundamentalcharakteren der Heimatsbauern. Eine Ausnahme machen die französisch- und schottisch-indianischen Mischlinge, die Kanadier, bei denen von indianischer Seite wenigstens eine alte Überlieferung und zähe Heimatsliebe erblich ist. Daß das Fehlen eines echten Bauernstandes einmal, wenn der Kommunismus zum Umsturz führen sollte, sehr schmerzlich empfunden werden wird, ist m. E. sicher. Denn wenn alles auch zusammenstürzt — Schlösser, Landsitze, Städte — der zähe Bauer bleibt übrig. Der zähe gesunde Bauernstand ist der Wurzelstock, aus dem sich der Baum erneuern kann. Da es in dem subtropischen Teil Nordamerikas im allgemeinen nicht anders ist als in dem kanadischen gemäßigten Waldgebiet, so wird der Zusammenbruch in ganz Nordamerika viel unheilvoller sein als in den Ländern mit einem Bauernstand. Deshalb ist auch in Europa England am allermeisten bedroht, da dort die Landwirtschaft fast ganz der Handels- und Industrieentwicklung zielbewußt geopfert worden ist.

2. Südamerika.

Breit sind die Steppen- und Salzsteppen-Tafelländer im Osten entwickelt, schmal der Streifen der Waldsteppen im Gebirgsvorland und der der Waldgebirge weiter östlich. Das Ziel der Bahnen, die gebaut wurden, war aber jener schmale Waldsteppenstreif; wo Feldbau und Viehzucht in gemäßigten und subtropisch-gemäßigten Breiten eine rasche Kulturentfaltung verbürgten. Ähnlich wie im Waldsteppenstreifen Südrußlands liegt dort das Schwergewicht. In den westlicher gelegenen Waldgebirgen sind die klimatischen Verhältnisse für Feldbau schon weniger geeignet, in den im Osten befindlichen Steppen und Salzsteppen aber kann es sich im wesentlichen nur um Viehzucht handeln. Während aber das gemäßigte Tafelland in allen wesentlichen Punkten dem südrussischen entspricht, also Viehzuchtkolonien in den Steppen, Feldbau- und Viehzuchtkolonien in den Waldsteppen entstanden sind, zeigt das subpolare und das subtropisch-gemäßigte Steppenland jedes seine Besonderheiten.

In den subpolaren Steppen wirkt entsprechend der nicht übermäßigen Sommerhitze die Trockenheit nicht gar so schlimm. Das ganze Jahr hindurch bieten die Steppen den Schafen genügend Weide, und abgehärtete Arten dieser Tiere überstehen auch den kalten Winter. Natürlich ist Feldbau in den subpolaren Waldsteppen und Waldgebirgen auch nicht möglich. So hat sich denn in Feuerland und Südpatagonien die Schafzucht ausgezeichnet entwickelt.

Die subtropisch-gemäßigten Steppen sind so dürr und heiß, daß sie für Viehzucht im Sommer wenig brauchbar sind, dagegen sind örtlich in den Tälern des Rio Colorado und Negro Oasenkulturen mit künstlicher Bewässerung aufgeblüht. Halbsubtropische Gewächse wie Wein, Mais, Obstsorten gedeihen ausgezeichnet. Bemerkenswert ist, daß trotz des Vorhandenseins stattlicher Flüsse jede europäische Kultur von den Bahnen abhängig ist. Denn die Flüsse sind echte Steppenflüsse; in den heißen trockenen Sommern versagt das Wasser zeitweilig, und im Winter überziehen sich selbst in subtropisch-gemäßigten Breiten die Flüsse mit Eis.

Entsprechend der Ausbildung als schmaler Streif wird das Kulturgebiet der Wald- und Waldsteppentäler niemals eine selbständige staatliche Rolle spielen können, noch weniger als in Rußland, und sollten einmal bequeme Straßen zur chilenischen Küste hinabführen, wird sich der wirtschaftliche Zusammenhang mit Chile so kräftig äußern, daß die staatliche Angliederung an dieses Land wohl bald angestrebt werden wird. Die jetzige politische Einteilung ist unnatürlich und könnte zu üblen Auseinandersetzungen führen.

Kapitel VII.

Schlußbetrachtung.

Welche verschiedenartigen Landschaftsgebiete umfassen doch die Mittelgürtel, von den so wintermilden nassen Küsten des Feuerlandes bis zu dem von Kälte erstarrenden Sibirien! Wie verschieden sind die Kulturen eines Fischers in Feuerland, eines indianischen Waldjägers, eines sibirischen Renntiernomaden von denen Europas und seiner Großstädte! Und doch lassen die Länder der Maschinenkultur deutlich erkennen, daß dort einst ganz ähnliche primitive Zustände herrschten. Wir verfolgten die Entwicklung der Maschinenkultur und sehen jetzt, wie ihre Völker mit Riesenschritten dem Abgrund entgegeneilen, rettungslos, unaufhaltsam. Denn die Ursache des Unterganges liegt eben in der Maschinenkultur selbst. Fragen wir uns einmal, ob man nicht alle Erscheinungen des Entwicklungsganges zusammenfassen und auf eine Grundursache zurückführen kann. Ich glaube, das ist der Fall.

Die Grundursache für den vernichtenden Einfluß, den gerade die Maschinenkultur ausübt, ist die Degeneration des Nervensystems infolge andauernder Überanstrengung. Das Nervensystem ist, wie wir sahen, wohl derjenige Teil des menschlichen Körpers, dem man ungestraft am allermeisten zumuten kann. Tritt aber infolge andauernder Überanstrengung starke Übermüdung ein, dann folgt eine so grundlegende Erschöpfung, ein soleher Abfall, daß eine restitutio ad integrum kaum möglich ist. Diese Erschöpfung — Nervosität, Neurasthenie, Hysterie — ist aber hochgradig vererblich und führt vor allem zu einer Degeneration

der mühsam durch Erziehung erworbenen Hemmungszentren. Die Opfer der Maschinenkultur, auf die unausgesetzt nervenaufregende Einflüsse wirken, werden ganz unfähig, sich selbst zu beherrschen, werden unfähig, einen Druck zu ertragen. Während jeder gesunde Mensch die Disziplin, z. B. des Militärdienstes, der Schule, der geregelten Arbeit und Pflichterfüllung gut verträgt und selbst ungerechte Behandlung gleichmütig hinnimmt — ein geistig gesunder Musketier macht bekanntlich, wenn er angeranzt wird, ein Gesicht so dumm, wie der Vorgesetzte seiner Meinung nach ist — geraten Menschen, die unter den Folgen der nervösen Kulturdegeneration leiden, bei jedem Druck außer sich, und laut erschallt ihr Schrei nach „Freiheit", d. h. nach einem Leben, wo jeder tun und lassen kann, was er will, wo jede Disziplin, jeder Zwang, jedes Sichzusammennehmen fortfällt. Daß der Schrei nach solcher Art von „Freiheit" einen unheilvollen, demoralisierenden Einfluß ausüben muß, ist verständlich.

Also das Grundübel der Maschinenkultur ist die Überproduktion an nervenschwachen Menschen, die den Anforderungen des Lebens nicht mehr gewachsen sind, und die gegen den für sie immer unerträglicher werdenden Druck rebellieren.

Dieses Grundübel entsteht aber durch die naturwidrige Lebensweise. Die Natur läßt sich eben keinen Maulkorb anlegen; jede Sünde wider die Natur rächt sich. Am schlimmsten aber hat die starke Abschwächung des Kampfes ums Dasein gewirkt, die ganz ungenügende Auswahl durch Krankheiten, Hungersnöte und Seuchen.

Dieses Ergebnis genügt einem denkenden Menschen! Das A und O ist doch die Gesundheit, und unter allen Erkrankungen ist vielleicht der Ruin des Nervensystems die schlimmste. Sie zerstört nicht nur das Dasein des Betroffenen, sondern auch das seiner Nachkommen. Das Aussterben der nervösen Familien ist nur eine Frage der Zeit. Die Maschinenkultur mit ihrer den Menschen körperlich, geistig und moralisch zermürbenden Wirkung muß also ihre Träger zu Grunde richten.

Die Schwächung der nervösen Widerstandsfähigkeit, das Versagen der Hemmungszentren, dieser so wichtigen Errungenschaft des menschlichen Gehirns, hat nun aber — das sei nochmals eindringlich wiederholt — das früher geschilderte Verblassen des persönlichen Mutes, des straffen Ehrbegriffs, der lieber auf das Leben als auf die Ehre verzichtet, der Selbstbeherrschung, des Pflichtgefühls, der Aufopferungs- und Entsagungsfähigkeit zugunsten einer Idee zur Folge, kurz es brechen mit dem Verfall der nervösen Kräfte die Säulen jedes Staatswesens und damit jeder aufstrebenden Kulturentwicklung zusammen.

Mit der Erschöpfung der nervösen Widerstandsfähigkeit erfolgt gleichzeitig ein stürmisches Aufzehren der natürlichen Fundamentalcharaktere während der Maschinenkulturzeit, und dieser Gedanke führt über zu der staatsmännisch so höchst bedeutsamen Vorstellung von dem Haushalten mit den Kräften des Volkes. Unter diesem Begriff sei verstanden die Regulierung von Erzeugung und Verbrauch der natürlichen Fundamentalcharaktere. Infolge des Stadtlebens und der Erziehung erfolgt die Umwandlung der natürlichen in die erzogenen Fundamentalcharaktere, und weiterhin folgt die armenoide Umwandlung. Ein gut regierter und weitschauender Staat muß dafür sorgen, daß der Bestand an natürlichen Fundamentalcharakteren, ohne den keine Kultur, kein Staatswesen bestehen kann, erhalten bleibt. Wird jener Bestand schnell aufgezehrt, dann erfolgt wohl infolge der massenhaften Entwicklung erzogener Fundamentalcharaktere ein schneller und starker Aufschwung der

Kultur. Allein dieser hat nur eine kurze Blüte. Mit der Erschöpfung jenes Bestandes und der überreichlichen Ansammlung armenoid gewordener Rückstände fehlt es an willensstarken, idealen, führenden Charakteren; Intelligenz und Bildung ersetzen aber mitnichten die urwüchsigen instinktiven Volkskräfte. Die Maschinenkultur mit ihrem allgemeinen Schulzwang ruft aber eine geradezu fieberhafte Aufzehrung der Fundamentalcharaktere hervor und ruiniert demnach nach kurzer Blüte rasch ein Volk.

Im Mittelalter bestand unter der weisen Obhut der katholischen Kirche nicht nur ein gesunder Gleichgewichtszustand von Erzeugung und Verbrauch der Fundamentalcharaktere, sondern entsprechend der naturgemäßen Lebensweise des Adels sowohl als der Bauern sammelten sich jene sogar stark an, und der Reformation — wie wahrscheinlich auch den Kreuzzügen — lag als wesentliche Ursache eine Überproduktion an willensstarken selbständigen Menschen zugrunde.

Es ist ferner recht bezeichnend, daß in demjenigen Land, in dem die Jugend aller Stände am gründlichsten erzogen wurde, wo infolge der Erziehung zu gerechtem und wissenschaftlichem Abwägen die Menschen am stärksten von des Gedankens Blässe angekränkelt waren — in Deutschland — nach kurzer aufflammender Blütezeit der Mangel an mechanischer Willensstärke, an Rücksichtslosigkeit, an Wirbelsäule besonders groß geworden ist. Feig und willensschwach erlag das armenoid gewordene Bürgertum dem ersten Stoß der ungebildeten, aber willensstärkeren Volksmasse — willensstärker, weil sie körperlich arbeitete und weniger durch Erziehung gebrochen war.

So erkennen wir denn klar und deutlich die Gründe, die rettungslos zu einem Untergang der Maschinenkulturvölker führen müssen. Rußland und Deutschland brachen zuerst zusammen, immer tönerner werden aber auch die Füße der anderen Industriestaaten. Auch dort muß der Zusammenbruch in einer vielleicht gar nicht fernen Zeit erfolgen.

Der größte Verbrecher, der je gelebt hat, war derjenige, der die erste Maschine erfand. Was der Menschheit als das köstlichste Gut erscheinen, was sie so stolz und selbstbewußt machen mußte, die Fortschritte unserer Technik, unserer Wissenschaften und nicht zum wenigsten unserer Medizin, deren staunenerregende Leistungen Hunderttausenden jährlich Rettung bringen, sie sind in Wirklichkeit die Säge, die mit scharfen Schnitten langsam, aber sicher den Baum der Menschheit absägt, so daß er zerberstend in den Abgrund stürzen muß!

Vernunft ward Unsinn, Wohltat Plage,
Weh mir, daß ich ein Enkel bin!

Man könnte wohl mit Recht die Frage aufwerfen, ob man nicht doch unter Beibehaltung der Maschinenkultur das Grundübel, die nervöse und körperliche Degeneration, beseitigen oder mindestens stark abschwächen könnte. Theoretisch ist das sicherlich möglich, allein praktisch wohl undurchführbar. Ich möchte denjenigen sehen, der es wagen würde, durchgreifende Maßnahmen vorzuschlagen. Denn solche durchgreifenden Maßnahmen müßten darin bestehen, daß unter Fortsterben der Kranken und Schwachen die Übervölkerung beseitigt wird, daß man den Kampf ums Dasein frei walten läßt, und daß man sich wirtschaftlich vom Ausland unabhängig macht. Immerhin ist es ganz lehrreich, sich einmal klar zu machen, welche Maßnahmen notwendig wären, damit die Maschinenkulturvölker wieder körperlich und geistig gesund würden, damit hinsichtlich der Fundamentalcharaktere eine Regeneration eintritt, damit die hoffnungslos Degenerierten fortsterben und die Demoralisierten zur Vernunft kommen. Ich wiederhole ausdrücklich: es sind keine Vorschläge.

1. Einstellung aller derjenigen Industriezweige, deren Rohstoffe von auswärts eingeführt werden.

2. Verbot der Einfuhr von Lebensmitteln; dann würde der Überschuß der Bevölkerung durch Hungersnot beseitigt werden. Es würden vor allem die Körper- und Willenskrüppel sterben.

3. Verbot der ärztlichen Behandlung aller Krankheiten und Degenerationsformen, deren schädliche Folgen sich vererben und die Rasse verderben.

4. Verbot aller Maßnahmen gegen Seuchen, aller Impfungen; freies Walten der die Großstädte reinigenden Epidemien.

5. Abschaffung der sozialen Fürsorge und aller sonstigen, den so notwendigen Kampf ums Dasein abschwächenden Gesetze.

6. Heiratserlaubnis nur auf Grund ärztlicher Untersuchung. Schwächliche Menschen und solche mit vererbbaren Schäden sind ausgeschlossen.

7. Radikale Schulreform nach dem Grundsatz: zuerst körperliche und geistige Gesundheit der Kinder, in zweiter Linie erst das Wissen.

8. Beseitigung des Schulzwanges und der allgemeinen Schulbildung.

Solche gründlichen und wirklich wirksamen Maßnahmen freiwillig oder gesetzlich durchzuführen, ist einfach unmöglich. Immerhin könnte es nichts schaden, wenn sich jedermann einmal klare Vorstellungen über das machen würde, was notwendig wäre. Bei gutem Willen und kühlem Verstande könnte man vielleicht sogar einige Punkte wirklich durchführen. Dazu gehört z. B. die Schulreform. Die Zahl der Lernfächer und das Maß der Anforderungen sollte man getrost auf die Hälfte herabsetzen. Turnen, Spiele, Sport, die Mut, Ehrgefühl, Körpergewandtheit, Entschlossenheit und Geistesgegenwart heranbilden, müßten Hauptfächer sein. In den Lernstunden sollte man aber nicht, wie das jetzt so oft geschieht, die Kinder mit Samthandschuhen streicheln, ihnen jeden Willen lassen und damit eine Herde disziplinloser, frecher und dabei doch willensschwacher Menschen heranzüchten, vielmehr müßte man sie scharf herannehmen und auf Gehorsam und Zucht, Pflichtgefühl, Sorgfalt, Fleiß und selbständiges Arbeiten das größte Gewicht legen. Vor allem sollte aber Turnen, das persönlichen Mut erfordert, die Hauptsache sein. Nur Männer von Mut, Kraft und Gewandtheit dürften Beamte werden und in führende Stellen kommen.

Die unglaubliche Zuchtlosigkeit, die auf so manchen modernen Schulen in völliger Verkennung der Tatsachen als erstrebenswert betrachtet wird, schädigt zwar nicht die Gesundheit der Kinder, wohl aber werden sie demoralisiert, zu jeder sorgfältigen Arbeit unbrauchbar, und auf den kommunistischen Umsturz wird unbewußt hingearbeitet. „Weniger, aber gründlicher arbeiten" sei der Wahlspruch, und vor allem ist durch Turnen und Wanderungen die Jugend gesund und kräftig zu erhalten.

Da Bildung und Mangel an körperlicher Arbeit die Fundamentalcharaktere verderben und Willenskrüppel schaffen, so sollte man neben einer starken Herabsetzung der Anforderungen an Wissen und Auswendiglernen vor allem den Gedanken an allgemeine Volksbildung und gar an Volkshochschulen fallen lassen, zumal es zweifelhaft ist, ob der sogenannte „Bildungshunger" bei der großen Masse wirklich in großem Umfang vorhanden ist.

Eine verständige und zielbewußte Regierung könnte recht wohl eine solche Schulreform einführen, dagegen ist der nächste Punkt bereits wohl nur eine theoretische Erwägung ohne jeden praktischen Nutzen.

Man sollte nämlich folgenden Grundsatz aufstellen:

Zwischen dem Volks- und Staatswohl einerseits und den Wünschen des Einzelnen und der Familie andererseits besteht

ein gewaltiger, tragischer Zwiespalt; das Staatswohl geht vor. Die Interessen stehen einander schroff gegenüber, aber nur scheinbar.

Beide — Volks- und Staatswohl — verlangen ein körperlich und geistig gesundes Volk; Entartung richtet sie zu Grunde. Anerkannt ist der Satz, daß der Bürger die Pflicht hat, gegebenenfalls im Kampf sein Leben für das Vaterland zu opfern. Dieser Satz muß erweitert werden: Jeder einzelne Bürger — Mann, Frau — hat die Pflicht, bei Erkrankung solche unglücklichen Geschöpfe sterben zu lassen, deren körperliche Beschaffenheit keine gesunden Kinder verbürgt, und deren Dasein nur künstlich mit ärztlichen Mitteln aufrecht zu erhalten ist. Würde sich dieser Satz staatliche und bürgerliche Anerkennung erringen, so wäre damit ein Riesenschritt nach vorwärts getan. Man würde keinen so unsinnig übertriebenen Wert mehr auf das Leben wertloser Menschen legen, wie das in unserer Zeit leider geschieht.

Der Gegensatz zwischen Staats- und Volkswohl einerseits und Familienwohl andererseits ist tatsächlich nur ein scheinbarer. Denn das Fortbestehen einer Familie ist an die körperliche und geistige Gesundheit ihrer Mitglieder gebunden, sonst stirbt sie aus; letztere aber hängt von einem rücksichtslosen Kampf ums Dasein ab. Das Aufhören der Sippenorganisation ist auch nach dieser Seite hin bedauerlich; denn der oben verlangte Grundsatz wäre in vielköpfigen Großfamilien, deren Mitglieder nicht bloß in dem engen Verhältnis von Eltern und Kindern stehen, viel leichter durchführbar als in der aus einem Ehepaar und den Kindern bestehenden Kleinfamilie. Auch das Vorhandensein des Ahnenkultes wäre eine große Stütze, da das Gesundbleiben der Sippe dann auf religiöser Grundlage gefordert werden würde. Japan steht in dieser Richtung vorläufig noch unendlich viel besser da, vorläufig noch; denn die Maschinenkultur ist auch dort auf dem besten Wege, alle Ideale, alle sittlichen und nationalen Grundlagen des Volksstaates zu ruinieren. Man muß also bezüglich der Möglichkeit, daß heutige Maschinenkulturvölker dem Volks- und Staatswohl zuliebe die persönlichen Wünsche der Mitglieder von Kleinfamilien freiwillig zurückstellen, sehr, sehr skeptisch sein. Es fehlt dazu dem Maschinenkulturmenschen die Rücksichtslosigkeit und Entsagungsfähigkeit. Demgemäß wird wohl die Geschichte ihren Lauf nehmen.

In die Zukunft zu sehen, ist stets schwierig, in diesem Fall aber ganz besonders undankbar, weil in früheren Zeiten hauptsächlich Demoralisation die Ursache war, jetzt aber Degeneration in großem Umfang besteht. Ob, wie augenblicklich in Rußland, überall der Bolschewismus „heilend" eingreifen wird, heilend, d. h. alles Schwache, Kranke, Überflüssige vernichtend, so daß aus dem Wurzelstock, den Bauern, ein neuer gesunder Baum entsprießen kann, oder ob fremde Eroberer die morsche Kultur der dekadenten europäischen Völker in Stücke schlagen werden, niemand weiß es. Der Gedanke liegt aber nicht gar so fern, daß, wenn die Menschheit in Not und Elend versinkt, die so gewaltig organisierte katholische Kirche, diese bewährte Trösterin verzweifelter Seelen, wieder zur Herrschaft gelangt und eine Zeit mittelalterlicher Ruhe herbeiführt, eine Zeit, die einer Rekonvaleszenz vergleichbar, den erschöpften Völkern wieder Erholung schafft und eine Wiedergeburt der Fundamentalcharaktere anbahnt.

Wie dem auch sei, zwei Mächte stehen sich heutzutage gegenüber, die atheistische, unter jüdischer Leitung stehende jüdisch sozialistische Weltanschauung, die im Bolschewismus gipfelt, und die katholische Kirche. Beide sind geistige Mächte, die imstande sind, die Volksmassen zu packen, beide sind international orientiert und umspannen die ganze Welt, beide haben ausgezeichnete Organisationen hinter sich und große

Geldmittel zur Verfügung, beide sind natürliche Todfeinde — hie Atheismus! hie Christentum! — und ein Kampf auf Tod und Leben ist zwischen beiden unvermeidlich. Allein ein gewaltiger und entscheidender Gegensatz besteht zwischen ihnen. Die eine Richtung ist schroff materialistisch, kann sich nur durch zielbewußte Demoralisation der Massen halten, richtet sich damit also früher oder später unter allen Umständen zu Grunde. Die andere Richtung bemüht sich grundsätzlich, die Volksmassen sittlich zu heben; ihre sittliche Kraft ist groß und deshalb ist ihr der schließliche Sieg gewiß. Verfolgungen der Geistlichkeit, Ausplünderung der Kirchen, Einziehen des kirchlichen Vermögens würde die geistige und sittliche Kraft der katholischen Kirche ganz gewaltig stählen. Und je blutiger die Schreckensherrschaft des Proletariats — man denke an Rußland! — sein würde, um so furchtbarer und vernichtender würde die Reaktion einsetzen. Würde damit aber das Übel beseitigt sein?

Nach den Zeiten schweren Fiebers, das seit dem Beginn der Maschinenkultur die Menschen erfaßt hat und namentlich nach einer Periode bolschewistischer Blutherrschaft mit Massenmorden, mit Hinsterben von Millionen infolge von Seuchen und Hunger wird der gequälten, erschöpften Menschheit eine Rekonvaleszenzzeit unter dem Krummstab zu gönnen sein. Auch stoße man sich nicht daran, daß eine wissenschaftliche Forschung nach allen Seiten unter einem kirchlichen Regiment — gleichgültig welchem — nicht möglich ist. Unter dem unduldsamen bolschewistischem Regiment ist sie auch nicht frei, ja vermutlich viel unfreier und dürfte obendrein unter solcher Protektoratsherrschaft überhaupt zu Grunde gehen.

Diese kurzen Hinweise mögen genügen. Die wissenschaftliche Grundlage, die uns eine landschaftskundliche Betrachtung unserer Klimabreiten geschaffen hat, genügt nicht, um nach allen Seiten hin die Frage nach der Zukunft zu erörtern. Greift doch die Maschinenkultur und ihr Einfluß über die ganze Erde, flammt doch jetzt bereits der bolschewistische Weltbrand im Orient, in Afrika und Indien, in Japan und Amerika bedenklich auf. Es brandet die bolschewistische Woge an Chinas großer Mauer, und Yukatan soll bereits eine indianische Räterepublik sein! Es bereitet sich eine Umwälzung vor, wie sie die Welt wohl noch nie gesehen hat. Nur eine einzige Tatsache, eine einzige Erkenntnis überragt das ganze wallende, flammende Chaos, nämlich die Erkenntnis, daß die Ursache des nahenden fürchterlichen Zusammenbruchs die Maschinenkultur selbst ist, und daß nach einem Sturz bolschewistischer Blutherrschaft wohl die Folgen, nicht aber das Grundübel beseitigt sein würden. Wie das aber ausgerottet werden könnte, wie man die Errungenschaften der Maschinenkultur wieder in den Orkus bannen könnte, darauf kann wohl niemand Antwort geben. So schließt denn die Betrachtung der Kulturentwicklung der Mittelgürtel mit einem resignierten Blick auf einen undurchdringlichen Schleier. Ob es einer landschaftskundlichen Betrachtung der heißen Zone gelingen wird, diesen Schleier zu lüften?

Literatur.

Aleman: Am Rio Negro. Ein Zukunftsgebiet germanischer Niederlassung. Drei Reisen nach dem argentinischen Rio-Negro-Territorium. Berlin 1907.

Basimer: Naturwissenschaftliche Reisen durch die Kirgisensteppe nach Chiwa. Beiträge zur Kenntnis des russischen Reichs von E. v. Baer und G. v. Helmersen. St. Petershurg 1848.

Benignus: In Chile, Patagonien und auf Feuerland. Berlin 1912.

Buch, L. v.: Reise durch Norwegen und Lappland. Berlin 1810. 2 Bde.

Bürger: Acht Lehr- und Wanderjahre in Chile. Leipzig 1909.

Byhan: Die Polarvölker. Leipzig 1909.

Cox, Ross: Adventures on the Columhia River including the Narrative of a Residence of six years on the western side of the Rocky Mountains among various Tribes of Indians hitherto unkown together with a Journey across the American Continent. London 1831. 2 Bde.

Dahn: Geschichte der deutschen Urzeit. Gotha 1863.

Deckert: Nordamerika. Leipzig, Wien 1913.

Elliott: An Arctic province Alaska and Seal Islands. London 1886.

Finsch: Reise nach Westsibirien im Jahre 1876. Berlin 1879.

Friederichsen: Forschungsreise in den zentralen Tienschan und Dsungarischen Alatau. Mittl. Geogr. Ges. Hhg. 1904.

Georgi: Nebenbeschäftigungen des russischen Landvolkes. Pallas Nord. Beiträge IV St. Petersburg, Leipzig 1783.

Greely: Handbook of Alaska. New York 1914.

Gosling: Labrador, its Discovery, Exploration and Development. New York 1911.

Gradmann: Das mitteleuropäische Landschaftshild nach seiner geschichtlichen Entwicklung. Geogr. Ztschr. 1901. Leipzig.

Derselbe: Beziehungen zur Pflanzengeographie und Siedlungsgeschichte. Geogr. Ztschr. 1906. Leipzig.

Grenfell: Labrador. The Country and its people. New York 1913.

Güldenstädt: Reisen durch Rußland. St. Petersburg 1787.

Harriman: Alaska Expedition. Bd. I—V. New York 1901/02.

Hausrath: Pflanzengeographische Wandlungen der deutschen Landschaft. Leipzig, Berlin 1911.

Haxthausen, v.: Studien über innere Zustände des Volkslebens und insbes. die ländlichen Einrichtungen Rußlands. Hannover 1847. 3 Bde.

Hearne: A Journey from the Prince of Wales 's Fort in Hudsons Bay to the Northern Ocean. London 1795.

Heckewelder's Nachricht von der Geschichte, den Sitten und Gehräuchen der Indianischen Völkerschaften, welche ehemals Pennsylvanien und die benachbarten Staaten bewohnten. Göttingen 1821.

Helmersen: Reise nach dem Ural und der Kirgisensteppe in den Jahren 1833 und 35. Beiträge zur Kenntnis des russ. Reichs. 1. Abt. St. Petersburg 1841.

Hettner: Europa. Grundzüge der Länderkunde. Leipzig 1907.

Derselbe: Das europäische Rußland. Eine Studie der Geographie des Menschen. Leipzig, Berlin 1905.

Derselbe: Rußland. 2. Aufl. Leipzig, Berlin 1916.

Hodge: Handbook of American Indians North of Mexico. Washington 1907 2 Vol. Smithonian Institution. Bureau of American Ethnography. Washington 1907.

Hogguer, v.: Reise nach Lappland. Berlin 1841.

Högström: Beschreibung von Lappland. Kopenhagen, Leipzig 1748.

Hofmann: Der nördlicheUral und das Küstengebirge Paechoi. 2 Bde. 1853 u. 1856. St. Petersburg 1856.

Holmherg: Ethnographische Skizzen über die Völker des russischen Amerikas. Helsingfors 1855.

Hoops: Waldbäume und Kulturpflanzen im Germanischen Altertum. Straßburg1905.

Irving: Washington, Astoria. Quedlinburg, Leipzig 1837.

Kapherr: Drei Jahre in Sibirien. Berlin 1914.

Kauffmann: Deutsche Altertumskunde. München 1913. Bd. I. Von der Urzeit bis zur Völkerwanderung.

Digitized by Google

Keating: Narrative of an Expedition to the source of St. Peters River, Lake Winnepeak, Lake of Wood etc. performed in the Year 1823. London 1825.
Kirchhoff: Länderkunde von Europa. Wien, Prag, Leipzig 1890.
Kittlitz, F. H. v.: Denkwürdigkeiten einer Reise nach dem russischen Amerika, nach Mikronesien und durch Kamtschatka. Bd. I, II. Gotha 1858.
Kohl: Reisen in Canada und durch die Staaten von New York und Pennsylvanien. Stuttgart und Augsburg 1856.
Derselbe: Die deutsch-russischen Ostseeprovinzen. Dresden, Leipzig 1841.
Derselbe: Reisen in Südrußland. Dresden, Leipzig 1841.
Derselbe: Reisen im Innern von Rußland und Polen. Dresden, Leipzig 1841.
Kossinna: Die Herkunft der Indogermanen. Leipzig 1921.
Krassnow: Beobachtungen aus dem Gebiet der nordostasiatischen Inselwelt. Verhandl. d. Ges. f. Erdk. 1896, S. 58/68. Berlin.
Krause, Aurel: Die Thlinkit-Indianer. Jena 1885.
Lauffer: Das deutsche Haus in Dorf und Stadt. Ein Ausschnitt deutscher Altertumskunde. Leipzig 1919.
Lendenfeldt: Neuseeland, Berlin 1900. Bibliothek der Länderkunde.
Loskiel: Geschichte der Mission der evangelischen Brüder unter den Indianern in Nordamerika. Barly 1789.
Martin: Chile, Hamburg 1909.
Meiners: Vergleichung des älteren und neueren Rußlands mit Rücksicht auf die natürlichen Beschaffenheiten der Einwohner, ihre Kultur, Sitten, Lebensart und Gebräuche, sowie auf die Verfassung und Verwaltung des Reiches. Bd. II. Leipzig 1798.
Middendorff, v.: Die Baraba, St. Petersburg 1870. Mem. d. l'Acad. Imper. des Sciences de St. Petersburg VII Ser. Tome XIV No. 9.
Derselbe: Reise nach dem äußersten Norden und Osten Sibiriens. St. Petersburg Akd. d. Wiss. Bd. III. St. Petersburg 1847/67.
Miljukow: Skizzen russischer Kulturgeschichte. Leipzig 1898.
Mügge: Reise durch Skandinavien. Bd. II. Skizzen aus dem Norden. Hannover 1844.
Müller: Unter Tungusen und Jakuten. Leipzig 1882.
Musters: At home with the Patagonians. London 1871.
Pallas: Reise durch die verschiedenen Provinzen des Russischen Reichs. Bd. I—III. St. Petersburg 1771/76.
Derselbe: Reise durch die verschiedenen Provinzen des russischen Reiches in einem ausführlichen Auszug. Teil I. Frankfurt, Leipzig 1776.
Derselbe: Bemerkungen auf einer Reise in die südlichen Provinzen des Russischen Reichs in den Jahren 1793/94. Leipzig 1799.
Derselbe: Neue Nordische Beiträge zur physikalischen und geographischen Erd- und Völkerbeschreibung, Naturgeschichte und Ökonomie. Bd. IV. St. Petersburg, Leipzig 1783. S. 112 ff. Neue Beschreibung der Kurilischen Inseln.
Passarge: Die Grundlagen der Landschaftskunde. Bd. I—III. Hamburg 1920/21.
Derselbe: Vergleichende Landschaftskunde I—II. Berlin 1921-22.
Petzholdt, A.: Reise im westlichen und südlichen europäischen Rußland im Jahr 1855. Leipzig 1864.
Philippson: Europa. Leipzig, Wien 1906.
Derselbe: Länderkunde des europäischen Rußland nebst Finnland. Leipzig 1908.
Poole, Francis: Queen Charlotte Islands. London 1872.
Pohle: Pflanzengeographische Studien über die Halbinsel Kanin und das angrenzende Waldgebiet. Rostock 1901.
Derselbe: Wald- und Baumgrenze in Nordrußland. Ztschr. f. Ges. f. Erdk. Berlin 1917.
Derselbe: Beiträge zur Kenntnis der westsibirischen Tiefebene. Ztschr. d. Ges. f. Erdk. Berlin 1918/19.
Ratzel: Völkerkunde. 3 Bde. Leipzig, Wien 1894.
Rübel: Die Kalmückensteppe bei Sarepta. Englers Botan. Jahrbücher L. S. 238/248.
Schlatter: Bruchstücke aus einigen Reisen nach dem südlichen Rußland in den Jahren 1822—28. St. Gallen 1830.
Schmidt, W. u. Grotewoldt, Chr.: Argentinien in geographischer, geschichtlicher und wirtschaftlicher Bedeutung. Hannover 1912.
Schmidt: Historischer Bericht über die Tätigkeit der physikalischen Abteilung der sibirischen Expedition der Kais. Russ. Geogr. Gesellschaft. Beiträge zur Kenntnis des Russischen Reichs. XXV. 1868. St. Petersburg.
Schoolcraft: Narrative Journal of Travels through the Northwestern Regions of the United States extending from Detroit through the Great Chain of American Lake to the sources of the Mississippi River. Albany 1821.

Schrenck: Reise nach dem Nordosten Rußlands durch die Tundren der Samojeden zum Arktischen Uralgebirge. Dorpat 1848. 2 Bde.
Derselbe: Reisen und Forschungen im Amurlande. 3 Bde. St. Petersburg 1891.
Schuchardt: Alteuropa. Straßburg, Berlin 1919.
Scottsberg: The Wilds of Patagonia. London 1911.
Derselbe: Botanische Ergebnisse der Schwedischen Expedition nach Patagonien und Feuerland. 1907/09. Stockholm 1916.
Sievers: Asien, Leipzig, Wien 1904.
Derselbe: Die Cordillerenstaaten. Berlin, Leipzig 1913. (Göschen.)
Derselbe: Süd- und Mittelamerika. Leipzig, Wien 1914.
Derselbe u. Kückenthal: Australien und Polarländer. Leipzig, Wien 1902.
Stanford's Compendium of Geography and Travel. North America. Vol. I. Canada and Newfoundland. London 1915.
Steller: Beschreibung des Landes Kamtschatka. Frankfurt, Leipzig 1774.
Stuck: Voyages on the Yukon and its tributaries. New York 1917.
Storch: Historisch statistisches Gemälde des Russischen Reiches am Ende des XVIII. Jahrhunderts. Riga 1797. Bd. II.
Underwood: Alaska. An Empire in the Making. New York 1918.
Vallentin: Im Sattel durch Chubut. Berlin 1906.
Derselbe: Ein unerschlossenes Kulturland. Neuquen und Rio Negro. (Argentinien). Berlin 1907.
Waitz: Die Indianer Nordamerikas. Leipzig 1865.
Derselbe: Anthropologie der Naturvölker. Leipzig 1862.
Weinhold: Altnordisches Leben. Berlin 1856.
Wrangel, F. v.: Reise längs der Nordküste von Sibirien und auf dem Eismeer in den Jahren 1820—24. Berlin 1839.
Wrangell: Statistische und ethnographische Nachrichten über die Russischen Besitzungen an der Nordwest-Küste von Amerika. St. Petersburg 1839.
Derselbe: Beiträge zur Kenntnis des Russischen Reichs und der angrenzenden Länder Asiens. Bd. I.

Sachregister.

Acheuléen 62, 66.
Ackerbaugöttin 72.
Ägypten 68, 69.
Agassiz-See 147.
Ahnenkultus 104.
Ainos 41.
Ainotypus 86.
Alaska 7, 11, 25, 26, 30.
Albanien 64.
Alemannen 90.
Aleuten 38.
Alluvialzeit 83.
Almenwirtschaft 129.
Altai 44.
Altalluvium 97.
Altasiaten 38, 86.
Altasiatische Heimatskultur 39.
Alteuropa 65, 66.
Alt-Skandinavien 78.
Amerika 20, 29, 48.
Amurfischer 86.
Amurgebiet 41.
Amurland 35.
Amurvölker 99.
Anden 45.
Anthropologische Zusammensetzung der Deutschen 77.
Antialkoholbewegung 140.
Antisemitismus 142, 144.
Arabien 72.
Aralo-kaspische Salzsteppenbecken 58.
Araukaner 7, 8, 9, 10, 12, 48.
Araukanerland 6, 10, 11.
Archangelsk 32, 112.
Aristoteles 122.
Armenier 123
Armenoide Endphase 123.
Armenoide Entartung 14.
Armenoide Fundamentalcharaktere 124.
Armenoide Rasse 123.
Armenoide Umwandlung 121.
Armenoider Verfall an Höfen 125.
Armenoide Westasiaten 28.
Asien 44, 46, 78.
Assoziationsbedürfnis der Russen 101
Astarte 68.
Athen 122.
Aufeisbildungen 24.
Aurignac-Mensch 20, 62, 64.
Australien 6.

Babylonien 61, 64, 69, 72, 75.
Badhaus 91.
Bär 18.
Bärenkult 40.
Bahia Blanca 43.
Baikalien 78, 83.
Bajuwaren 90.
Balkan 58.
Balkanhalbinsel 64, 72, 74.
Baltisches Festungsgebiet 60, 63, 65, 74, 75, 81, 94, 98, 100.
Bandkeramik 64.
Barabasteppe 57.
Baschkirenofen 85.
Bauerncharakter 100.
Bauerngehöfte 86.
Bauernhäuser 83, 86, 113.
Belgien 57.
Beobachtungsgabe 9.
Berchta 103.
Beringsmeer 38.
Berufsstände 115.
Biber 18.
Biberfang 78.
Biobiofluß 11, 12.
Birkenrindenboot 21, 23, 95.
Birkenrindenkleider 95.
Birkenstoppe 94.
Bismarck 101, 120, 122.
Bleicherde 58.
Blockhaus der Germanen 85.
Blonde nordische Rasse 29.
Bodengemeindo 116.
Bodenrente 110, 116.
Böhmen 64, 66, 73, 75.
Bola 47, 51, 53.
Bolghari 112, 117.
Bolschewismus 144, 152.
Brandbestattung 85.
Brandenburg 117.
Brandkultur 80.
Braunerdo 44, 79, 80.
Brennessel 95.
Bretagne 11.
Britannier 15.
Britisch-Columbia 45.
Bronzekultur 75.
Buddhismus 46, 56.
Büffel 17.
Bulgaren 112.
Bulgarien 45.
Burane 44, 53, 82.
Burgunder 77.
Burian 81.
Byzanz 109, 112.

Canada 43, 44.
Centumsprachen 74.
Cevennen 106.
Charakterbildung, Phasen der 121.
Charaktor der Germanen 100.
Charakter der Kelten 102.
Charakter der Kosaken 102.
Charakter der Polen 102.
Charakter der Slawen 101.
Charakterentwicklung der Russen 127.
Charakterentwicklung der Städter 119.

Charakterentwicklung unter städtischem Einfluß 118.
Chausseebau 94.
Chelléen 62.
Chile 5, 48.
Chilenen 9.
Chiloé 6.
China 22, 25, 68.
Chinesen 17, 39, 72.
Chinesisches Herd-Ofenbank-Winterhaus 42.
Chonos-Inselflur 6.
Christentum 71, 86, 104, 114.
Cimbrische Halbinsel 60.
Columbia-Becken 43, 45, 48, 49, 56.
Columbien 52.
Cro-Magnon-Mensch 29, 62.
Cromleghs 63.

Dadaisten 139, 142.
Dänemark 57, 60, 90, 101.
Dakota 43, 44, 48.
d'Annunzio 143.
Darwin 2.
Degeneration 144.
Degeneration des Nervensystems 148.
Demoralisation 144.
Demosthenes 122
Deutschland 57, 91, 150.
Die gemäßigten und subtropisch gemäßigten Kulturländer Europas 57.
Diluvialzeit 83, 93, 124.
Dörrhäuser 91.
Dörrwirtschaft 91.
Dolmen 63.
Don 94.
Donaublock 45, 58, 74, 75.
Donaugebiet 84.
Donaukreis 63, 64, 66, 84.
Donaukultur 74.
Dovrefjäll 14.
Drontheim 13.
Dudelsack 96.

Eichenzeit 61, 75.
Einbaum 95.
Eindeichung der Flüsse 79.
Einhaus 88.
Einheitshaus 88.
Eisboden 24.
Eisgang 24.
Eisnebel 24.
Eiszeit 61.
Elch 17.
England 13, 63, 106.
Entbehrungsidealismus 118.
Epidemien 26.
Erd-Blockhütten 22.
Erdhaus 89.
Erdhütten 22.
Erdjurte 42, 83.
Ergeniplatte 58.
Erzgebirge 123.
Eskimo 25, 26, 29, 36, 38, 40, 65.
Esten 91.
Etruskische Kultur 74.
Eulengebirge 129.
Eurasien 16, 20, 28, 30.
Europa 78.

Farbenfreudigkeit der Kleinrussen 102.
Fellboot 95.
Fellschlitten 23.
Felshöhlen 22.
Fennoskandia 31.
Festungsgebiet 11.
Feuerländer 7, 8.
Feuerland 5, 6, 8, 10, 44, 148.
Filzbereitung 96.
Finnen 23, 25, 30, 68, 76, 127.
Finnland 21, 83.
Fischervölker 83.
Fischhautkleider 39.
Fischräder 30, 34.
Flagellanten 118.
Flandern 15, 102, 110.
Flechten-Wald 18.
Fleischnahrung 26, 40.
Flet 87, 88, 89.
Flußfischer, seßhafte 99.
Fränkische Hofanlagen 90.
Frankreich 62, 64, 74, 106.
Franzosen 102.
Fremdkulturen 3.
Fremdlingsformen 45.
Fremdreligion 46, 105.
Friedrich der Große 122.
Friesen 88.
Friesisches Gehöfthaus 90.
Fronarbeit 115.
Frondienst der Bauern 78.
Fürstenhöfe 125.
Fundamentalcharaktere, Natürliche 98.
Futterhaus 88.
Futuristen 139, 142.

Gaden 88.
Gänseanspann 32.
Galizien 77, 101, 112, 127.
Galizisch-asturisches Gebirgsland 11.
Gallien 104, 126.
Garonnebucht 58.
Garonnegebiet 73.
Gebirgsbewohner 106.
Geesttafel 108.
Gefühlsmenschen 120.
Gehirnentwicklung 72.
Gehöfthaus 88, 90, 91, 92.
Gemäßigter Gürtel 3.
Gemäßigte und suptropisch-gemäßigte Kulturländer 4.
Gemäßigte und subtropisch-gemäßigte Kulturländer Europas 57—145.
  Arbeiterstand 134.
  Baltisches Festungsgebiet 60.
  Bedingungen während der Diluvalzeit 60.
  Begehrlichkeits-Idealismus 136.
  Bewässerung 92.
  Charakter einiger europäischer Völker 100
  Charakterentwicklung im Kampf mit den Naturgewalten 98.

Demoralisierende Wirkung der Fabrikarbeit 134.
Dressur auf der Schule 133.
Einfluß der Pflanzendecke 92.
Einwirkung der Städte auf die Charakterentwicklung in West- und Mitteleuropa während der Handwerkskulturzeit 125.
Entstehung der Kulturlandschaften 107.
Entstehung der Stadtlandschaften 108.
Entwicklung des Hausbaus in den Städten 113.
Entwicklungsgang der Maschinenkultur im Gegensatz zur Handwerkskultur 131.
Entwicklung der Städte in Osteuropa 111.
Entwicklung der Städte in Waldsteppen Rußland 112.
Entwicklung der wissenschaftlichen Medizin 138.
Erziehung 133.
Familienleben 135.
Feldbau 78.
Fischfang 58, 78.
Flüsse 92.
Gewerbe 96.
Gleichheit der Stadtlandschaften und der Fabrikarbeit 137.
Hackbau 59.
Hackbauzeit 76.
Handel 96.
Handwerkskulturzeit 104.
Hausformen 83.
Heimatskulturen vor Entstehung der Handwerkskulturen 76.
Jagd 78.
Jägerzeit 76.
Jugendverbände 135.
Idealismus des Materialismus 137.
Internationalismus 136.
Körper- und Charakterentwicklung 131.
Körperliche Entwicklung 97, 117.
Kümmerbaustufe der Mittelgebirge im Bereich der Mischwald- und Laubwaldländer 128.
Lebensmittel 82.
Marxismus 137.
Materialismus 136.
Natürliche Bedingungen für die Entwicklung der Kultur 58.
Nervosität 132.
Patriotismus 136.
Pflanzendecke 81.
Pflugbau 59.
Pflugbauzeit 77.
Politische Verhältnisse 117.
Rastlosigkeit des Straßenlebens 132.
Religion 103.
Sammeln 58.
Siedlungen 83.
Soziale Fürsorge 136.
Soziale Verhältnisse 97, 114, 144.
Staatliche Verhältnisse 97.
Stofflicher Kulturbesitz 95.
Terror 135.
Verbreitung der heutigen Kulturlandschaft 57.
Verkehr 93.
Verkehrsmittel 94.
Verkehrswege 95.
Verwitterungsboden 79.
Viehzucht 59, 81.
Vorgeschichtliche Funde 84.
Vorgeschichtliche Kulturen 62.
Waldwirtschaft 82.
Wasserverhältnisse 79.
Weltverbrüderung 137.
Wirtschaft 58, 76.
Zeichen geistigen Verfalls 139.
Gemäßigte Wald- und Steppenländer Amerikas 146—148.
Fehlen eines echten Bauernstandes 147.
Fischfang 146.
Handwerkskultur 146.
Maschinenkultur 146.
Pelzhandel 146.
Germanen 42, 55, 75, 77, 87, 90, 95, 98, 103, 105.
Germanien 78, 82, 106, 126.
Getreidemagazine 78.
Giljaken 36, 39, 40, 41, 42, 81, 86, 99.
Glücksritternaturen 27.
Goethe 140, 142.
Golf im altnord. Haus 87, 89.
Graue Walderde 79.
Grenztorfzeit 61, 75.
Griechenland 64, 109.
Großbritannien 60.
Großrußland 90, 91, 93, 97, 112, 117, 127.
Grundlagen eines Staates 118.
Guldbrandsdalen 31.

Hallstädter Bronzekultur 103.
Handelsabhängigkeiten von den Jahreszeiten 96.
Hauff 141.
Hausindustrie 116, 129.
Hebriden 13.
Heiliges Herdfeuer 114.
Heilige Wagen 70, 72.
Heiligkeit 114.
Heilquellen 109.
Heimat der Slawen 77.
Heimatskulturen 3.
Heimatsreligion 103.
Heliand 105.
Hemmungszentra 149.
Herdfeuer 86.
Herdfeuerhaus 87.
Hetzjagden zu Pferde 78.
Hinterladerofen 87, 114.
Hirdstofa 88.
Hirtenadel 56.
Hochland 13.
Hochländer 13, 14.
Höhlen 62.
Hohes Venn 128.
Holland 102.

Huanacos 8.
Hudsons Bay Co. 29.
Hundeschlitten 24, 30.
Hungersnot 41, 118.
Hysterie 26, 118.
Hysterische Anfälle 32.

Ichthyophagen 42.
Idealisten 120.
Ideologen 120.
Ikola 32.
Ilmensee 27.
Indianer 9, 22, 23, 25, 27, 28, 29, 34, 40 46, 50, 55.
Indien 75.
Indogermanen 85, 86.
Indogermanenproblem 67.
Inkas 11, 12, 48.
Insektenplage der Steppe 81.
Instinktnaturen 106, 124.
Iran 72, 75.
Irisch-britannisches Landschaftsgebiet 15.
Irland 11, 15, 60.
Ischma-Syrjänen 27, 34, 35.
Islam 46, 56, 74.
Island 101.
Itälmen 40, 41.
Italien 74.
Italiker 103.

Jagdmasken 47.
Jahrmarkt 97.
Jahrmarktshandel 111, 128.
Jakuten 22, 24, 25, 26, 27, 34, 39.
Jakutenproblem 28, 34.
Japan 152.
Japaner 41, 42.
Jardhus 89.
Jaroslaw 91.
Jesuiten 48.
Juden 27.
Judenproblem 142.
Judentum 141, 143.
Jüdisch-sozialistische Weltanschauung 152.
Jütische Halbinsel 107.
Jukon 23, 24, 34.
Jukondelta 16.
Jünglingsweihen 9.
Jugendweihen 55.

Kalmücken 46, 51.
Kalte Höhensteppe 107.
Kampf ums Dasein 2.
Kamtschatka 35, 36, 37, 42.
Kanada 17, 25, 93, 147.
Kanadier 147.
Karawanenhandel 124, 128.
Karawanenverkehr 111.
Kasan 112, 117.
Katharina II. 112.
Katholische Kirche 150, 152.
Kaukasus 58.
Keip 95.
Keipull 95.
Kelten 77, 85, 102.
Kijew 58, 90, 112, 117.
Kindbettfieber 118.
Kinderkreuzzüge 118.
Kindersterblichkeit 9.
Kirchliche Erziehung 105.
Kirgisen 27, 46, 47, 49, 51.
Kjökkenmöddinger 76.
Kjölengebirge 16.
Kleinasien 64, 72, 75.
Kleinhandel in Rußland 111.
Kleinrussen 67, 92, 100, 102.
Kleinrußland 85, 90, 96, 97, 116, 145.
Kleinstaaten 117.
Klet 88.
Knüppeldämme 95.
Kochen in Holzgefäße 21.
Königin-Charlotte-Inseln 11.
Körperentwicklung 98.
Kommunismus 40, 41.
Komora = Kammer 88.
Korjaken 36.
Kosaken 102, 117.
Kostroma 91.
Krankheiten 12.
Kreta 74.
Kriegssklaven 97.
Kubisten 139, 142.
Kümmerbaustufe der Mittelgebirge im Bereich der Mischwald- und Laubwaldländer 128.
Küstenindianer 10.
Küttisbrennen 80.
Kulmerland 66.
Kultivierung der Moore 79.
Kulturgötter 103.
Kulturheroen 103.
Kulturlandschaft 107.
Kulturmensch 2.
Kulturstufe 2.
Kurilen 35, 41.
Kuskowim 23, 26.
Kybele 68.

Labrador 29.
Labradortafel 24.
Ladogasee 91.
Lamuten 36.
Landschaftsgebiete 4.
Landschaft „Stadt“ 2.
Lappen 5, 22, 23, 25, 26, 35.
Lappland 7, 8.
Lasso 47.
Latdorfer-Keramik 64.
Leibeigenschaft 78, 115, 116, 145.
Leichenverbrennung 85.
Lena 78.
Letten 91.
Lindenbast 95.
Litauer 127.
Litorinazeit 76.
Llanquihue See 6.
Lößgebiet 66.
Lößgebiet Thüringens 63.
Lößsteppenzeit 61.
Lößzeit 65.
London 125.
Lorenzgolf 16.

Lorenzstrom 146.
Lüneburger Heide 110.
Luther 106.

Mähren 63, 64.
Magdalénien 62.
Magna Mater 68.
Manitoba 147.
Mannweiber 122, 141.
Marschenlandschaft 107.
Marschland 88.
Marschland an der Nordsee 57, 60.
Maschinenkultur 3, 11, 14, 126.
Maschinenkulturzeit 129.
Mattenstufe 107.
Megalithkultur 66, 75.
Menhir 73.
Mesolithiker 76.
Mesolithikum 62.
Met 82.
Metlatlahtla 12.
Mischwaldländer Europas 14.
Mitteldeutschland 114.
Mitteleuropa 73, 109.
Mittelgürtel 3.
Mittelmeerkulturen 62.
Mittelmeerländer 25, 61, 72.
Mittelrußland 78, 79, 80, 83, 95, 107, 116.
Molkenberger Keramik 64.
Mongolen 17, 34.
Monotheismus 105.
Montana 43, 45, 52.
Moralische und physische Verlausung 123
Moralkrüppel 122
Moskau 114.
Monstérien 62, 66.
Mücken 18.
Muskegs 25.
Mut, moralischer und physischer 120.
Mya arenaria 76.

Nachfröste 33.
Nationaler Phantomidealismus 143.
Natürliche Fundamentalcharaktere 119
Naturheilkunde 140.
Naturlandschaften 11.
Naturmensch 2.
Naturreligion 103.
Neandertalmensch 62, 64.
Neolithikum 63, 65.
Neufundland 146.
Neuseeland 5, 6.
Niederlande 57, 107.
Niedersächsisches Haus 88, 91.
Niltal 61.
Nischni-Nowgorod 93.
Nordafrika 72.
Nordalpen 88.
Nordamerika 16, 17, 22, 35, 44, 45, 49, 57, 76, 78, 146.
Norddeutscher Waldkeil 74.
Norddeutschland 80, 114, 117.
Nordeuropa 61, 72.
Nordfrankreich 57.
Nordischer Kreis 63.
Nordrußland 30, 31, 32, 33, 116.
Nordschottisches Hochland 13.
Nordschottland 12.
Nordseemarschen 92.
NW-Alaska 12.
NW-Amerika 6, 7, 8, 10.
NW-Schottland 14.
NW-Spanien 57.
Normannen 98.
Normannenzüge 13.
Northcliffe 143.
Northers 44.
Norwegen 5, 11, 12, 20, 31, 78 90.
Norweger 14.
Nowgorod 27, 112.
Oasenkultur 124.
Oasenstädte 124.
Oberitalien 58.
Obstbau 12.
Obstkultur 48.
Ochotsk 36.
Österreich 57, 126.
Ofen 85.
Ofenstube 113.
Onegasee 33.
Orient 68, 69.
Orienthandel 110.
Oroken 36.
Orotschen 36.
Ostalpen 58.
Ostasien 104.
Ostbaikalisches Gebirgsland 45.
Ostengland 57.
Osteuropa 88, 91, 107, 108, 109, 114, 115, 117, 118.
Ostjaken 22, 27, 35.
Ostseeprovinzen 79, 80, 91, 93.
Ostsibirien 20.
Ozeanische Wald-Küstenländer 5—16, 45.
  Angepaßte Fremdkulturen 12.
  Ausgestaltung 5.
  Bewässerung 5.
  Bodenbildung 5.
  Charakterlandschaft 10.
  Einfluß des Meeres 5.
  Einwirkung der Landschaft auf die körperliche und geistige Beschaffenheit 13.
  Ernährung 7.
  Europäische Fremdkultur 12.
  Fahrzeuge 8.
  Feldbau 6, 13.
  Fischfang 6, 13.
  Geistige Eigenschaften 9.
  Handel 6, 13.
  Heimatskulturen 6.
  Industrie 13, 14.
  Jagd 6.
  Klima 5.
  Körperliche Entwicklung 8.
  Küsten 5.
  Kulturbesitz 8.
  Nicht angepaßte Fremdkulturen 11.
  Pflanzendecke 5.
  Politische Zustände 10.
  Religiöse Vorstellungen 10.
  Rückzugsgebiete 10, 14.
  Sammeln 6.
  Siedlungen 7, 13, 16.

Sitten 10.
Sklavenhandel 7.
Soziale Verhältnisse 10.
Staatliche Verhältnisse 14.
Städte 14.
Verkehr 7, 13.
Verkehrswege 15.
Viehzucht 13.
Vorzeitformen 6.
Vorzugsgebiete 14.
Wirtschaft 6, 13.
Wirtschaftliche Bedingungen 15.

Päderasten 10, 56.
Paläolithiker 76.
Paläolithikum 62.
Palästina 142.
Pallr 89.
Pamir 71.
Pannonien 73.
Parkland 44.
Patagonien 6, 43, 44, 45, 46, 47, 48, 50, 53, 57.
Patagonier 49, 51, 55.
Pazifismus 119.
Peer Gynt 14.
Pelzhandel 29, 41, 77.
Pelzkompagnien 11.
Pelztiere 18.
Pemmican 49.
Perm 58.
Persönlicher Mut 120.
Peter der Große 112.
Pfahlbauten 92.
Pflugbauproblem 67.
Pflugbaureligion 103.
Phalluskult 68.
Picten 15.
Plato 122.
Pleskau 112.
Podsol 31, 58, 79, 80, 116.
Pol 87.
Polarkappen 3.
Polati 87, 88.
Polen 57, 98, 99, 112, 117.
Polnischer Adel 102.
Polnische Juden 102.
Portugal 62.
Poschinger 101.
Porzellanfabrikation 41.
Prärieindianer 53.
Prärientiefland 44.
Problem des armenoiden Endstadiums 124.
Pruth 58.
Psychopathen 139.
Psychosen 118.
Pyrenäen 62.
Quetschfallen 78.

Räderpflug 73.
Rassen 71, 97.
Raubwirtschaft 11.
Rauchboden 91.
Rauchofenhaus 87.
Realismus 121.
Realisten 9.
Reformation 106.
Regeneration der natürlichen Fundamentalcharaktere 123.
Regulierung von Erzeugung und Verbrauch der natürlichen Fundamentalcharaktere 149.
Reiherbeize mit Falken 47.
Religion der Naturgewalten 103.
Renntier 17.
Renntierjäger 29, 61.
Renntiermaden 21.
Renntiernomaden 20, 22, 23.
Renntierpfade 24.
Rige 91.
Rindenbrot 31, 82, 118, 129.
Rindengrütze 21.
Rindenmehl 21, 35.
Rio Colorado 43, 148.
Rio Maule 5, 11.
Rio Negro 43, 50, 52, 148.
Römer 15, 126.
Römische Kaiserzeit 106.
Rössener Keramik 64.
Rokitno-Sumpfland 58.
Rom 109.
Rudkeip 95.
Rundhaus 84.
Russen 9, 22, 25, 30, 31, 32, 34, 41, 42, 81, 82, 86, 87, 90, 127, 128.
Russische Pelzkompagnien 11, 12.
Rußland 44, 46, 58, 76, 59, 77, 82, 96, 97, 111, 145.
Rußland als Industriestaat 116.
Saalhaus 88, 89.
Sachalin 35, 36, 38, 41, 42.
Sachsen 66.
Säeteiche 79.
Sägemühlen 29.
Sahara 65.
Saharavölker 64.
Salr 88, 89.
Salzgewinnung 77.
Salzsteppen 43.
Saskatschewan 147.
Satemsprachen 74.
Sauberkeit 102.
Schamanentum 28.
Schamanismus 40.
Schamgefühl 27.
Schlafbänke 88.
Schlafbühnen 87, 88.
Schlitten 23.
Schneeschmelze 24.
Schneeschuhe 23, 24, 30.
Schneeschuhjagd 47, 78.
Schneestürme 24, 44.
Schnurkeramik 66.
Schuldsklaven 97.
Schuldsklaverei 99.
Schulreform 151.
Schulzwang 131.
Schutzlage 109.
Schwarzerden 44, 79, 80.
Schwarzwald 88.
Schwarzwaldhaus 92.
Schweden 60, 88, 90.
Schweinemast 82.

Schweiz 63, 92.
Schwitzbäder 9.
Scoten 15.
Scott W. 125.
Seefischer 89.
Seelappen 7.
Sekundäre Fundamentalcharaktere 124.
Selbstaussaat des Getreides 48, 81.
Serben 77.
Serbien 58.
Setstofa 89.
Seuchen 118.
Sibirien 16, 21, 22, 24, 25, 28, 33, 35, 86.
Sinnlichkeit 26, 40.
Sippe 114.
Sippenhaus der Waliser 89.
Sippenkolonie 127.
Sizilien 64.
Skali 89.
Skandinavien 58, 59, 76, 77, 78, 79, 81 82, 88, 90, 91, 93, 101, 107.
Skandinavier 25, 30.
Sklaven 97.
Sklaverei 10.
Slawen 87, 101, 127.
Slawisierung 90.
Slawisierung des Ostens 77.
Sokrates 122.
Solutréen 62.
Sommerhaus der Giljaken 88.
Sommerufer 94.
Sonnenwendfest 103.
Spanien 62.
Spanier 11.
Sparta 55.
Spiritismus 40.
Ssamojeden 21, 22, 26, 27.
Sseni 88.
Stadthäuser 113.
Stadtlandschaft als politischer Faktor 117.
Stadtlandschaften 108, 114, 117.
Stanowoikette 16.
Sta. Cruzfluß 43, 52.
Steppen 44.
Steppenländer 42—57.
Ausgestaltung der Steppenländer 45.
Bewässerung 43, 44.
Boden 43, 44.
Einwirkung des Menschen auf die Landschaft 57.
Ernährung 48.
Feldbau 47.
Fischfang 48.
Fremdlingsformen 44.
Frühjahrshochwasser 50.
Geistige Entwicklung 54.
Gewerbe 52.
Handel 52.
Heimatskulturen 46.
Hirtenvölker 52.
Jagen 46.
Jugendweihen und Klima 55.
Klima 43, 44.
Körperliche Entwicklung 53.
Kulturbesitz 51.
Lebensweise 51.
Pflanzendecke 43, 44.
Religion 56.
Rohstoffe 49.
Salzsteppen 43.
Sammeln 46, 47.
Schneedecke 50.
Schneeschmelze 50.
Siedlungen 49.
Soziale Verhältnisse 56.
Staatliche Verhältnisse 56.
Steppen 44.
Tierwelt 43, 44.
Verbreitung und allgemeine Wesenszüge 42.
Verkehr 49.
Viehzucht 48.
Vorzeitformen 46.
Waldsteppen 44.
Wirtschaft 46.
Steppenländer 4, 42.
Steppenleben 99.
Steppen- und Waldgebirgsländer 45.
Steinzeitmensch 81.
Steuern in Rußland 116.
Stockdvor 91.
Stockhaus 88.
Stofa 88.
Straßendorf 93.
Streubau 90.
Stube 84, 87.
Stupa 84.
Subpolare binnenländische Nadelwaldländer 16—35.
Allgemeine Wesenszüge 16.
Angepaßte Fremdkulturen 30.
Bauart der Häuser 32.
Bildungshunger 33.
Charakter der Völker 27.
Einfluß der angepaßten Fremdkulturen auf die Landschaft 33.
Einwirkung auf den Charakter 35.
Einwirkung auf den Körper 32.
Einwirkung der Heimatskulturen auf die Landschaft 29.
Einwirkung der Fremdkulturen auf die Heimatskulturen 34.
Ernährung 35.
Ernährungsverhältnisse 21.
Feldbau 30.
Feldbau als Heimatskultur 20.
Fischer 21.
Fischfang 18.
Flechtenwälder 16.
Geistige Entwicklung 26.
Gewerbe 25.
Goldreichtum 30.
Handel 25.
Heimatskulturen 17.
Holzreichtum 29.
Jegd 17, 18.
Jäger 21.
Klima 16.
Körperliche Entwicklung 25.
Krankheiten 26.
Kulturbesitz 32.
Kulturgeräte 25.
Nichtangepaßte Fremdkulturen 29.

Politische Verhältnisse 28.
Reichtümer an Fischen 30.
Religion 35.
Religiöse Vorstellungen 28.
Religiosität 33.
Sammler 21.
Sammeln 18.
Siedlungen 22, 30, 31, 35.
Sitten und Gebräuche 28.
Soziale Verhältnisse 28.
Verkehr 23, 32.
Verkehrsmittel 23.
Verkehrswege 23.
Viehzucht 20, 30, 31.
Waldjäger 19.
Wasserversorgung 23.
Wirtschaft 17.
Wirtschaftliche Verhältnisse 34.
Wohnungen 22.
Subpolare und gemäßigte Monsun-Waldländer 35—42.
Bauart der Wohnungen 37.
Feldbau 36.
Fischervölker 37.
Fischfang 36.
Fremdkulturen 41.
Geistige Entwicklung 40.
Gewerbe 39.
Handel 39.
Heimatskulturen 36.
Jagd 36.
Jagd- und Renntiernomaden 37.
Körperliche Entwicklung 39.
Kulturgeräte 39.
Nahrung 37.
Religiöse Vorstellungen 40.
Renntierzucht 36.
Sammeln 36.
Siedlungen 37.
Sommerhäuser 38.
Sommerwohnplätze 37.
Soziale Verhältnisse 41.
Staatliche Verhältnisse 41.
Verkehr 38.
Verbreitung und allgemeine Wesenszüge 35.
Wirtschaft 36.
Subpolare Höhenstufe 107.
Subpolare und gemäßigte Monsun-Waldländer 4.
Subpolarer Gürtel 3.
Südamerika 147.
Süddeutschland 63, 64, 84, 114.
Südfrankreich 57.
Südgalizien 58.
Südnorwegen 57, 60.
Südpatagonien 148.
Südrussischer Waldsteppengürtel 58.
Südrußland 45, 46, 49, 50, 74, 81, 82.
Südschottland 13.
Südschweden 57, 60.
Syrjänenproblem 28.

Tagband 95.
Tasmanien 5, 12.
Tataren 17, 50, 82, 91, 102, 112.
Taufall 24.
Thüringen 66, 117.
Thüringischer Kreis 63.
Thüringisches Festungsgebiet 66.
Tiermasken 19.
Tierpfade 8.
Tirol 92.
Tocharischer Dialekt 75
Toldos 49.
Totemismus 28.
Totenkult 67.
Transport von Häusern 93.
Trockenfleisch 21.
Tschechen 77.
Tschuktschen 30.
Tschulan 87.
Tundra-Wald 20, 24, 32, 64.
Tungusen 20, 26, 27, 99.
Turan 25.
Turkestan 25, 64, 71, 75.
Turktataren 27.

Übervölkerung in Rußland 116.
Überwintern der Getreidesaat 79.
Unfruchtbarkeit des Podsols 111.
Ungarn 73.
Unsere Klimabreiten 3.
Unteritalien 64.
Ural 20, 22, 45, 58.
Ussuriküstenprovinz 36, 37, 41.

Valdiviagebiet 11.
Vancouver 11.
Venedig 1.
Verbrecherviertel 125.
Verkehrslage 109.
Vetternwirtschaft 115.
Vielfraß 23.
Vielweiberei 10.
Völkerwanderung 89.
Vorderasien 25, 74.
Vorzeitformen 46.

Wagen 69.
Waid 95.
Walachei 45.
Waldaihöhe 91.
Waldbrände 11, 33.
Waldgrenze 29.
Waldindianer 17, 99.
Waldjäger 19, 83.
Waldlandindianer 10.
Waldschutz 57.
Waldsteppen 44.
Waldsteppen-Rußland 112.
Waldvernichtung 11.
Waldverwüstung 57.
Waldweidewirtschaft 12.
Wallfahrtsorte 109.
Walternienburger Keramik 64.
Wandmalereien 62.
Waräger 90, 112.
Wassermelonen 81.
Wattenmeer 108.
Webekeller 88.
Weißstuben 114.
Weizenkultur 12.
Werchojansker Gebirge 24.

Westasien 43, 44, 45, 48, 49, 50, 56, 124.
Westbaikalisches Gebirgsland 45.
Westbritannisches Landschaftsgebiet 15.
Westengland 11.
Westeuropa 68, 109.
Westeuropäische Kultur 74.
Westeuropäischer Kreis 63.
Westeuropäischer Kulturkreis 73.
Westschottland 11.
Westsibirien 46, 81, 83.
Whitechapel 125.
Wiedergeburt, religiöse und sittliche 123.
Wildzäune 18.
Willenskraft 120.
Willenskraft, geistige u. mechanische 120.
Willenskrüppel 122.
Winnipegsee 147.
Winterhaus 87.
Wintersaat 79.
Wintersonnenwende 103.
Wirklichkeitsmenschen 9.
Wirklichkeitssinn 118, 121.
Wirtschaftliche Ergänzungsformen 109.
Wirtschaftsform 2.
Wirtschaftshaus 90.
Wirtschaftslage 109.
Wölfe 18.
Wogulen 27, 35.
Wohngrube 64, 84, 85, 88, 89, 92.
Wolfsbeize mit Adlern 47.
Wolga 48.
Wollindustrie 15.
Wologda-Syrjänen 27, 28, 35.
Wurten 92.

Zelte 22.
Zivilkourage 120.
Zölibat 140.
Zünfte 115.
Zweites Gesicht 14.

Autorenverzeichnis.

Buch, L. v. 35.

Cox 48, 56.

Elliot 26.

Gradmann 61.
Grenfell 24.

Hahn, Eduard 67, 68, 70.
Haxthausen 82, 145.
Hearne 18, 21, 23, 24, 26, 29.

Kapherr 33.
Kauffmann 76.
Keating 47.
Kohl 79.
Kossinna 70, 71.
Krause 6.

Lauffer 84, 85, 89, 91.

Martin 6.
Middendorf 26, 27, 57.
Miljukow 78, 145.
Moltke 102.
Mügge 31, 78.
Müller 24.
Musters 48, 49.

Plinius 73.
Pomponius Mela 95.

Rhamm 88, 89, 90, 91, 92.

Schrenck, v. 32, 33, 38, 40.
Schuchardt 62, 65, 66, 76.
Seebohm 89.
Spengler 1.
Steller 40.
Storch 76.
Stuck 26.

Tacitus 77, 84.
Tolstoi 86.

Wrangel 78.

Verlag von L. Friederichsen & Co., Hamburg

Die Grundlagen

der

Landschaftskunde

Ein Lehrbuch und eine Anleitung zu landschaftskundlicher Forschung u. Darstellung

von

Prof. Dr. Siegfried Passarge.

o. ö. Professor der Geographie an der Hamburgischen Universität

---

Band I.

Beschreibende Landschaftskunde.

XVI u. 209 Seiten mit 83 Abb. im Text u. 31. Abb. auf 18 Tafeln.

Grundzahl: 3

Band II.

Klima, Meer, Pflanzen- und Tierwelt in der Landschaft.

VIII u. 222 Seiten mit 78 Abb. im Text und 26 Abb. auf 18 Tafeln.

Grundzahl: 2,5

Bd. I/II zusammen gebunden Grundzahl: 10

Band III.

Die Oberflächengestaltung der Erde.

XXIX u. 352 Seiten mit 220 Abb. im Text u. 26 Abb. auf 17 Tafeln.

Grundzahl: 9, gebunden Grundzahl: 15

Band IV.

Der Mensch in der Landschaft

folgt später.

Der Ladenpreis wird durch Multiplikation der Grundzahl mit der jeweiligen Schlüsselzahl des Börsenvereins errechnet. Schlüsselzahl vom 15. Okt. 22: 110.

Verlag von L. Friederichsen & Co., Hamburg

Morphologischer Atlas

herausgegeben von

Siegfried Passarge

Lieferung I.

Morphologie des Meßtischblattes Stadtremda

von Prof. Dr. **S. Passarge**

8 Karten nebst Anleitung (8 S.) in Mappe und Erläuterungen (VIII, 221 S. mit 14 Tafeln und 72 Textfiguren).

Grundzahl: 2

(Sonderabdruck aus den Mitteilungen der Geographischen Gesellschaft in Hamburg Bd. XXVIII.)

Auf dem deutschen Geographentag in Innsbruck 1912 wurde der Gedanke ausgesprochen, einen morphologischen Atlas herauszugeben. Der leitende Gedanke war der, von einzelnen charakteristischen Gebieten Karten aufzunehmen, die die verschiedenen, für die Oberflächengestaltung wichtigen Faktoren zur Darstellung bringen. Neben der orographischen Gestaltung des Landes sowie den hydrographischen Verhältnissen gehören hierher die geologischen Formationen nebst ihrer Lagerung, die physikalische und chemische Widerstandsfähigkeit der einzelnen Gesteinsgruppen, Beschaffenheit des Bodens, Schutz der Vegetationsdecke u. a. m. Schließlich wird eventuell eine hypothetische Karte zweckmäßigerweise einen Begriff von der Vorstellung geben, die man sich von der Entstehungsweise des Gebietes macht.

Lieferung II.

Morphologie des Meßtischblattes Saalfeld.

von Dr. **Carl Rathjens**

3 Karten, 2 Tafel-Abbildungen nebst 3 Tafel-Figuren in Mappe und Erläuterungen (IV u. 92 Seiten in gr. 8°).

Mit Unterstützung der Geographischen Gesellschaft Grundzahl: 4.

Bei der Auswahl der zweiten Lieferung kamen mehrere Gesichtspunkte in Betracht. Einerseits sollte der Anschluß an die Verhältnisse des Blattes Stadtremda gewahrt werden, während aber andererseits der Übergang ins Schiefergebiet und zum Thüringer Wald gesucht werden sollte. Zugleich war es wünschenswert, ein Blatt herauszusuchen, das erst in letzter Zeit geologisch bearbeitet worden war. Die Wahl fiel deshalb auf das Meßtischblatt Saalfeld. Die vorzügliche Bearbeitung, die das Blatt durch Zimmermann erfahren hat, machte es zu einem für eine physiologisch-morphologische Bearbeitung sehr geeigneten in Thüringen. Dazu kam die günstige Lage des Blattes, das drei wichtigen geologischen und morphologischen Gebieten angehörte. Im SW reicht der Thüringer Wald mit seinem östlichen Teil auf das Gebiet des Blattes. der ganze Süden wird vom ostthüringischen Schiefergebiet, dem auch der Frankenwald angehört, eingenommen, und im Norden nimmt die Trias die Hälfte des Blattes ein, die ähnliche Verhältnisse erwarten ließ, wie sie auf dem benachbarten Meßtischblatt Stadtremda dargestellt waren.

Der Ladenpreis wird durch Multiplikation der Grundzahl mit der jeweiligen Schlüsselzahl des Börsenvereins errechnet. Schlüsselzahl vom 15. Okt. 22: 110.

Verlag von L. Friederichsen & Co., Hamburg

Veröffentlichungen des Geographischen Instituts der Albertus-Universität zu Königsberg

Herausgegeben von

Dr. phil. **Max Friederichsen**

o. ö. Prof. der Geographie und Direktor des Geogr. Instituts der Albertus-Universität zu Königsberg

Heft 1

Die Moore Kurlands

nach ihrer geographischen Bedingtheit, ihrer Beschaffenheit, ihrem Umfange und ihrer Ausnutzungsmöglichkeit

von Dr. **Joh. Dreyer**

Gr. 8°, VIII und 263 Seiten mit 4 Abbild. im Text und 1 farbigen Karte.

Grundzahl: 4,5

Heft 2

Kurland

Eine allgemeine Siedlungs-, Verkehrs- und Wirtschaftsgeographie

von Prof. Dr. F. **Mager**

ao. Professor der Geographie an der Albertus-Universität zu Königsberg.

Mit 3 Kartenbeilagen, 10 Karten und Skizzen im Text und 49 Abbildungen auf 25 Tafeln.

Grundzahl: 5

Heft 3

Die Morphologie der samländischen Küste

auf Grund einer physiologisch-morphologischen Kartierung des Gebietes

von Dr. phil. **Hans Mortensen**

Assistent des Geographischen Instituts der Albertus-Universität zu Königsberg.

Mit 2 Profilbeilagen, 26 Skizzen und 31 Abbildungen im Text.

Grundzahl: 2

Heft 4

Ostpreussen

Die natürlichen Grundlagen seiner Wirtschaft, eine Quelle deutscher Kraft

von Prof. Dr. **F. Mager**

ao. Professor der Geographie an der Albertus-Universität zu Königsberg.

Grundzahl: 3,5

Bei Lieferung ins Ausland zuzügl. 120% bezw. 200% Valutaaufschlag.

Der Ladenpreis wird durch Multiplikation der Grundzahl mit der jeweiligen Schlüsselzahl des Börsenvereins errechnet. Schlüsselzahl vom 15. Okt. 22: 110.

THIS BOOK IS DUE ON THE LAST DATE STAMPED BELOW

RENEWED BOOKS ARE SUBJECT TO IMMEDIATE RECALL

LIBRARY, UNIVERSITY OF CALIFORNIA, DAVIS

Book Slip–50m-9,'70(N9877s8)458—A-31/5,6

Nº 818701

GF33
P3

Passarge, S.
Landschaft und
kulturentwicklung in
unseren klimabreiten.

LIBRARY
UNIVERSITY OF CALIFORNIA
DAVIS